Völker durch die sagen- und
Märchenwelt des Altertums

26276.1

Harvard College Library

FROM THE

SUBSCRIPTION FUND,

BEGUN IN 1858.

11 Feb. 1878.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Wendelstein.

Führer

durch die

Sagen- und Märchenwelt

des

Riesengebirges.

Von

Max Klose.

Mit zahlreichen Ansichten aus dem Riesengebirge.

Schweidnitz.
Verlag von Brieger & Gilbers.
1887.

Digitized by Google

26275.1

HARVARD COLLEGE
FEB 11 1898
LIBRARY.

Subscription fund.

Digitized by Google

Vorwort.

Der Führer durch die Sagen- und Märchenwelt des Riesengebirges soll eine Lücke in der Reiseliteratur unseres herrlichen Berglandes ausfüllen. Der unterzeichnete Verfasser ist von der Idee ausgegangen, den freundlichen Leser an die sagen- und märchenumwobenen Plätze in der Form einer Rundreise zu führen, welche von dem Kynast ausgeht und zuerst den westlichen, dann den östlichen Theil der Gebirgslandschaft durchstreift, aber an jedem namhaften Punkte, in Dorf und Stadt, an Berg und Thal, Rast macht.

Der besseren Uebersicht halber ist der Inhalt in 15 Abschnitte eingetheilt worden, deren jeder einen Hauptpunkt mit seiner Umgebung umfaßt, während der letzte den Rübezahlmärchen zugetheilt wurde.

Da der Umfang des Buches eine vorgeschriebene Anzahl Druckbogen nicht überschreiten durfte, sind die Sagen in knapper Form erzählt und nur den Rübezahlmärchen ist ein etwas größerer Spielraum zuerkannt worden.

Das Inhaltsverzeichniß ist so eingerichtet, daß mit dessen Benutzung sofort jeder Sagen- und Märchenplatz aufzufinden ist, und somit dürfte der „Führer durch die Sagen- und Märchenwelt des Riesengebirges“ den Freunden unserer schönen Heimath nicht unwillkommen sein. Die Herren Verleger haben dem Text noch eine Menge Illustrationen eingefügt, welche nur theilweise auf denselben Bezug haben, aber dem Touristen ein hübsches Andenken an die schönsten Punkte des Berglandes sein werden.

Max Klose.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Kynast und Umgegend.
(Mit Illustration.)

1. Der Burgname 1
2. Der Mauerritt 1
3. Der Thurmsprung 3
4. Die Flucht des Gefangenen 4
5. Wolf und Lamm 5
6. Der blutige Feldherr . . . 6
7. Der feste Harnisch 6
8. Die Tartarengräber 6
9. Die Belehnung mit dem Kynast 7
10. Der Kynast wird Eigenthum der Schaffgotsche 7
11. Das Wappen der Schaffgotsche 7
12. Kirchhöfel und Rabenstein 8
13. Der Wanderstein 8
14. Petersdorf 9
15. Schreiberhau (m. Illustration) 9
16. Marienthal 10
17. Der schwarze Wog 11
18. Die Steinfestung ꝛc. . . . 11
19. Hermsdorfs Methusalem . 11
20. Der unterirdische Gang . . 12
21. Der Teufel in Giersdorf . 12
22. Seidorf 12
23. Der heilige Brunnen . . . 13
24. Die Wunderhütten 13
25. Der Glausnitzer Leichenzug 13
26. Der große Teich 13
27. Die Tannlabaude (m. Illustr.) 14

Seite

28. Der Prudelberg 14
29. Die Ludersteine 15

II. Warmbrunn u. Umgegend.

1. Der Ortsname 15
2. Die Entdeckung der Quellen 15
3. Das schlesische Bethesda . 16
(Mit Illustration.)
4. Die wunderbare Errettung 17
5. Die alte Mühle 17
6. Die derbste Predigt 17
7. Der Kirchthurm der evang. Kirche 18
8. Die fleißigste Frau 18
9. Der Landgörge 18
10. Geklemmt 18
11. Der Neuteich 19
12. Der Läusepelz 19
13. Burg Kamenica 19

III. Greiffenstein u. Liebenthal.

1. Der Burgname 19
2. Der Greifbezwinger 20
Illustration Kloster Braunau . . . 24
3. Der Koch und die Ahnfrau 24
4. Der Gast und die Ahnfrau 25
5. Der Ritter und die Ahnfrau 25
6. Der Schützling der Ahnfrau 26
7. Die Ahnfrau bei dem Gevattermahl 26
8. Hans Ulrich und die Ahnfrau 27

Digitized by Google

Seite

9. Die Erlösung der Ahnfrau 27
10. Der Nonnenraub zu Liebenthal 28
11. Der Todtenstein 28
12. Das Kesselschloß 28
13. Regensberg 28
14. Der Bierborn 29
15. Meffersdorf 29
16. Der alte General 29
17. Der Trauersteg 30
18. Wiegandsthal 30

IV. Görlitz und Umgegend.

1. Der Name der Stadt . . . 30
2. Die Entstehung der Stadt 30
3. Der Vogthof 30
4. Der Wunderbaum 31
5. Der Teufelsstein 31
6. Der Schatz in der Landskrone 32
7. Jakob Böhme 32
8. Lauban 33

V. Löwenberg u. Grödißburg.

1. Der Name der Stadt . . . 33
2. Die Gottesbraut 33
3. Die Burg 34
4. Der Weiberkrieg 34
5. Holstein 35
6. Das Jungfernstübchen . . 35
7. Der Husarensprung 35
8. Die Grödißburg 36
9. Der Burggeist 36
10. Der Mord in der Burgkapelle 37
11. Der Mönchsberg 38
12. Der Jungfernsprung . . . 38
13. Das silberne Kreuz 38

Illustration Hörnerschlittenfahrt . . 39

VI. Goldberg und Schönau.

1. Der Name Goldbergs . . . 40
2. Die Entstehung Goldbergs 40
3. Die reichen Goldberger . . 40
4. Der Verfall der Bergwerke 40
5. Das Jüngstenläuten . . . 41

Seite

6. Das Goldberger Gespenst 42
7. Die Belagerung Goldbergs 42
8. Das Ringsingen 43
9. Wallenstein zu Goldberg . 43
10. Die Rabendocke 44
11. Der Zauberer vom Geiersberge 44

Illustration Mittagsstein 45

12. Der schwarze Christoph . . 46
13. Der Hedwigsberg 46
14. Der Hedwigsbrunnen . . . 47
15. Der Spitzberg 47
16. Die Gründung Schönaus 47
17. Der Schönauer Brand . . 47

VII. Lähnhaus.

1. Der Burgname 48
2. Die Birke im Stadtwappen 48
3. Der Hedwigssteig 48
4. St. Hedwigs Ruhestein . . 48
5. Die Schreinersfrau und die heil. Hedwig 48
6. Der unterirdische Gang . . 49
7. Der böse Konrad 49
8. Der Schatz im Burgkeller 50
9. Die Burgkirche 50
10. Der Lähner Wald 50
11. Das Röhrsdorfer Vorwerk 51

VIII. Hirschberg u. Umgegend.

(Mit Illustration).

1. Der Stadtname 51
2. Die Entstehung der Stadt 52
3. Das Stadtwappen 52
4. Die Schätze im Hausberg 52
5. Die Garküche 53
6. Die drei Thurmschrecken . 53
7. Der Zweikampf 53
8. Das steinerne Kreuz an der Hartauer Brücke 54
9. Vom Storch gebracht . . . 54
10. Der feste Grund 54
11. Der große Brand 54
12. Der Fläz 54
13. Die Wolfgang-Kapelle . . 55

Seite

14. Das städtische Goldbergwerk 55
15. Der Kavalierberg 55
16. Die Straupitzer Kirche . . 55
17. Der Hirschberger Reisbrei 55
18. Das Raubschloß 56
19. Der Schloßberg 56
20. Das Geisterpaar in Straupitz 56
21. Das Bolkoschloß 56
Illustration Abtei zu Buchwald . . 57
22. Der Geist am Helaberge . 57
23. Der Pechwinkel 58
24. Die Veränderung des Boberlaufs 58

IX. Schmiedeberg und Umgegend.

1. Der Stadtname 59
2. Die Entstehung der Stadt 59
3. Die Jungfrau Anna . . . 59
4. Das Kind im Bärenrachen 60
5. Der Türkenkopf in Arnsdorf 61

X. Fischbach und Umgegend.

1. Fischbach (mit Illustration) . 61
2. Der Kittnerberg 61
3. Burg Falkenstein 62
4. Der Kutschenstein 63
5. Der Prinzessinstuhl 63
6. Der Backofen 64
7. Das Bolzenschloß 64
8. Der Mönch im Bolzenschloß 64
9. Der Schatz im Bolzenschloß 65
10. Kupferberg 65
11. Der Böshanns 65
12. Die Schädelhöhe 66
13. Burg Nimmersatt 66
14. Der blutige Hahn 66
15. Das Goldstübchen 66
16. Der unterirdische Gang . . 67
17. Der Angstwinkel 67

Seite

XI. Bolkenhain und Schweinhaus.

1. Die Bolkoburg und Bolkenhain 67
2. Der Hungerthurm (m. Ill.) . 68
3. Die vermauerte Prinzessin 68
4. Der versteinerte Wein . . 68
5. Die Schätze in der Bolkoburg 69
6. Herzog Boleslaus und der Narr 69
7. Die Tartaren vor Bolkenhain 69
8. Die Vertreibung d. Tempelherren 69
9. Frau Bürgermstr. Schuller 70
10. Benjamin Scholz 71
11. Burg Schweinhaus 71
12. Die Entstehung der Burg Schweinhaus 72
13. Hans von Schweinichens Brautfahrt 72
14. Die tapferen Zecher 73
15. Heinrich von Schweinichen 74
16. Der Burgschutz 75
17. Der verdiente Nachttrunk . 75
18. Der Rettig 75
19. Siegesmund von Schweinichens Testament 75
20. Der Todtengräber Böer zu Bolkenhain 76
21. Der Müller Weigel 76
22. Sanftmuth hat die Stadt verlassen 76
23. Die schwedische List 76
24. Die einträchtigen Priester . 77
25. Der erfüllte Traum 77
26. Die Beraubung der Gehangenen 77
27. Der geheimnißvolle Kalender 78
28. Der Götzenpriester Hees . 78
29. Bulkos Grab 78
30. Der Knieberg 78
31. Hain 78
32. St. Johannes von Nepomuk 79

Digitized by Google

Seite

33. Die Grafen von Reichenbach 79

XII. Hohenfriedeberg und Zeiskenschloß.

1. Die Kapelle bei Hohenfriedeberg 79
2. Das Zeiskenschloß 80
3. Die schöne Liska 80
4. Der Liskateich 80
5. Der böse Tzessel 81

XIII. Waldenburg und Umgegend.

1. Der Name der Stadt . . . 82
2. Der Gottesfrevel 83
3. Die Vorstinburg (mit Illustr.) 83
4. Die Burg Neuhaus 84
5. Die Schätze im Neuhaus . 84
6. Der Neuhauser Ring . . . 84
7. Der treue Ulrich 84
8. Hochzeitsfest auf dem Neuhaus 85
9. Die treue Burgfrau 86
10. Das Schlesierthal 86
11. Die Burg Kynau 86
12. Das goldene Füllen 86
13. Die Henne mit den Küchlein 87
14. Die weiße Frau 88
15. Die drei Altväter 88
16. Der treue Hund 89
17. Die große Forelle 89
18. Das steinerne Kreuz 90
19. Die Laurichenburg 91
20. Der Untergang der Laurichenburg 92
21. Der Hexenstein 93
22. Die Rumpelmühle 93
Illustration Reimswaldau 93
23. Das Hornschloß 93
24. Die Flucht des Gefangenen 94
25. Der erschlagene Burgherr . 94
26. Das Freudenschloß (m. Ill.) . 94
27. Der unterirdische Gang . . 95
28. Der Goldberg 95

Seite

XIV. Landeshut u. Umgegend.

1. Der Name der Stadt . . . 95
2. Die Eroberung von Landeshut 96
3. Die tapferen Frauen 96
4. Das Kloster Grüssau . . . 96
5. Der Fürstenbrunnen 97
6. Liebau 97
7. Burg Liebenau 98
8. Der schwarze Kluge 98

XV. Rübezahlmärchen.

Illustration Die Schneekoppe . . 99
1. Der verliebte Berggeist, oder wie Rübezahl zu seinem Namen kam 99
2. Das wandelbare Geld . . . 102
3. Der Ackersmann 103
4. Bestrafter Wucher 104
5. Die goldenen Buchenblätter 105
Illustration Kirche Wang 105
6. Der Goldsand 106
7. Der große Frosch 106
8. Der unterirdische Kampf . 106
9. Das Fräulein mit der Erdbeere 107
10. Der geschenkte Kegel 109
11. Rübezahls Schöpse 109
12. Rübezahl und die Badegesellschaft 110
13. Die goldenen Schollen . . . 111
14. Die Diamantpillen 111
15. Der seltene Krebs 112
16. Rübezahl und der Eierhändler 112
17. Rübezahls Schminke . . . 114
18. Die Fledermäuse 114
19. Rübezahl, Bauer und Gastwirth 115
Illustration Der Kochelfall 115
20. Rübezahl, Glaser u. Müller 118
Illustration Mannstein im Hain . . 120
Illustration Käse und Brot im Hain 120
21. Rübezahl, Hans und Ritter 121
Illustration Der Hainfall 122
22. Rübezahls Tanzplatz . . . 122

Digitized by Google

	Seite
23. Der enthauptete Rübezahl	123
24. Rübezahl und die Handwerksburschen	123
25. Rübezahl u. der Raubritter	125
26. Der Baudenwirth	125
27. Die Ziegenliese	127
28. Rübezahl und der Barbier	128
29. Der goldene Streusand	129
30. Die goldenen Stoppelrüben	129
31. Der Getreidekäufer	130
32. Rübezahl und der Fuhrmann	130
33. Die gestohlenen Pferde	132
34. Der goldene Dolch	133
35. Rübezahl und die Vogelschützen	133
Illustration Der Höllengrund	134
36. Rübezahls Feuersteine	135
37. Rübezahl und der Juwelier	135
38. Der goldene Käse	136
39. Die Goldkäfer	137
40. Rübezahl und der Viehhändler	137
Illustration Die Annakapelle	141
41. Die goldenen Erbsen	142
42. Der Botenstock	143
43. Rübezahl und die Grenzbeamten	143
44. Der Geldverleiher	145
45. Gevatter Rübezahl	146
46. Das köstliche Damenbrett	146
47. Der Goldmacher	147
Illustration Der Thurmfall	148
48. Der Helfer in der Noth	149
49. Die goldenen Späne	149
50. Der bestrafte Schneider	149
51. Die wunderbaren Karten	150
52. Bestrafte Neugier	150
53. Das goldene Blut	151
54. Fürst Rübezahl	151
55. Der Mäusemarkt	152
56. Die verwandelten Ratten	152
57. Der Spuck im Geldbeutel	152
58. Die Marodeure	153
Illustration Der Thurmstein	153
59. Die lange Nase	153
60. Der Drache	154
61. Die goldenen Kugeln	154
62. Das gestörte Gelag	155
63. Die goldenen Bälle	155
64. Der Geldspuck	156
65. Rübezahl und der Handelsmann	156
66. Ein Strafgericht Rübezahls	158
67. Die Bäckerseele	160
68. Der goldene Zaum	161
69. Belohnte Reue	161
Illustration Große Schneegrube	162
70. Rübezahls Testament	162

I. Die Burg Kynast und Zubehör.

1. Der Burgname.

An der Stelle, welche jetzt die Trümmer des festen Bergschlosses decken, hat in uralten Zeiten eine mächtige Kiefer gestanden. Unter einem Aste derselben war ein Jagdhaus erbaut und von diesem völlig beschirmt. Von dem Riesenaste erhielt der Berg seinen Namen, Kienast oder Kynast, welcher später auch auf die Burg „Neuhaus“ übertragen wurde, die Herzog Bolko der Kriegerische im Jahre 1292 auf dem Berge errichten ließ.

2. Der Mauerritt.

Die Burg Kynast war von einer hohen Mauer umgeben, welche, auf den Felsenvorsprüngen aufgeführt, über gähnender Tiefe des Höllenthales stand und noch theilweise besteht. In der Trunkenheit wettete einst der Burgherr, Ritter Bruno von Scharfeneck, ein wilder Geselle, daß er auf der Mauer bis zu dem Halbthurm reiten werde. Er machte den Versuch, stürzte aber mit seinem Pferde in die Hölle hinab und fand dort seinen Tod. Dessen Tochter, Kunigund, war ein schönes Fräulein, das nicht allein

seiner Schönheit, sondern auch seiner Reichthümer halber von Freiern umschwärmt war. Kunigund liebte ein ungezwungenes Leben und dachte nicht daran, sich einen Eheherrn zu wählen. Ihre Freier lachte sie aus und schwor, nur denjenigen zum Gatten zu nehmen, der das Wagniß bestehe, welches ihrem Vater das Leben gekostet habe. Die heiße Liebe der vielen Ritter wurde nach dieser Forderung kühl und einer nach dem andern sattelte sein Rößlein und suchte sich anderwärts eine Braut. Die Kunde davon erscholl jedoch im ganzen Lande umher und beherzte Ritter lockte nicht die Liebe, aber die Ehre, den geforderten Mauerritt zu wagen. Das Fräulein Kunigund erklärte wohl, daß die Forderung nur gestellt sei, um der Freier ledig zu werden und bat die Verwegenen, von dem Wagniß abzulassen. Doch umsonst; die Welt sollte sehen, daß es noch kühne Ritter gäbe! Viele Edle zogen zur Burg hinauf, wagten den Ritt und fanden in dem Höllengrunde den Tod. Kunigunde gewöhnte sich daran und lachte über die Narren, die sich für sie opferten. Sie schüttelte den Kopf zu dem Rathe ihrer Freunde, durch eine Vermählung dem Blutbade ein Ende zu machen. Da kam Graf Adalbert von Thüringen (1263—1314) mit einem Knappen auf dem Kynast an. Der schöne Ritter gefiel Kunigund und schon nach wenigen Tagen bot sie ihm ihre Hand an, weinte und bat, den Mauerritt zu unterlassen. Sie schlug vor, zu verkünden, daß er das Wagniß bestanden habe. Der Graf aber wies diese Lüge mit Entrüstung zurück, bestieg sein Roß und führte wirklich den gefahrvollen Ritt aus. Kunigund eilte mit offenen Armen dem Bräutigam entgegen. Ihre Freude war jedoch von kurzer Dauer. Graf Adalbert erklärte, daß er längst mit Margarethe, der Tochter Kaiser Friedrichs II., vermählt sei und nur den Zug auf den Kynast unternommen habe, um dem schändlichen Treiben ein Ende zu machen, welches Deutschland schon eines Theiles der edelsten Ritter beraubt habe. Kunigund büßte für die Blutschuld, die sie auf sich geladen hatte, sie wurde nämlich wahnsinnig und stürzte sich in die Hölle hinab, die ihre kühnen Bewerber verschlungen hatte. Ihr Geist schreitet noch mitternächtlich ruhelos durch die Ruine.

Der Schluß dieser Sage wird übrigens auch noch in anderen Weisen erzählt. Demnach soll Kunigund in ein Kloster getreten sein und für ihren Frevel schwere Buße gethan haben. Eine

andere Deutung läßt um Kunigund, nachdem sie die Demüthigung durch den Landgrafen Adalbert erfahren und in Reue und Buße einige Monate verbracht hatte, den Freund Adalberts, den Ritter Hugo von Erbach, werben. Diesem schenkte sie Herz und Hand und lebte mit ihm glücklich, aber in stiller Zurückgezogenheit auf dem Kynast. Rückert weiß noch eine vierte Auslegung:

Der Ritter ritt von dannen, dem Roß gab er die Spor'n;
Das Fräulein Kunigunde,
Das Fräulein sah ihn reiten, verging vor Scham und Zorn.
Jungfräulein ist sie blieben zur Buße für ihren Stolz,
Das Fräulein Kunigunde!
Zuletzt hat sie verwandelt sich in ein Bild von Holz.
Ein Bild, anstatt der Haare bedeckt mit Igelhaut,
das Fräulein Kunigunde von Kynast!
Das muß ein Fremder küssen, wenn er den Kynast schaut.
Wir bringen's ihm zum küssen, und wenn davor ihm graut,
Das Fräulein Kunigunde von Kynast!
Muß er mit Gold sich lösen, wenn er nicht küßt die Braut,
Das Fräulein Kunigunde!

3. Der Thurmsprung.

Der Burgherr auf dem Kynast gab einst dem Herzog Ludwig II. von Liegnitz und dessen schöner Gemahlin Elisabeth, Tochter des Burggrafen von Zollern, ein Fest. Eine Menge Ritter und Edeldamen waren zu demselben erschienen und dem Festgelage folgten Turnier und Tanz. In ausgelassener Freude schlug ein Ritter vor, die Herren sollten ein jeder von hohem Standpunkte den Namen ihrer Herzallerliebsten in den Wald schreien. Mit Jubel ging man auf diese Idee ein. Die Meisten der bespornten Recken aber verstanden die Kunst des Kletterns schlecht; nur wenige klommen zu ansehnlicher Höhe an den Schloßmauern empor. Ein Page jedoch (Franz von Chila) stieg bis auf die Thurmspitze hinauf und klammerte sich an die Wetterfahne an. Der Burgherr ließ ihm durch den Thurmwart einen mit Wein gefüllten Becher auf einer Stange reichen und der Herzog forderte den knabenhaften Wagehals auf, seine Liebste zu nennen. Da schwang der Page den Becher in der Luft und rief:

„Wär' Frevel es und Sünde
Und würd' ich zum Gespött',
Ich lieb' aus ganzer Seele
Fürstin Elisabeth!"

Den goldenen Becher schleuderte der Verwegene vor die Füße des Herzogs und vor den Augen Aller stürzte er sich hinab in die Tiefe, wo seine zerschmetterte Leiche aufgefunden wurde. Die Herzogin wurde ohnmächtig in das Schloß getragen und verfiel in eine Geisteskrankheit, welcher nach Jahresfrist auch ihr schöner Körper erlag.

4. Die Flucht des Gefangenen.

Um das Jahr 1490 hielt der Burgherr des Kynasts (Gotsche Schof) in dem Thurmzimmer der Burg einen Ritter gefangen, der wiederholt das Kynast'sche befehdet hatte. Die Gemahlin des Gefangenen bat wiederholt den Burgherrn fußfällig um Freilassung ihres Mannes. Aber vergebens. Nun ersann dieselbe eine List, ließ Stricke, Säge und Feilen in ein Osterbrot backen und erhielt von dem Burgherrn die Erlaubniß, ihrem Gatten zu dem Feste Brot und Wein durch den Thurmwart zu senden. Der Gefangene hatte in ohnmächtigem Zorn schon oft an den Eisenstäben der Fensterlücke gerüttelt und sich die Fäuste an den dicken Mauern wund geschlagen. Seine Freude über die entdeckten Fluchtgeräthe in dem Osterbrot war daher eine unbeschreibliche. Als die Nacht hereinbrach und draußen der Sturm mit wildem Toben die alten Bäume peitschte, begann er in seiner Zelle zu sägen und zu feilen. Das starke Eisengitter wich seinen Bemühungen und fiel polternd hinab in den Grund. Der beherzte Mann befestigte sofort den Strick an den Ueberresten der Eisenstäbe und schwang sich zu dem Fenster hinaus. Glücklich erreichte er die Außenmauer und den Waldsaum, an welchem die treue Gattin mit dem Knappentroß seiner harrte. Der Thurmwart fand des andern Morgens die Zelle leer und an der Wand stand mit Blut geschrieben!

„Die Frauenlieb' und Frauentreu'
Erschließen alle Wege!
Es ebnet Gottes Fingerzeig
Für sie geheime Stege;

Aus Kerkers Nacht
Führt ihre Macht,
In freies Luftgehege."

Das Fenster mit dem zerbrochenen Gitter wird noch heut gezeigt.

5. Wolf und Lamm.

Hans Ulrich von Schaffgotsch war Burgherr auf dem Kynast. Im Jahre 1630 veranstaltete derselbe ein Festgelage und lud dazu auch den Pfarrer aus dem nahen Giersdorf, Johann Andreas Thieme, ein. Dieser beschäftigte sich seit langer Zeit mit der Kunst, der Menschen Geschicke aus der Stellung der Gestirne zu lesen, und hatte sich selbst die Vertreibung aus seinem Amte vorausgesagt. Der Burgherr glaubte solche Possen nicht und verlangte, auch sein Schicksal zu erfahren. Thieme wollte schweigen, aber des Burgherrn Spott löste ihm die Zunge.

„Nach der Stellung des Saturn und Mars bei Euerer Geburt, edeler Herr, werdet Ihr als Gefangener durch kalten Stahl sterben!"

Die Gäste waren erschrocken und riefen:

„Das wolle Gott verhüten!"

Der Gastgeber aber lachte.

„He, Thieme, welches Schicksal droht diesem Lämmchen auf dem Hofe, welches an Lichtmeß geboren wurde?"

Der Pfarrer erforschte sich kurz.

„Herr, das Lamm wird von einem Wolfe gefressen werden."

Nach diesem Ausspruche fand sich die Heiterkeit der Gäste wieder; denn in den Kynast'schen Revieren waren die Wölfe längst ausgerottet. Der Burgherr trat von seinen Gästen weg und befahl dem Küchner, sofort das Lamm zu schlachten und zum Nachtmahl herzurichten! Die Gesellschaft ging alsdann mit dem Gastgeber hinaus auf die Jagd und kehrte am Abend ermüdet in die Burg zurück. Nun wurden die Speisen aufgetragen und der Burgherr stellte sich vor den Pfarrer.

„He, Thieme, was nun? Das Lamm ist zum Nachtmahl gebraten! Wird der schlimme Prophet auch davon kosten mögen?"

Die Tafelgesellschaft schlug ein helles Gelächter auf, welches aber bald wieder verstummte. In den Saal herein stürzte der Küchner und warf sich dem Herrn zu Füßen.

„Gnade, edler Freiherr! Der Wolf hat das Lamm gefressen.“

Der Burgherr und die Gäste schauderten und wollten die Mähr kaum glauben. Es stellte sich aber bald heraus, daß auf der Burg ein zahmer Wolf den Braten aus der Küche (die noch gezeigt wird) gestohlen hatte. Die andere Prophezeihung ging ebenfalls in Erfüllung. Hans Ulrich von Schaffgotsch wurde am 14ten Februar 1634 von dem Obersten Graf Collerado in Ohlau gefangen genommen und nach Glatz gebracht. Man legte ihm zur Last, mit den Schweden gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben (später kam seine Unschuld an den Tag) und enthauptete ihn auf Befehl Kaiser Ferdinand II. am 23. Juli 1635 zu Regensburg.

6. Der blutige Feldherr.

Der Freiherr Hans Ulrich von Schaffgotsch war Kaiserlicher Feldherr, fiel aber in Ungnade und wurde hingerichtet. Vor seinem Tode ließ er seine beiden treuen Diener, Jeremias und Constantin rufen und befahl denselben, seine Leiche nicht abzuwaschen, sondern blutig in den Sarg zu legen; er wolle so zugerichtet, wie er sein würde, dem Kaiser (Ferdinand II.) vor Gottes Richterstuhle erscheinen.

7. Der feste Harnisch.

Auf dem Kynast wurden früher (ehe die Burg am 31. August 1675 durch Blitz zerstört wurde) eine Menge alter Kriegswerkzeuge aufbewahrt. Unter denselben befand sich auch der Harnisch des streitbaren Helden und Kaiserlichen Kriegsobersten Tobias von Weene und Guisenburg, welchen einst eine vierpfündige Kugel getroffen, aber nicht durchbrochen haben soll.

8. Die Tartarengräber.

Am Fuße des Kynast's liegt der Frauenteich. Wenn die Herbststürme mitternächtlich toben, soll es dort nicht geheuer sein. Rossegetrappel, Pferdegewieher und unheimliches Gejohle schallen zum Kynast empor. Jahrhunderte lang ist dies so gewesen, seit im Jahre 1241 Ritter von Scharfeneck den Ansturm der Tartaren zurückschlug und ein großer Theil derselben ein Grab in dem Frauen-

teiche fand. Die wilden Horden drohten damals, die Burg der Erde gleich zu machen. Aber sie hatten sich verrechnet. Der tapfere Scharfeneck rollte über den kahlen Berg von dem „Neuhaus" Riesenstämme hinab, welche die Anstürmenden niedermähten, wie der Schnitter das Getreidefeld. Die Tartarenfürsten sahen die Unmöglichkeit einer Eroberung ein und zogen ab. Kleine tartarische Hufeisen werden noch oft im Teiche gefunden.

9. Die Belehnung mit dem Kynast.

Die Geschichte weiß kein Datum anzugeben, wann und wie die mächtige Herrschaft Kynast in die Hände der Schaffgotsche gekommen ist. Die Volkssage erzählt aber, daß Gotsche Schof, ein tapferer Ritter, dem Herzog Bolko II. ein treuer Kriegs- und Jagdgefährte gewesen sei und seinem Fürsten auch das Leben gerettet habe. Hierfür soll ihn Bolko um das Jahr 1300 mit der Burg Kynast und allem Zubehör belehnt haben.

10. Der Kynast wird Eigenthum der Schaffgotsche.

Von Herzog Bolko II. erbte Kaiser Karl IV. die schlesischen Fürstenthümer und mit ihnen auch den Kynast. Die schlesischen Vasallen Bolko's traten auch zu ihm (eigentlich zur Krone Böhmens) in ein Vasallenverhältniß und Ritter Gotsche Schof vom Kynast war einer der Bevorzugtesten in seinem Kriegsgefolge. Der heldenmüthige Ritter leistete dem Kaiser überall Waffenfolge und zeichnete sich durch unerschrockene Tapferkeit aus. Zum Lohn für seine treuen Dienste gab ihm der Kaiser im Jahre 1377 bei Erfurt den Kynast und das Berggut Schmiedeberg zu uneingeschränktem Eigenthum für ewige Zeiten.

11. Das Wappen der Schaffgotsche.

Der tapfere Ritter Gotsche Schof vom Kynast führte in seinem Schild ein weißes Schaf auf rothem Felde, welches von allen Gegnern gefürchtet war. Als der Ritter mit Kaiser Karl IV. im Jahre 1377 vor Erfurt lag, und die Belagerung sich in die Länge zog, wurde Karl von großem Unmuth erfüllt. Endlich be-

wogen ihn seine Rathgeber, zum Sturm zu schreiten. Es entbrannte ein heißer Kampf und der Kaiser gewahrte seinen Gotsche Schof immer in dem dichtesten Schlachtgewühle. Als der Sieg der Kaiserlichen austrompetet wurde, ritt Karl an Schof heran und reichte demselben die Hand. Der Ritter aber wischte seine blutbedeckte Rechte an den Panzer, ehe er sie in die des Kaisers legte. Dadurch entstanden vier Blutstreifen auf der blanken Rüstung, die der Kaiser bemerkte und zur Erinnerung dem tapferen Ritter in sein Wappen fügte. Seitdem ist das Wappen der Schaffgotsche ein achtfach roth und weiß gestreiftes Schild und ein weißes Schaf neben einem Kieferbaume. (Siehe S. 1.)

12. Heidenkirchhof und Rabenstein.

Zwischen dem Sabrich und dem Hummelberge liegt ein mit Steinen umfriedetes Ackerstück, welches das „Kirchhöfel" oder „Hootschrich" geheißen wird. Dasselbe soll eine heidnische Begräbnißstätte sein. Ob das nahegelegene „Galgenstück" an den „Donnersteinen," eine ehemalige Richtstätte, die Leichen für den Heidenkirchhof geliefert hat, oder ob die Ueberreste der auf den Opfersteinen des Sabrichgipfels dargebrachten Opfer dort ruhen, weiß die Sage nicht zu erzählen, wohl aber davon, daß viele Raben dort Beute suchten und gierig von dem Hummelberge herüberschauten, dessen höchster Punkt heut noch der Rabenstein genannt wird.

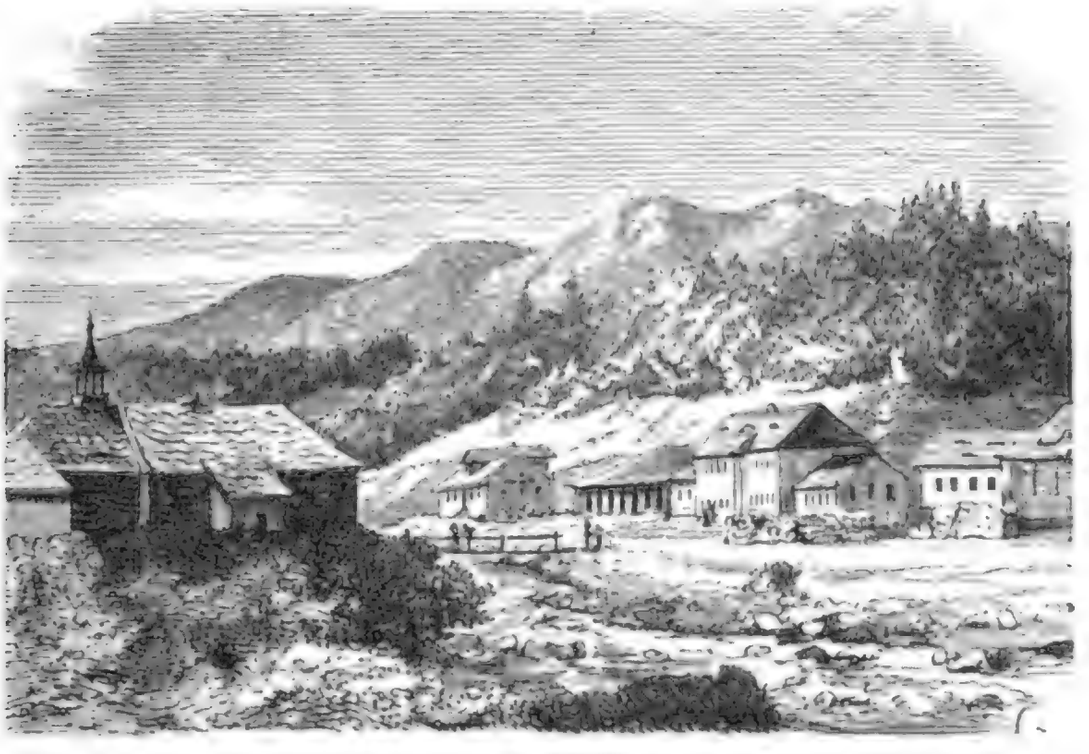
13. Der Wanderstein.

Auf einer Wiese am Eingang in die schwarze Schneegrube liegt ein mächtiger Felsblock, der über 300 Centner wiegen soll. Derselbe ist nicht, wie andere Felsen, an den Platz gebannt, sondern ein reiselustiger Geselle. Es geht von ihm die Mähr, daß er sich zeitweise fortbewegt hat und man will sogar genau wissen, daß er auch in unserem Jahrhundert schon drei Reisen und zwar in den Jahren 1807, 1819 und 1848 gemacht hat. Auf seiner letzten Wanderschaft hat er eine kleine Anhöhe ohne besondere Anstrengung überstiegen. Der Volksmund hat dem ruhelosen Felsen den Namen „Wanderstein" gegeben.

Der Wasserfall.

14. Petersdorf.

Das Dorf Petersdorf unter dem Kynast, heut ein großer Fabrikort, soll im 15. Jahrhundert entstanden sein. Im Jahre 1402 — so weiß die Sage — stand an dem Zacken nur eine Mühle, die der Meister Peter erbaut hatte und betrieb. Selbstverständlich wurde dieselbe die Petermühle genannt und das neben derselben entstandene Dorf erhielt den Namen Petersdorf.



Die Josephinen-Hütte.

15. Schreiberhau.

Das große Dorf Schreiberhau soll seine Entstehung der Glasfabrikation verdanken. Auch seinen Namen hat es durch dieselbe erhalten. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts wurde von dem Burgherrn des Kynast (Schaffgotsch) daselbst eine Glashütte angelegt. Ueber das zu dem Betriebe derselben eingeschlagene Holz mußte ein Schreiber Rechnung führen, der in dem „Hau“ seine Wohnung hatte. Als sich das erste Haus neben des Forstschreibers Amtswohnung fand, sagten die Leute der Umgegend: „In Schreibers Hau ist ein Haus gebaut worden.“ Und dem späteren Dorfe ist dieser Name haften geblieben.

16. Marienthal.

Der wilde Struſſenetzer Graf Rüdiger hatte ſich in Maria von Gitſchina, ein ſchönes Edelfräulein verliebt, die bereits die Braut des Ritters Jaroslaw war. Maria aber hatte die Bewerbung des Wegelagerers zurückgewieſen und dadurch deſſen Zorn herausgefordert. Rüdiger lauerte dem bevorzugten Bräutigam, der von dem kaiſerlichen Heere zurückkehrte, in welchem er gegen die Huſſiten (1440?) gekämpft hatte, im Walde auf, fing denſelben hinterliſtiger Weiſe und warf ihn in ein Burgverließ auf dem Raubſchloſſe Waldſtein, wo er über ein Jahr ſchmachtete. Nachdem Maria ihren Bräutigam todt glaubte, begab ſich Rüdiger nochmals auf ihr Schloß und warb um ſie. Aber die ſchöne Beſitzerin von Gitſchina wies ihn verächtlich ab und erklärte, auch ihrem verſtorbenen Verlobten die Treue bewahren zu wollen. Rüdiger ſprengte in ſeiner Wuth auf den Waldſtein und befahl dort, den Ritter Jaroslaw zu ermorden. Der aus dem Heere heimgekehrte Sohn des Burgvoigts aber hatte in dem Ritter ſeinen Hauptmann erkannt, rettete denſelben und führte ihn über das Gebirge in das Kynaſt'ſche zu dem tapferen Ritter Gotſche Schof, der Jaroslaws Waffenbruder war.

Der ſchlimme Rüdiger überfiel mit ſeinen Raubgefährten, Ignatz von Zaremba und den Brüdern Diether und Fuſt von Hortſchin, Maria's Burg und zerſtörte dieſelbe. Maria entkam mit Hilfe eines treuen Dieners in das Gebirge, ihre Feinde aber ſetzten ihr nach und geriethen ihr hart auf die Ferſen. Da brach ein großes Unwetter los und erſchwerte ſowohl die Flucht als auch die Verfolgung. Zaremba ſtürzte mit dem Pferde und lag hilflos, mit gebrochenem Fuß am Ufer des ſchäumenden Zackerle, Diether war von dem Blitz getödtet worden, Rüdiger aber gab trotzdem die Verfolgung nicht auf. Er verhöhnte Gottes Allmacht und ſchwor, Maria auch dann zu gewinnen, wenn er ſie aus der Hölle holen ſolle. Wohl erblickte er an dem anderen Ufer des Waldbaches die Flüchtige, aber in wenigen Minuten hatte das Unwetter aus dem kleinen Sturzbach einen wilden Strom gemacht, der dem Verwegenen den Weg verſperrte. So faſt am Ziele umzuwenden war aber nicht die Art des wilden Rüdiger; er gab ſeinem Roſſe die Sporen und ſetzte in die wilde Fluth, die Roß und Reiter

hinabriß in den tosenden Wasserfall. Maria gelangte glücklich auf die Burg Kynast, wo Gotsche Schof bereits ihren Bräutigam bewirthete. Der Schloßkaplan segnete das glückliche Paar ein und der Burgherr gab demselben das Land an dem wilden Zackerle, wo es sich eine feste Burg auf hohem Felsen erbaute, an dessen Fuße aber ein Dorf für seine treuen Diener schuf. Die Burg ist längst verschwunden, Niemand kennt den Platz, wo sie gestanden hat, das Dorf aber besteht noch heut als ein Theil des Ortes Schreiberhau, und trägt noch seinen alten Namen „Marienthal."

Nach einer anderen Sage soll das Marienthal früher das „Jammerthal" geheißen haben, von einer Maria Pluche gestiftet und nach dieser Marienthal benannt worden sein.

17. Der schwarze Wog.

Stromabwärts von Schreiberhau befindet sich im Zackenbett ein dunkler Wasserwirbel, welcher der schwarze Wog genannt wird. Die Sage erzählt, daß derselbe unergründlich sei und in seiner Mitte einen heißen Sprudel besitze, der das Zufrieren im Winter verhindere. Der schwarze Wog soll außerdem die unheimliche Eigenschaft besitzen, das Wasser des Zackens aufhalten und dadurch die Mühlen an demselben zum Stillstand bringen zu können. In den Jahren 1703, 1746, 1773, 1785, 1797 und 1810 sollen deshalb die Mühlen stundenlang zur Betriebsunterbrechung gezwungen worden sein.

18. Steinfestung etc.

Unterhalb der Kochelmündung liegt am Zacken Rübezahls Steinfestung. In dem Weinkeller derselben soll sich der Bergalte einmal kannibalisch an gepaschtem Ungarwein bezecht haben und der Gnomenwache im Schilderhause entschlüpft sein. In solcher Stimmung ist Rübezahl verschiedener Possen fähig und wie er sich damals geberdet hat, davon zeugt noch heut das Zackenbett. Er hat sein Bügeleisen und sein Waschbecken in demselben verloren und ist auf eine Steinplatte so töppisch aufgetreten, daß derselben „die Rübezahls Füße" noch tief eingedrückt sind.

19. Hermsdorf's Methusalem.

Am Fuße des Kynasts liegt das schöne Dorf Hermsdorf. Die Sage berichtet, daß dort sich einst ein Handelsmann aus

Temesvar, Namens Cobat, niedergelassen habe. Derselbe soll ein Alter von 172 Jahren erreicht haben und mit den Seinigen auf dem Friedhofe hinter dem Schlosse ruhen. Die Letzteren standen an Jahren dem greisen Cobat nicht viel nach; denn dessen Frau soll 168 und dessen Sohn 116 Jahre alt geworden sein. Die Bildnisse des seltenen Ehepaares sind noch in der Reichsgräflich Schaffgotsch'schen Bibliothek aufbewahrt. —

20. Der unterirdische Gang.

Zur Grafschaft Kynast gehört das Dorf Giersdorf, welches als Mitgift der Magdalene von Czedlitz im Jahre 1557 an die Schaffgotsche kam. Von dem Giersdorfer Schlosse soll ein unterirdischer Gang auf den Kynast führen und dort in dem Keller des zweiten Burghofes enden. In den Seitengewölben des Kellers sollen noch mancherlei Schätze und Waffengeräthe verborgen sein, wer dieselben aber aufsucht, büßt das Leben ein.

21. Der Teufel in Giersdorf.

Es soll einmal im Kynast'schen und namentlich in Giersdorf der Teufel gehaust haben, der schlimmer war als Mongolen und Hussiten. Er nahm den armen Leuten das Letzte weg und schleppte es in die Hölle. (1636 soll Kaiserlicher Burghauptmann auf dem Kynast „Teufel von Zeilberg und Höllenstein" gewesen sein, von dem die Chronik sagt, daß er den Unterthanen das Ihrige und die Gerechtsame stahl.)

22. Heidorf.

Hans Schoff, der edle Herr vom Kynast, ritt einst (1570?) zum Volksfest nach Schweidnitz. Es begleitete ihn nur ein einziger Knappe und der Weg führte durch einen großen Wald. In demselben trieben Wegelagerer ihr Handwerk und überfielen auch den Ritter. Die Ueberzahl der Räuber brachte des Ritters Streitroß zu Falle und stürzte über denselben her. Da hieb der Knappe, Balzer mit Namen, wüthend auf die Bande ein und schlug sie in die Flucht. Hans bestieg des Knappen Pferd und dieser schritt neben seinem Herrn. Als sie nun zu den nächsten Häusern kamen, hielt der Ritter das Roß an, nahm seines Knappen Hand und sprach: Mein Dank für solche Tapferkeit, die mir das Leben rettete,

wird immer währen. Aber fortan soll er mein Ritter sein und dies „Sein Dorf.“ Seidorf heißt dasselbe auch noch heut.

23. Der heilige Brunnen.

In der Nähe der Annakapelle liegt eine frische Quelle, welche früher der „heilige Brunnen“ hieß und der Sage nach Leidenden Genesung gebracht haben soll.

24. Die Wunderhütten.

Die Gegend, in welcher heut das kleine Oertchen Bronsdorf liegt, soll einst von den Hussiten schlimm heimgesucht worden sein. Weit über die Berge erstreckte sich damals das mächtige Dorf Brompesdorf, welches wilde Horden bis auf sechs Häuschen zerstörten. Diese wurden, wie durch ein Wunder verschont und erhielten den Namen Wunderhütten, den sie heut noch tragen. (Jetzt Colonie Hainberg bei Seidorf.)

25. Der Glausnitzer Leichenzug.

Unweit eines Grenzgrabens bei dem Dörfchen Glausnitz hat man in mitternächtlicher Stunde schon oft einen unheimlichen Leichenzug gesehen. Derselbe bewegt sich nach dem Rothen Vorwerk, welches eine Wegestrecke von Glausnitz, nordöstlich von Seidorf liegt. Acht schwarze Pferde ziehen den schwarz verhangenen Leichenwagen, eine Menge dunkler Gestalten gehen mit Fackeln voran und folgen dem Sarge. Aus den Capotten derselben grinsen weiße Zähne hervor und der Wind jagt die Mäntel um Knochenbeine. Dieser schaurige Zug soll immer drei Tage vorher zu Mitternacht über den Grenzgraben ziehen, wenn ein Glied der gräflichen Familie von Schaffgotsch sein Haupt zum Sterben neigt. Ein Schaffgotsch soll einst in jener Gegend meuchlings ermordet worden und dessen Gebeine bis heut unbeerdigt geblieben sein.

26. Der große Teich.

Südöstlich von den „Dreisteinen,“ die einst ein Hauptsitz der Druiden gewesen sein sollen, liegt der große Teich, von welchem die Sage erzählt, daß kein lebendes Wesen darin gedeiht und eingesetzte Fische bald wieder absterben. (Die Erforschung im Jahre 1885 hat ergeben, daß die Fauna des Teiches sehr gering ist.)

27. Die Tanlabaude.

Die Hampelbaude.

In früheren Zeiten soll auf dem Hochgebirge ein Baudenwirth verstanden haben, Bier aus Tannzapfen zu brauen und dessen Baude wurde deshalb die Tanlabaude genannt. Der Name soll später dem der Hampelbaude gewichen sein. —

28. Der Prudelberg.

Auf dem Prudelberge bei Stonsdorf befindet sich die Rischmannshöle, in welcher einst der Prophet Hans Rischmann gehaust haben soll. Der Geist hatte denselben von Lomnitz durch die Luft dorthin geführt. Der Prophet (1590—1642) konnte weder lesen noch schreiben und war 9 Wochen vor seiner ersten Weissagung (1630) plötzlich stumm geworden. Sieben Jahre blieb er der Sprache beraubt, wenn aber der prophetische Geist über ihn kam, sprach er mit starker Stimme seine Weissagungen.

Derselbe hat vieles Unheil, namentlich Krieg und Krankheit, vorausgesagt. Von seinen Prophezeihungen sollen der Brand Hirschbergs am 19. Juli 1633, die Wegnahme der Kirchen im Jahre 1650, der Einsturz des Hirschberger Rathsthurmes am 27. Januar 1739, der Stillstand des Zackens am 19. März 1773 und andere wirklich eingetroffen sein. Der Prophet hat nicht allein in der Rischmannshöhle geweissagt, sondern der Geist hat denselben auch auf eine Pappel in Erdmannsdorf, auf die Stadtmauer in Hirschberg und auf die Zackenbrücke daselbst geführt und aus demselben gesprochen. Die Weissagungen für das 19. Jahrhundert gipfeln in der Hoffart

der Frauen, die Klingeln an den Füßen tragen werden, in dem Untergange Kupferbergs an einem Jahrmarkt und darin, daß ein großer Monarch sein ruhmvolles Leben zwischen Hirschberg und Schmiedeberg verlieren wird. Im 20. Jahrhundert soll ganz Europa aussterben. Diejenigen Leute aber bleiben übrig, die im Gebirge Brunnen- und Schneewasser trinken.

29. Die Ludersteine.

Zwischen Agnetendorf und der Peterbaude liegen große Granitfelsen, welche die Ludersteine genannt werden. In den alten Heidenzeiten sollen dort dem Götzen Lödur Opfer gebracht worden sein. Die Felsen wurden daher die Lödursteine geheißen und der Volksmund soll diesen Namen in den heutigen verwandelt haben.

2. Warmbrunn und Umgegend.

1. Der Ortsname.

Der Badeort Warmbrunn, welcher südlich von Hirschberg liegt, soll ehemals Warmborn geheißen haben und verdankt seinen warmen Heilquellen den Namen.

2. Die Entdeckung der Quellen.

In grauer Sagenzeit (im 10. Jahrhundert) war auf der Stelle des Badeortes Warmbrunn ein großer Urwald. Einst jagte dort ein Hermundurenfürst und kam an eine Quelle. Sein Lieblingshund sprang in das Wasser, verbrannte sich aber und kroch, jämmerlich heulend, zu seinem Herrn. Der Heidenfürst untersuchte die Stelle und fand das Wasser heiß aus der Erde hervorsprudeln. Erschrocken wandte er der Gegend den Rücken und meldete sein Erlebniß den Wotanpriestern, welche die Quelle zur Heilung der Kranken benutzten.

Einer anderen Sage nach, war Herzog Boleslaus der Krause im Jahre 1175 auf die Jagd geritten. Derselbe gelangte mit seinen Jägern zu einer Quelle, in welcher ein verwundeter Hirsch

keine. Die Gruppe Adolf, bei Kiefer zu unterbleiben, um nicht die Breite zu überschreiten.

2. Der Adolfiter Bierkeller.

Wer bei Kiefer nicht Einkehr hielt, der kehrte bei Wagner ein, der sich von Nun Erbe zu Adolfiten. Die jetzige Besitzerin heißt Adolfine Wagnerin. Ihr jetziger Gatte ist

Adolfiten, nach Kupferstich von Merian.

kein Adolfit, gehörte nicht zu Adolfiten als man Adolfiten zu den Adolfiten rechnete. Aber wie der Engel Gott Adolfiten nicht Adolfiten nennt, sondern Adolfiten, so nennt auch Adolfine Wagnerin ihr Bier nicht Adolfiten, sondern Adolfiten, als ob Adolfiten Adolfiten wäre, und Adolfiten Adolfiten, und Adolfiten Adolfiten, und Adolfiten Adolfiten

Blick in das Hochelsevier und auf die Schneegruben.

Digitized by Google

4. Die wunderbare Errettung.

Der Ritter Hans Schoff und deſſen fromme Gemahlin ſind einſt vom Kynaſt herabgekommen und in ein großes Unwetter gerathen. Als dieſelben über die Zackenbrücke bei Warmbrunn fuhren, ſtürzte dieſe zuſammen und der Wagen mit den Inſaſſen hinab in die tobende Fluth des Hochwaſſers. Da gelobte die Edeldame, einen Altar zu ſtiften, wenn Gott ſie und ihren Gemahl von dem ſicheren Tode errette. Die Wogen führten den Wagen wie einen Kahn fort und ſetzten denſelben unbeſchädigt an das Land. Der Ritter dankte mit ſeiner Gemahlin Gott und ſtiftete ein Altarbild, welches ſich noch heut auf einem Seiten-Altare der katholiſchen Kirche zu Warmbrunn befindet.

5. Die alte Mühle.

Ein Graumännlein ſoll in der alten Mühle zu Warmbrunn umgehen. Daſſelbe hatte einſt dem Müller den Tod ſeiner Angehörigen vorausgeſagt und, als derſelbe wieder heirathete, auch des jungen Weibes Tod ihm vier Wochen vorher verkündet. Später iſt das Männlein dem Müller noch oft erſchienen und hat demſelben in der Mitternachtsſtunde die beſten Rathſchläge gegeben, wenn irgend etwas im Geſchäft nicht recht gehen wollte.

6. Die derbe Predigt.

An der evangeliſchen Kirche zu Warmbrunn war ein Paſtor, Namens Fritze, angeſtellt, der ein hervorragender Mann geweſen ſein muß; denn die Sage bemächtigt ſich nur des Außergewöhnlichen. Fritze ſoll einſt ſeinem Bruder Hieronemus (1770), als ſeine Lehren demſelben zu einem Ohre hinein- und zum anderen wieder herausgegangen waren, eine Predigt mit der Hand in das Geſicht gegeben haben, die aber ſo böſe ausfiel, daß Hieronemus des anderen Morgens todt in ſeinem Bett gefunden wurde:

„Und manch' Kirchkind that zu Nütze
Mehr als Predigt ſich den Streich
Und erſchlug in Zornes Hitze
Seinen Bruder nicht ſogleich."

7. Der Kirchthurm der evangelischen Kirche.

Bei dem Bau der evangelischen Kirche zu Warmbrunn soll dem Baumeister Nerger ein Unglück passirt sein, wie dies auch heutzutage noch manchem Meister vorgekommen ist. Alte Verse darüber lauten:

„In Warmbrunn wurd' ein Thurm gebaut
Von Buttermilch und Sauerkraut;
Der Thurm der kriegte Ritze,
Das wußte Pastor Fritze,
Die Ritze wurden ärger,
Das merkte endlich Nerger,
Die Ritze wurden gar zu arg,
Da fiel der ganze Thurm in Quarg."

8. Die fleißigste Frau.

In Warmbrunn lebte einst die Bademutter Rosina Hain (1739 geb.), welche der Sage nach unermüdlich zum Wohle ihrer Mitmenschen wirkte und rundum viertausend Kinder eintrug.

9. Der Landgörge.

Im Probsteihofe zu Warmbrunn soll ein berüchtigtes Subject, der Landgörge, eigentlich George Hornig, den Müller Cyrus aus der Conradis-Mühle erstochen haben und dafür in Hermsdorf (3. März 1606) hingerichtet worden sein. Wenn nun ein Müller in der Umgegend stirbt, so soll in der Mitternachtsstunde der Geist des Landgörge im Probsteihofe stehen.

10. Geklemmt.

Das Wort „Geklemmt," welches in vieler Herren Länder gangbar ist, soll seinen Ursprung in Warmbrunn genommen haben. Dort wohnte einst ein arger Spitzbube, Lorenz Klemmt, der, außer Mühlsteinen und glühendem Eisen, kein fremdes Eigenthum liegen ließ. Wenn man etwas vermißte, so sagte man einfach, es ist geklemmt, und es wurde auch dann noch an vielen Orten weiter geklemmt, als Klemmt bereits am Galgen (1582) geendigt hatte.

11. Der Neuteich.

Als der Burgherr von dem Kynaſt bei Warmbrunn einen neuen Teich anlegen ließ, (Frauenteich?) ſoll derſelbe dem Burghauptmann von Niebelſchütz (1433) die Bewirthſchaftung deſſelben auf Theilung gegeben haben, ſo daß die Probſtei die Hauptſache bekam.

„Mir einen Fiſch und auch dir einen Fiſch,
Aber dem Prior ſtets zwei auf den Tiſch.“

12. Der Läuſepelz.

Auf einem Hügel, ſüdlich von Reibnitz, liegt die Ruine Läuſepelz, eigentlich landis palatium. Die Sage berichtet, daß dort das Schloß derer von Reibenitz geſtanden haben ſoll. Früher ſoll aber ein Begutten-Kloſter daſelbſt geſtanden haben. Wenn Nachts der Wind geht, kann man auf dem Hügel noch jetzt Nonnenſtimmen vernehmen.

13. Burg Kamenica.

Die wenigen Ueberreſte der alten Burg Kamenica liegen in einem Weidengeſtrüpp in Alt-Kemnitz. Von derſelben geht die Sage, daß ſie eine Befeſtigung der Polen gegen die Wenden geweſen, 1279 in den Beſitz des Ritters Schof gekommen und dadurch die Stammburg der Schaffgotſche geworden ſei. 1616 ſoll dieſelbe abgebrannt oder einige Jahre ſpäter von den Schweden zerſtört worden ſein.

III. Greiffenſtein und Liebenthal.

1. Der Burgname.

Die Burg Greiffenſtein (ſeit 1798 Ruine) liegt in der Nähe des Städtchens Greiffenberg, das von der erſteren ſeinen Namen hat. Die Burg ſoll ſchon vor dem Jahre 1000 von einem Ritter aus der Familie derer von Greiff erbaut worden ſein und nach dem Erbauer den Namen erhalten haben.

Nach einer anderen Sage ist die Burg im Jahre 1172 an den Herzog Boleslaus den Langen gekommen und hat damals den Namen Neuburg gehabt, welcher erst 1400 in den Namen Greiffenstein zu Ehren des Ritters Gotsche Schof, der den Vogel Greif erschlug, umgeändert wurde.

2. Der Greifbezwinger.

Im vierzehnten Jahrhundert bedeckte das Queisthal noch ein mächtiger Urwald. Dazwischen aber lagen saftige Weiden, welche von friedlichen Hirten ausgenützt wurden. Die Schafzucht dieser Gegend hatte sogar in Herzog Bolkos Landen sich schon eine gewisse Berühmtheit erworben und wuchs zu des Herzogs Freude von Jahr zu Jahr. Da nistete sich aber ein Ungeheuer in dem Urwalde ein, welches die Heerden samt ihren Hirten zum Fraße fortschleppte. Dasselbe war ein Vogel, Greif genannt, dessen Flügelweite zwanzig Ellen maß. In seinen gewaltigen Klauen schleppte er den stärksten Ochsen fort und verzehrte denselben in einem Tage. Der Jammer der Hirten drang zu den Ohren des Fürsten. Dieser setzte hohe Belohnungen für die Tödtung des Greifs aus, aber das Volk verkroch sich ängstlich vor dem Ungeheuer. Da bot der Herzog seinen Rittern große Summen und Ländereien. Viele zogen hinaus, kehrten aber um, nachdem sie den Vogel Greif erblickt hatten oder wurden von demselben aufgefressen. Der Jammer der Hirten wurde immer größer, eine Hungersnoth drohte zu entstehen, und die Gegend war schon an vielen Plätzen entvölkert. Des Herzogs Kummer wuchs von Stunde zu Stunde, aber er wußte keine Mittel, seine Recken zum Kampfe mit dem Greif zu bewegen. Da träumte ihm: Er sah einen blonden Jüngling vor seiner einzigen Tochter Agnes auf den Knieen liegen und diese lächelte holdselig denselben an. Am anderen Morgen ließ er durch Herolde verkünden, daß derjenige, welcher den Greif und seine Brut tödten würde, seine Tochter Agnes zur Gemahlin und als Heirathsgut die Neuburg (Greiffenstein) mit meilenweiter Runde erhalten solle. Die Ritter blieben aber auf ihren sicheren Burgen und dachten nicht daran, dem Ungeheuer sich zur Beute zu stellen.

Ein junger Schäfer, Gotsche Schof, hatte auch das fürstliche Wort vernommen und erinnerte sich erröthend an die holde

Fürſtentochter, die er einſt auf der Neuburg geſchaut hatte und nicht mehr vergeſſen konnte. Er war ſofort entſchloſſen, ſich die Prinzeſſin zu verdienen, oder zu ſterben. Er trieb, wie immer, ſeines Vaters Heerde in das Thal zwiſchen der Neuburg und dem Kahlenberg, wo er den Flug des Greifs erkundete. Eines Tages machte er ſich zum Kampfe auf. Als Waffen nahm er ſich ein Beil und eine lange Stange mit. Ohne Zagen ging er in den dichten Wald, um des Vogels Neſt zu erſpähen. Drei Tage irrte er umher und hatte ſchon die Hoffnung verloren, das Neſt zu finden. Ermüdet legte er ſich in ein Gebüſch und ſchlief ein. Da rauſchte es über den Wipfeln der Bäume wie Sturmeswehen. Erſchrocken ſprang Gotſche auf und gewahrte den Greif über ſich. In langſamem Fluge ſtrebte das Ungeheuer der mächtigſten Eiche des Waldes zu, die weit und breit unter dem Namen „die Mahleiche“ bekannt war. In den Aeſten derſelben hatte der Vogel das Neſt; Gotſche hörte das Gekreiſche der Brut deſſelben, welche gierig über das Rind herfiel, das der Alte brachte. In dem Dickicht verborgen, lauſchte der Jüngling mit klopfendem Herzen und ſah in der Morgendämmerung den Greif auf Raub ausfliegen. Nun machte er ſich ſchnell an die Ausführung eines Planes, den er in der ſchlafloſen Nacht erſonnen hatte. Er ſammelte dürres Holz, band daſſelbe an die Stange und zündete es an. Mit einer großen Geſchicklichkeit ſchleuderte er den Brand in den unteren Theil des Neſtes und bald loderte die dürre Brutſtätte in Flammen auf. Die jungen Greife erhoben ein entſetzliches Geſchrei, welches den ganzen Wald durchtönte. Mit gewaltigen Flügelſchlägen eilte der alte Greif herbei. Er umkreiſte das Neſt und ſchlug mit ſeinen Rieſenfittigen in die brennende Eiche, um ſeine Jungen zu retten. Dies war aber unmöglich. Die Gluth bäumte ſich unter ſeinen Flügelſchlägen immer höher und erfaßte auch des Ungeheuers Schwingen. Kraftlos und halbverbrannt ſank es zur Erde nieder. Gotſche befeſtigte nun ſein Beil an der Stange und ſchlug auf den wehrloſen Rieſen ein. Zwar drohten die Krallen deſſelben noch immer den Gegner zu erfaſſen, bald aber unterlag er den wuchtigen Schlägen. Der Jüngling kniete bei dem todten Ungethüm nieder und ſprach Gott inbrünſtigen Dank. Nachdem er eine Kralle des Greifs abgehauen hatte, begab er ſich mit dieſer in ſein Vaterhaus und verkündete dem erſtaunten Alten ſeine Heldenthat. Die Hirten der

Gegend schaarten sich um den Sieger und ihr Jubel wollte kein Ende nehmen. Gotsche gedachte aber des Herzogs und forderte die Leute auf, den Greif nach der Neuburg an das Hoflager zu schaffen. Acht Ochsen zogen das todte Ungethüm und die Ueberreste seiner Brut. Das Volk drängte sich um das Gefährt und beschaute den häßlichen Körper. Die Menschenmenge wuchs zu Tausenden an und forderte laut den versprochenen Lohn für den Sieger.

Auf der Burg harrte der Herzog mit seinen Rittern und seinem Hofstaat. Als der unabsehbare Zug ankam, erhob sich der Fürst und trat dem jungen Schäfer entgegen. Dieser verneigte sich demüthig und berichtete in schlichter Rede seine That. Die Blicke der Edeldamen ruhten mit Wohlgefallen auf dem stattlichen Jüngling, die Ritter aber steckten die Köpfe zusammen und sandten die Aeltesten zu dem Herzog, denselben zu berathen, den Schäfer mit Geld abzufinden und die Prinzessin aus der Ritterschaft einen Gemahl wählen zu lassen; der ausgesetzte Preis sei wohl einem Ritter, aber keinem niederen Schäfer verheißen gewesen.

Gotsche Schof wandte sich demüthig zum Gehen und das Volk schrie laut, daß ihm der ausgesetzte Preis gebühre. Der edle Herzog legte seine Hand auf die Schulter des Jünglings und gebot der Menge, zu schweigen. Dann wandte er sich an die Ritter und sprach:

„Als ich die Hand meiner Tochter zum Preise aussetzte, habe ich allerdings geglaubt, daß ein Ritter sich denselben erkämpfen werde. Die Ritter haben das Vorrecht, durch ihre Tapferkeit Land und Leute zu schützen. Da aber keiner es wagte, sein Leben zum Nutzen meines Volkes in die Schanze zu schlagen und den Preis zu erringen, so bleibt mein Fürstenwort auch voll und ganz bestehen, wenn ein niederer Mann die Heldenthat vollbrachte. Dieser Jüngling befreite das Land von dem grimmigsten Feinde und ich schlage denselben darum, kraft meiner Fürstenwürde, zum Ritter und schenke ihm die Neuburg mit so vielem Lande, wie seine Schafheerde von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang umziehen kann. Die Neuburg soll von nun ab, zum Andenken an diese Heldenthat, der Greiffenstein heißen. Der Ritter Gotsche Schof aber wird hinausziehen zu des Kaisers Heere und als ein wackerer Rittersmann heimkehren, der würdig ist, sich mit meinem fürstlichen Geblüt zu verbinden.“

Die schöne Prinzessin Agnes sah dem schlanken Jüngling noch lange nach, als derselbe, von dem jubelnden Volke begleitet, aus der Burg hinauszog. Ihre Augen füllten sich mit Thränen; denn sie hatte bereits den einfachen, edelmüthigen Bräutigam lieb gewonnen.

Gotsche Schof begab sich zu Kaiser Karls Heere und kämpfte in vielen Schlachten mit großer Auszeichnung. Der Kaiser machte ihn zu seinem Waffenträger, als er aber bei Erfurt gegen Adolph von Nassau den Sieg entschied, da schenkte ihm der Kaiser viele Güter und Rechte, erhob ihn in den Freiherrnstand und gab ihm den Namen Schaffgotsch. (Siehe Kynast 11.)

In der Heimath hatte man von dem Ritter lange Zeit keine Kunde erhalten und glaubte denselben todt. Die schöne Prinzessin Agnes allein harrte noch mit Liebe und Sehnsucht ihres Verlobten. Zwei Jahre waren seit Schofs Abreise verflossen und die Ritterschaft drängte, die Prinzessin solle sich einen anderen Bräutigam wählen. Der Herzog, dem man die Nachricht von Gotsches Tode überbracht hatte, gab den Rittern Gehör und lud die Edlen aller Lande durch Herolde zu einem Turnier auf der Burg Lähnhaus ein. Der Sieger sollte das Recht erringen, um des Herzogs Tochter zu werben.

Von nah und fern eilten die Ritter herbei und maßen sich im Turnier. Zuletzt ritt ein fremder Rittersmann in die Schranken, der einen einfachen, schwarzen Harnisch trug und ein Schild mit drei Vogelköpfen führte. Derselbe nannte den Kampfrichtern den Namen eines Freiherrn von Schaffgotsch, der Allen unbekannt war. Kein Gegner hielt ihm Stand; er streckte Jeden in den Sand. Niemand wagte, ihm den Sieg streitig zu machen und die Kampfrichter erkannten ihm denselben zu. Am Altan des Herzogs sollte er nun einen Stirnkuß der Prinzessin empfangen. Er kniete vor Agnes nieder und löste den Helmsturz. Da quoll das blonde Haar hervor und Gotsches edle Züge schauten freundlich darunter heraus. Mit einem Freudenschrei stürzte die Prinzessin in die Arme ihres Bräutigams und erstaunt erkannten die Ritter den Greifbezwinger.

Als diese frohe Mähr zu dem Volke drang, eilte dasselbe von allen Seiten herbei und wollte den Kühnen schauen, der es von der großen Landplage erlöst hatte. Gotsche aber überreichte dem Herzog Bolko einen eigenhändigen Brief des Kaisers Karl, der die

Zunächst der Rhein-Herne-Kanal, mit der Schleuse Henrichenburg, in der Datteln-Hamm. Weiter nördlich zweigt vom Dortmund-Ems-Kanal, bei Meppen in Richtung der Ems-Mündung, der Ems-Jade-Kanal ab. Er endet in Wilhelmshaven, wo sich auch der Hafen für Kriegsschiffe befindet. Zwischen Dortmund und Ems schließlich verbindet der Mittelland-Kanal, südlich und nördlich des Teutoburger Waldes, Weser und Elbe.

Hebe-Schleuse in Henrichenburg

3. Der Hafen und die Häfen.

Wie wir bereits wissen, ist Duisburg-Ruhrort der größte Binnenhafen unserer Erde. Von dort transportieren Kanal- und Binnenschiffe — bei Hochwasser auch Seeschiffe — jährlich mehr als 100 Millionen Tonnen Güter. Die Hafenanlagen bestehen aus 30 Hafenbecken mit einer Gesamtlänge von 40 km. Sie sind durch Kanäle mit dem Rhein und dem Rhein-Herne-Kanal, mit der Ruhrschleuse, verbunden und mit

Dorf und Burg Greiffenstein.

Dienerschaft flüsterte sich die Erscheinung derselben zu. Es wollte nun auch der Koch den Geist sehen und eilte an die Kapellenpforte. Als er aber in die Küche zurückkam, waren ihm sämmtliche Speisen für den Taufschmaus verbrannt und der arme Mann gerieth in Verzweiflung darüber. Er fluchte und wetterte jedoch nicht, sondern flehte die Ahnfrau um Hilfe an. Da schlug ein blaues Flämmchen aus dem Heerde und in einem Augenblick durchwehte ein herrlicher Duft die Küche. Sämmtliche Speisen hatten durch die Macht der Ahnfrau ihre erste Form wieder angenommen und mundeten den Taufgästen so vorzüglich, daß der Burgherr dem braven Koch seine größte Zufriedenheit aussprach.

4. Der Gast und die Ahnfrau.

Ein fremder Wanderer hatte einst auf der Burg Greiffenstein Nachtherberge gefordert und erhalten. Derselbe dachte seinen Aufenthalt aber nicht zur Ruhe, sondern zur Ausführung eines Verbrechens zu benutzen. Des Burgvoigts junges Weib war mit dem Manne im Einverständniß und führte denselben in die blaue Kammer, weil er meinte, böse Geister hätten keine Gewalt über ihn. Er spottete über die Ahnfrau und wollte sich zuerst den Wein schmecken lassen. Als er aber nach einer Flasche griff, verwandelte diese sich in eine Schüssel mit Salz. Glücklicher Weise brachte des Burgvoigts Weib einen Krug prächtigen Weins, den er gierig schlürfte. Plötzlich aber stand die Ahnfrau im Zimmer und erhob drohend die Hand. Der Schreck tödtete das Weib des Burgvoigts und raubte dem Fremden, der weiterzog, ohne sein schlimmes Vorhaben ausgeführt zu haben, die Sprache.

5. Der Ritter und die Ahnfrau.

In der Abwesenheit des Burgherrn kehrte einst auf dem Greiffenstein ein wilder Ritter ein. Uebermüthig forderte derselbe eine fürstliche Bewirthung und höhnte die Ahnfrau. Als der rauhe Geselle sich zur Tafel setzte, wich die Schüssel auf derselben zurück und fiel zu Boden. Lachend ergriff er nun einen großen Schinken. Als er aber ein Stück davon abschneiden wollte, verwandelte sich dasselbe in Stein und das Brot, welches er ergriff, in Holz. Der Wein in seinem Becher wurde zu übelriechendem Wasser, wenn er denselben zum Munde führte. Auch ein gebratener

Truthahn zierte die Tafel, als aber der Ritter gierig nach ihm spähte, erhob sich derselbe und flog durch das vergitterte Burgfenster hinaus. Nun riß dem Recken die Geduld; er tobte und verwünschte die Ahnfrau als eine elende Hexe. Dafür mußte er aber arg büßen. Der Sessel verschwand unter seinem Körper, der schwere, eichene Tisch fiel über ihn her und mit einem Donnergepolter öffnete sich der Fußboden des Tafelzimmers. Der wuthschnaubende Ritter stürzte in einen Keller hinab und zerschlug sich jämmerlich Hände und Gesicht. Am anderen Morgen fand der Burgvoigt den Gezüchtigten und befreite ihn aus dem finsteren Gewölbe. Derselbe schlug jede Erquickung aus und machte sich aus dem Staube.

6. Der Schützling der Ahnfrau.

Die Burgherrin auf dem Greiffenstein hatte unter ihrem Gesinde ein holdes und tugendsames Mädchen. Dasselbe war Grete, die Tochter des Burgvoigts, und die Ahnfrau hatte es von Kindheit an in ihren Schutz genommen. Die schöne Grete aber vergaß keinen Abend, ihre Beschützerin in das Gebet einzuschließen. Eines Tages kam ein fremder Ritter auf der Burg an, welcher alle Mühe anstrengte, sich das Mädchen hold zu stimmen. Er hatte aber keine edle Absicht, sondern wollte dasselbe entführen. Grete erkannte den schlimmen Sinn des Ritters sofort und ging dem Nachsteller aus dem Wege. Eines Abends jedoch führten sie noch spät ihre Schritte zu der Burgherrin und an der Thür des Ritters vorüber. Dieser lauerte ihr auf und zog sie in sein Gemach hinein. Da schluchzte Grete laut auf und rief nach der Ahnfrau. Sofort öffnete sich die Thür und die Gerufene erschien. Dieselbe nahm die hübsche Grete an der Hand und führte sie bis auf ihr Zimmer. Der fremde Ritter aber wurde am anderen Morgen todt in einem Lehnsessel gefunden.

7. Die Ahnfrau bei dem Gevattermahl.

Als Johann von Schaffgotsch auf dem Greiffenstein Burgherr war, gab er einst seinen Vasallen und Knappen ein Festmahl. Da lud der Gäste einer im Rausche die Ahnfrau auf den anderen Tag zum Gevattermahl ein. Dieselbe erschien sofort bei dem Trinkgelage und nahm die Einladung an. Des anderen Abends saß der Kindvater mit seinen Taufgästen bei dem Gevattermahl und

luſtig machten die Humpen die Runde. Das frohe Mahl wurde aber durch einen Donnerſchlag geſtört, die Thür ſprang auf und die Ahnfrau trat an die Tafel. Sie ſetzte ſich auf einen Seſſel, trank auf das Wohl der Wöchnerin und des Säuglings und lud den Wirth auf den ſiebenten Tag zum Gegenbeſuch ein. Als er dieſen abſtattete, führte ihn der Geiſt in die Gruft und ließ ihn dort bis zum Morgen. Mancherlei Spuck huſchte an ihm vorbei und Froſt durchſchüttelte ſeine Glieder. Nachdem ihn die Ahnfrau wieder aus dem Gewölbe herausgeführt hatte, verfiel er in eine lange Krankheit und ſpottete nimmer wieder, als er geneſen war, des Schutzgeiſtes der Burg.

8. Hans Ulrich und die Ahnfrau.

Dem Burgherrn vom Greiffenſtein, Hans Ulrich von Schaffgotſch, hat die Ahnfrau einſt das Bild ſeiner zukünftigen Gattin, der Prinzeſſin Agnes von Liegnitz gezeigt. Später verkündete ſie ihm, daß er auf des Kaiſers Befehl werde ſchuldlos hingerichtet werden. Als dieſe Vorausſagung wirklich in Erfüllung ging (Siehe Kynaſt ō), zertrümmerte ſie die kaiſerlichen Adler und Wappen in der Burg. Sie legte Trauer an und zeigte ſich nur im ſchwarzen Gewand. Als aber Leopold von Schaffgotſch ſeinen Einzug auf der Burg hielt, erſchien ſie wieder als „weiße Frau.“

9. Die Erlöſung der Ahnfrau.

Die Burgherren vom Greiffenſtein hatten ſchon oft demjenigen große Belohnungen ausgeboten, welcher dem umherwandelnden Geiſt der Ahnfrau Ruhe verſchaffen würde. Niemand wußte, wie dies anzufangen ſei, und Waghälſe, die in der blauen Kammer übernachteten, wurden von Entſetzen übermannt, wenn der Geiſt erſchien, und vergaßen denſelben anzuſprechen.

Endlich wagte dies ein frommer Mönch. Die Ahnfrau bezeichnete demſelben die Stelle, wo ihre Gebeine — für eine begangene Sünde — unbeerdigt wären. Aus einem tiefen Burgverließ wurden dieſelben in geweihte Erde beſtattet und die Ahnfrau erſchien zum letzten Mal auf dem Greiffenſtein, als der Burgcaplan Marganus in der verfallenden Burgkapelle die letzte heilige Meſſe las.

10. Der Nonnenraub zu Liebenthal.

Nordöstlich von dem Greiffenstein liegt das Kloster Liebenthal. Als Christoph von Naschwitz auf dem Greiffenstein Burghauptmann war, überfiel er mit seinen Knechten einst das Kloster, plünderte dasselbe und führte der frommen Jungfrauen schönste mit Gewalt auf die Burg, wo er sie mit widrigen Liebesanträgen peinigte. Die Gott geweihten Schwestern weinten und beteten hinter festen Kerkerthüren. Plötzlich aber öffneten sich dieselben und eine weiße Geistergestalt (die Ahnfrau) führte die Nonnen in die Freiheit und sammt dem geraubten Klostergute zurück in die stillen Mauern Liebenthals. Den Burghauptmann von Naschwitz aber ergriff Furcht und Entsetzen. Er floh von dem Greiffenstein und blieb verschollen.

11. Der Todtenstein.

Bei dem Dorfe Steine befindet sich ein großer Quarzfelsen, der den Namen „Todtenstein" trägt. Bei demselben sind vielfach Urnen aufgefunden worden und die Sage berichtet, daß er den alten Wenden (im 10. Jahrhundert) Opferstätte für ihren Gott „Tot" gewesen sei. In Zusammenhang mit dieser Sage stehen auch die nicht allzuweit entfernten Bäche „das Todtenflüßchen" und das „Schaumflüßchen." In dem letzteren wurde den Opfern der Sündenschaum abgewaschen und in dem ersteren badeten die Totpriester ihre Hände.

12. Das Kesselschloß.

Auf der Stelle, auf welcher bei dem Dorfe Regensberg heut ein Schieferbruch betrieben wird, soll in uralter Zeit eine stattliche Burg gestanden haben, welche das Kesselschloß hieß. Die Burgherren auf derselben sind aber schlimme Wegelagerer gewesen, welche die Gegend so lange unsicher machten, bis Ritter und Landvolk das Raubschloß zerstörten.

13. Regensberg.

Unter dem sogenannten Kesselschloß liegt das Oertchen Regensberg. Dasselbe soll früher den Namen Kessel gehabt haben. Als aber einmal der Burgherr des Greiffensteins mit vielen

Jagdgästen dort eingetroffen war, regnete es so stark, daß die Jagdgesellschaft in den Hütten des Dörfchens acht Tage lang bleiben mußte. Der Burgherr soll aus diesem Anlaß den Namen Kessel in Regensberg umgewandelt haben.

14. Der Bierborn.

In dem Bade Flinsberg befindet sich ein Brunnen, der schon seit 1559 bekannt ist und der Oberbrunnen genannt wird. Das Wasser desselben soll von den Entdeckern für ein Gebräu gehalten worden und der Brunnen deshalb lange Zeit der Bierborn geheißen worden sein.

15. Messersdorf.

Nordöstlich von Flinsberg liegt das Dorf Messersdorf, welches ehedem ein Wallfahrtsort gewesen sein und Maifahrtsdorf (Wallfahrt im Mai) geheißen haben soll.

Eine andere Sage berichtet, daß sich im Anfange des 14. Jahrhunderts daselbst der erste Anbauer niedergelassen habe. Derselbe hieß Messers und nach ihm der Ort Messersdorf.

16. Der alte General.

In Messersdorf soll einst ein alter General gelebt haben, welcher in den Schwedenkriegen seine Soldaten allerorts scheußliche Grausamkeiten verüben ließ. Zur Strafe für seine unzähligen Sünden findet derselbe im Grabe keine Ruhe und schreckt durch sein Erscheinen in der „Schwarzen Allee" die von dem Dominium nach Scheibe führt, den friedlichen Wanderer.

Als er gestorben war, hat er von einer Dachlucke des alten Schlosses seinem Sarge nachgesehen und sich später in verschiedener Gestalt gezeigt. Teuflisch sah er aus, wenn er in blitzblankem Harnisch, aber ohne Kopf, durch die schwarze Allee sprengte. Auch in reichvergoldeter, rother Uniform zeigte er sich daselbst.

Oft schlich auf der verrufenen Straße auch eine große Mönchsgestalt umher, die schauderhaft anzusehen war; denn der Gestalt fehlte der Kopf und man gewahrte denselben unter ihrem rechten Arme. Ein großer schwarzer Pudel mit glühenden Augen, der sich zeitweise zeigte, vollendet den unheimlichen Geisterspuck, der ebenfalls dem „Alten General" zugeschrieben wird.

Nach einer anderen Auslegung, soll die Sage nicht in dem dreißigjährigen Kriege, sondern schon nach der Mongolenschlacht auf der Wahlstatt entstanden sein.

17. Der Trauersteg.

Von Meffersdorf führt der Weißbacher Weg über die Grenze und wird auf böhmischer Seite, der Trauersteg genannt. Derselbe soll davon seinen Namen erhalten haben, weil viele Flüchtlinge aus Böhmen (1621 und 1653) über denselben kamen, die dort ihre liegende Habe zurückgelassen hatten.

18. Wigandsthal.

Südlich stößt an Meffersdorf der Marktflecken Wigandsthal an. Derselbe ist von böhmischen Flüchtlingen in der Mitte des 17. Jahrhunderts gegründet worden und soll das „Städtel" geheißen, nach einem Herrn Wigand von Gersdorf, aber (1679?) Wigandsthal benannt worden sein.

IV. Görlitz und Umgegend.

1. Der Name der Stadt.

Der Name der schönen Stadt Görlitz soll auf Deutsch Brandstadt heißen und von dem Böhmenherzog Sobieslaw I. denselben als „Zgorzelice" erhalten haben. Der Volksmund hat daraus Görlitz gemacht.

2. Die Entstehung der Stadt.

Unter der Herrschaft des böhmischen Herzogs Sobieslaw I. soll an der Stelle der heutigen Nicolaistadt von Görlitz das Dorf Drewenow gelegen haben, welches 1131 abbrannte und auf dessen Trümmern der Herzog die Stadt aufführen ließ.

3. Der Vogthof.

Zur Deckung der jungen Stadt Görlitz legte Sobieslaw eine feste Burg an, die auf der Höhe des heutigen Vogthofes gestanden haben soll. Die Burg soll das Stammhaus des gräf-

lichen Geschlechts derer von Görlitz gewesen sein. Von den Burgvogten, denen die Aufsicht über das „feste Haus“ oblag, ist aber der Name Vogthof hergeleitet.

4. Der Wunderbaum.

In alter Heidenzeit verkündete in Görlitz ein Priester die christliche Lehre. Die Heiden ergriffen aber den Mann Gottes und schleppten denselben hinaus auf die Flur. Dort zündete der wilde Pöbel einen Scheiterhaufen an und stellte dem Priester die Wahl, entweder seine Lehre zu widerrufen, oder den Feuertod zu sterben. Der muthige Christ aber ergriff ein Bäumchen, riß es mit seinen Wurzeln aus dem Boden, pflanzte dessen Krone als Wurzel in das Land und rief: „So wahr, als diese Wurzel einst Blüthen und der Wipfel des Bäumchens im Boden Wurzel treiben wird, so wahr wird Christi Lehre bestehen und Euer Götzendienst vergehen!“

Die Heiden ergrimmten über diese Worte und warfen den heiligen Mann in die Flammen. Das Bäumchen wuchs zu einem kräftigen Baum heran, der heut noch am alten Friedhof steht. Des Priesters Wort hat sich erfüllt. Die Heidenlehre ist seit Jahrhunderten in Stadt und Land ausgerottet und dafür hat das Christenthum davon Besitz genommen.

5. Der Teufelsstein.

Bei Görlitz liegt an dem Wege nach der Landeskrone ein Felsblock, der Teufelsstein genannt. Wie derselbe dorthin gekommen ist, berichtet die Legende:

Die frommen Bewohner von Görlitz führten einst zu Ehren von St. Peter und Paul einen Dom auf. Der Teufel gewahrte mit Neid und Zorn das fromme Werk und erfaßte in seiner Wuth auf der Landeskrone einen großen Felsenblock, um ihn auf den Dombau zu schleudern und diesen zu zertrümmern. St. Petrus aber sah gerade aus der Himmelspforte auf Görlitz herab und erblickte die Gefahr, die seinem Tempel drohte. Sofort sandte er einen Cherub mit gezücktem Schwert gegen den Teufel ab, welcher bei dem Anblick des Engels den Felsblock fallen ließ. Auf demselben Platze ist nun der Stein liegen geblieben und die tiefeingedrückten Teufelskrallen sind noch daran sichtbar. Wer daran

zweifelt, darf sich den Felsen nur ansehen und wird von der reinen Wahrheit dieser Legende sofort überzeugt sein.

6. Der Schatz in der Landeskrone.

Bei Görlitz liegt ein Bergkegel, welcher unter dem Namen Landeskrone Jedermann bekannt ist. Im Innern derselben hat seit alter Zeit ein unermeßlicher Schatz gelegen. Auf demselben aber lastet ein Bannfluch, welcher an seinen Besitz Schande, Unglück und Tod knüpfte. Ein Hirtenknabe hatte im 16. Jahrhundert noch den Schatz gesehen, als er auf Seidenberger Grundmark die Dorfheerde auf der Weide hütete und ihm ein Stück der Heerde bis auf den Bergesgipfel entlaufen war. Er kannte jedoch den Bannfluch und rührte das glitzernde Gold nicht an, sondern eilte schnell wieder den Berg hinab. Als er in Begleitung vieler Dorfbewohner nochmals auf den Berg stieg, fand er den Eingang zu den Reichthümern mit Gestrüpp überwachsen. Später kam aber ein Künstler an den Platz und sah die prächtigen Edelsteine und Goldstücke. Er rieb sich vor Freude die Hände und rief: „Solche Sorten kann ich eben brauchen, denn ich bin abgebrannt bis auf den letzten Heller."

Eifrig raffte er sich die größten Goldklumpen und die schönsten Diamanten zusammen. Er bekam für seine Beute ein ungeheures Geld, aber es brachte ihm kein Glück. Der Bannfluch erfüllte sich an ihm; er vergeudete das Geld und starb einen schändlichen Tod an dem Galgen.

7. Jacob Böhme.

Der Schuster Jakob Böhme, der 1575 zu Altseidenberg bei Görlitz geboren wurde, hatte schon in seiner Jugend, wo er das Vieh des Dorfes hütete, den Schatz auf der Landeskrone geschaut. Als er herangewachsen war, wurde ihm auf der Wanderschaft die erste göttliche Erleuchtung zu Theil. Es umgab ihn plötzlich ein göttliches Licht und sieben Tage lang stand er in göttlicher Beschaulichkeit und im Freudenreich. Im Ganzen soll Böhme vier derartige Visionen gehabt haben. (Seine 21 Schriften und sein Conflict mit dem Pastor Richter sind Thatsachen. Böhme ist einer der bekanntesten Mystiker. Ueber denselben wurden viele Bücher geschrieben, darunter Theologia revelata, Amsterdam 1730, 6 Bände, und Fechner, Jakob Böhme, Görlitz 1857.)

8. Lauban.

Die Stadt Lauban soll schon im 10. Jahrhundert bestanden und von Woldemar I. gegen die Einfälle der Schlesier ein festes Haus und Mauern erhalten haben.

V. Löwenberg und Gröditzburg.

1. Name der Stadt.

Die Stadt Löwenberg soll von dem Herzog Heinrich III. von Jauer ihren Namen erhalten haben. Derselbe jagte einst in dortiger Gegend und fand in einem Urwalde Löwenspuren. Als er denselben folgte, gerieth er in eine Felsenhöhle und fand darin drei junge Löwen. Aus diesem Anlaß nannte er die Stadt Leupergk, woraus später Löwenberg wurde.

2. Die Gottesbraut.

In früheren Zeiten stand in der Nonnengasse zu Löwenberg ein Franziskanerkloster, in welchem fromme Schwestern der Krankenpflege oblagen. Als die meisten Einwohner der Stadt das evangelische Glaubensbekenntniß angenommen hatten, bedrohten Pöbelhaufen das Kloster und zwangen die Nonnen, die Stadt zu verlassen. Sie wählten sich einen anderen Aufenthalt und ließen die fromme Schwester Klara zur Verwaltung der Ordensgüter zurück. Schwester Klara aber war schön und jung und ihre milde Stimme eroberte alle Herzen. Sie wurde von der evangelischen Bevölkerung hochgeachtet und verehrt. Der Sohn des geizigen Stadthauptmanns aber entbrannte in Liebesgluth zu der gottgeweihten Dame und dessen Vater billigte diese Leidenschaft, denn er hatte schon lange nach den reichen Klostergütern getrachtet und glaubte, sich in den Besitz derselben setzen zu können, wenn sein Sohn die Verwalterin des Klosters heirathe. Er ermunterte den Sohn, der Herrmann hieß und ein stattlicher Jüngling war, um Klara zu werben. Die fromme Schwester aber blieb ihrem Klostergelübde treu und wies die frevelhaften Liebesworte Herrmanns zurück. Herrmann wandte sich jedoch an seinen Vater, und dieser

schwor, seinen Willen durchzusetzen, um das reiche Kirchengut zu bekommen und seinen einzigen Sohn glücklich zu machen. Er ließ viele Einladungen ergehen, setzte den Hochzeitstag fest und und zwang die Jungfrau mit seinem Sohne zum Altare zu treten. Die Gäste waren über die holde Schönheit der Braut erstaunt und der Seelenhirt stand bereit, die Hand derselben in die Rechte des irdischen Bräutigams zu legen. Schwester Klara aber erhob ihre Augen zu dem Altarbilde und rief mit lauter Stimme: „In te, domine, speravi, non confundar in aeternum!“ (In Dich, Herr, setzte ich meine Hoffnung, nicht in Ewigkeit getrennt zu werden.) Kaum hatte die Nonne diese Worte gesprochen, da sanken Braut und Bräutigam todt auf die Stufen des Altars nieder und die erschreckten Hochzeitsgäste flohen auseinander.

Die beiden Leichen wurden in der Kirchengruft beigesetzt und noch heut zeigt ein Leichenstein mit der Aufschrift „Herrmann und Klara“ in der Nähe des Eingangs die Ruhestätte derselben.

3. Die Burg.

Zum Schutze der Stadt Löwenberg soll eine Burg ein sogenanntes festes Haus, in früheren Zeiten bestanden haben und noch von Herzog Bolko I. bewohnt gewesen sein. Dieselbe ist aber spurlos verschwunden und nicht einmal der Platz genau anzugeben, wo dieselbe erbaut war.

4. Der Weiberkrieg.

In Löwenberg entbrannte einmal gegen die Ehemänner ein Krieg ihrer Ehehälften, die sich der Wiederannahme der katholischen Religion, welche sie abgestreift hatten, wiedersetzten. Es soll am 18. Januar 1631 gewesen sein, als die Weiber auf das Rathhaus zogen, ihre Eheherren mit den Schlüsselbunden bedrohten und den hohen Rath arg beschimpften. Die Männer flohen vor den wüthenden Weibern aus dem Berathungssaale und der Königsrichter ließ dieselben darin einschließen. Diese gelobten, sich treu zusammenzuhalten und den Männern auch nicht ein Fingerbreit nachzugeben. Der Königsrichter wollte Unterhandlungen mit denselben anknüpfen, aber sie lehnten jede Besprechung ab. Da waren die Ehemänner und Jungesellen in großer Noth; denn nirgend besorgte eine Hausfrau die Küche und der Hunger zwang endlich die gestrengen Herren,

ihren Weibern den Willen zu lassen. Seitdem sollen die Löwenberger Frauen bis auf den heutigen Tag das Regiment führen.

5. Hohlstein.

Etwa dreiviertel Meilen von Löwenberg liegt auf einem Berge und nahe einem großen hohlen Felsen das Schloß Hohlstein. Ehe dasselbe 1513 erbaut wurde, soll dort eine alte Burg gestanden haben, welche von den Löwenbergern und Goldbergern zerstört wurde, als die Hohlsteiner Burgherren Raubritter geworden waren.

6. Das Jungfernstübchen.

Bei Löwenberg befindet sich eine Felsengrotte, zu welcher in den Hussitenkriegen ein unterirdischer Gang von der Stadt aus geführt haben soll. Die Löwenberger brachten beim Einbruch wilder Kriegshorden ihre Töchter dorthin in Sicherheit und die Höhle hat bis auf den heutigen Tag den Namen „Jungfernstübchen" behalten.

7. Der Husarensprung.

Bei Sirgwitz im Kreise Löwenberg liegt am Bober ein großer Felsenvorsprung, welcher der Husarensprung genannt wird. Ein preußischer Husar soll von vielen Feinden verfolgt worden sein und, auf dem Felsenvorsprunge angekommen, keine Rettung gewußt haben; denn von allen Seiten umritten ihn feindliche Haufen und vor ihm brauste und schäumte der Bober. Schon oft hatte der tapfere Husar, als Hornist, zum Kampfe geblasen und war auf den Feind eingestürmt, jetzt erschaute er seine hoffnungslose Lage und sah ein, daß es zu sterben galt. Aber lieber wollte er den Tod, als lebend in die Hände der Gegner fallen. Er warf seinem Rosse den Mantel über den Kopf, setzte die Sporen ein und sprengte über die Felsenwand hinunter in den Fluß. „Gott verläßt den Kühnen nimmer," sagt ein altes Sprichwort, welches sich auch hier bewährte. Der Husar gelangte glücklich an das andere Ufer und stimmte dort das Lied an: „Nun danket Alle Gott!"

Die Feinde kamen auf der Felsenhöhe an und sahen mit Staunen den kühnen Reiter forttraben, aber keiner wagte, ihm zu folgen.

8. Die Grödițburg.

Nordöſtlich von Löwenberg liegt die Grödițburg. Dieſelbe iſt ſehr alt; ſchon im Jahre 1200 herrſchten Raubritter darin. Dieſelbe ſoll zum Schutze gegen die Wenden von einem Sachſen-Herzoge (Heinrich I.) erbaut worden ſein.

9. Der Burggeiſt.

Auf der Grödițburg hauſte einſt der berüchtigte Raubritter Rüdiger von Buſeway (1200). Klöſter und Städte der ganzen Umgegend beraubte er und kannte kein Erbarmen. Er hatte aber eine fromme und ſchöne Tochter, welche nach Kräften die Wunden zu heilen ſuchte, die ihr wilder Vater der Menſchheit ſchlug. Charitas, ſo hieß die Jungfrau, liebte ſogar einen Feind ihres Vaters, den Burgherrn Czedliț auf Alzenau. Darüber wurde der wilde Buſeway fürchterlich aufgebracht und ſchwor, den Geliebten ihr todt in das Haus zu bringen. Da nahm der Burggeiſt, der ſeit hundert Jahren auf der Burg in einem blutgetränkten Mantel umherwandelte, ſich des Burgfräuleins an, gebot dem grimmigen Ritter, der Tochter den erwählten Bräutigam zu geben und von ſeiner Sündenlaufbahn abzulaſſen, die ihn nur einem ſchändlichen Tode und dem ewigen Verderben entgegenführte. Rüdiger verlachte des Urahns Lehren und glaubte ihm nicht, daß er wegen einer einzigen Blutſchuld, die er auf ſich geladen, ſchon hundert Jahre im Schloſſe umherwandele und ſo lange noch keine Ruhe finden würde, bis er einen ſeines Geſchlechts vor der ewigen Verdammniß errettet habe.

Rüdiger trieb ſein Räuberleben fort und ſo lange, bis einſt die Löwenberger und Goldberger Bürger ſeine Burg belagerten. Schon hatten die geworfenen Feuerbrände die Außenthore in Flammen geſetzt, ſchon leckten dieſelben an dem Schloſſe und jeden Augenblick konnten die Feinde ſiegreich eindringen. Da wurde endlich der alte Räuber mürbe; es erfaßte ihn eine Todesangſt. Als die Thurmuhr die Mitternachtsſtunde ſchlug, warf er ſich vor dem Bilde des Urahns nieder und gelobte, Eremit zu werden, wenn jetzt ſein Kind und ſeiner Väter Burg gerettet würden. Der Urahn trat aus dem Rahmen des Bildes heraus und ließ ſich einen heiligen Schwur leiſten, daß Buſeway von ſeinem Räuber-

weſen ablaſſen werde. Kaum war dies geſchehen, ertönte ein Donnerſchlag, die Flamme, die ſich ſchon hoch an dem Thurme emporſchlang, verlöſchte und draußen ertönten des Alzenauers Signale, der zum Entſatz der Burg heranrückte. Als die Thurmuhr die erſte Morgenſtunde verkündete, ſtand der Urahn mit lächelnder Miene in dem Rahmen des Bildes im Ahnenſaale und Czedlitz, vor dem die Städter abgezogen waren, zog in die Burg ein. Buſeway gab die Hand ſeiner Tochter dem tapferen Czedlitz, der von nun an den Gröditzberg beherrſchte, er ſelbſt aber zog ſich in eine Eremitage zurück und begann ein frommes Leben. Der Burggeiſt im rothen Mantel hat ſich ſeit jener Zeit nie mehr wieder auf der Burg gezeigt; er hatte ſeine Blutſchuld durch die Bekehrung des wilden Rüdigers geſühnt und die hundert Jahre geſuchte Ruhe gefunden.

10. Der Mord in der Burgkapelle.

Unter den ſchauerlichen Geſchichten der Gröditzburg nimmt der Mord in der Burgkapelle eine hervorragende Stelle ein.

Als vor vielen hundert Jahren eine Burgherrin Wittwe geworden war und nur ein einziges Töchterchen, alſo keinen männlichen Erben, beſaß, drängten ſich viele Ritter heran und warben um ſie. Von allen Freiern bevorzugte ſie den Ritter Georg von Waldeichen und wählte ihn zum Gemahl. Nach Jahresfriſt ſchenkte ſie demſelben ein Töchterchen, welches den Namen Elfriede erhielt und mit der zwei Jahre älteren Schweſter Agnes, heranwuchs. Da gewahrte der Ritter, daß ſeine Stieftocher ſchöner ſei als ſein leibliches Kind und ergrimmte darüber. Er warf die Mutter der ſchönen und frommen Agnes in ein Verließ unter dem alten Thurm und verbreitete das Gericht, daß dieſelbe geſtorben ſei. Die ſchöne Agnes verheirathete er aber an einen jungen Ritter aus der Umgegend, weil er ſie aus den Augen haben wollte. Zu beiden Handlungen hatte Elfriede den Vater verleitet, der nur zu gern deren falſchen Beſchuldigungen Glauben geſchenkt hatte. Als nun das böſe Edelfräulein aber ſah, daß Agnes glücklich mit ihrem Gatten lebte, beneidete ſie dieſelbe und verliebte ſich in den Schwager. Um aber dieſen ehelichen zu können, befahl ſie zwei Knappen, die fromme Agnes in der Burgkapelle zu ermorden, wenn ſie bete. Dieſe aber weigerten ſich, die Edeldame zu tödten, und Elfriede

ſtieß ihrer Schweſter ſelbſt vor dem Altar den Dolch in die Bruſt. Bald darauf ſollte ihre Hochzeit mit dem geliebten Schwager gehalten werden. Es fehlte dabei aber eine adelige Schleppenträgerin und ſie überredete ihren ſchwachen Vater, ihre eigene Mutter dazu zu zwingen, die noch im Burgverließ ſchmachtete. Schon wähnte ſich die herzloſe Elfriede am Ziele ihrer Wünſche; ſchon nahte ſich der Hochzeitszug der Kapelle, da ſchmetterte ſie ein Blitzſtrahl zu Boden und ihr Geiſt ſitzt jetzt wehklagend Nachts unter der großen Linde am Burgberge oder ſchleicht um die Burgkapelle.

Der Ritter von Waldeichen erkannte aber ſein großes Unrecht, nahm ſeine Gemahlin wieder auf und lebte noch lange Jahre in Glück und Freude mit ihr. Für die entweihte Burgkapelle erbaute der Burgherr auf der Südoſtſeite des Berges eine Kirche, die er ſeinem Schutzpatron, St. Georg, weihte.

11. Der Mönchsberg.

Der Mönchsberg hat vor vielen hundert Jahren der blaue Berg geheißen. Ein wilder Ritter von der Gröditzburg hatte ſich in ſeinem Alter endlich bekehrt und in Reue und Buße auf den blauen Berg zurückgezogen, wo er in einer einfachen Klauſe wohnte und neben derſelben ſein Grab fand. Seit jener Zeit iſt der blaue Berg „der Mönchsberg“ genannt worden. (Siehe V, 9.)

12. Der Jungfernſprung.

Bei der Gröditzburg heißt eine Stelle der Jungfernſprung. Die Sage berichtet, daß dort ein Schloßfräulein hinabgeſprungen, und glücklich entkommen ſei, welches einem wüſten Raubritter zur Gemahlin beſtimmt war, aber einem edelen Burgherrn aus der Umgebung treue Liebe bewahrte. Zu dem Gelingen des Sprunges ſoll der Burggeiſt ſeinen Mantel untergebreitet haben.

13. Das ſilberne Kreuz.

Auf der Gröditzburg wandelte einſt, Jahrhunderte hindurch, die ſchwarze Ahnfrau umher. Dieſelbe beſchützte die Tugend und verhütete vieles Unrecht. Auf der Bruſt trug ſie ein großes ſilbernes Kreuz, deſſen blanker Spiegel ſich zu trüben begann, wenn ein böſer Menſch ihr nahte. Als der Ahnfrau Geiſt durch das Gebet

eines frommen Burgfräuleins von dem ruhelosen, nächtlichen Wandel erlöst wurde, indem sie dem Wiederkehrenden das silberne Kreuz, welches lange in der Familie aufbewahrt wurde, darreichen durfte und Ehre brachte, aber zur Zeit des dreißigjährigen Krieges verloren ging. Wer dasselbe findet, kann den Menschen in das Herz sehen, wie denen er redet.

Hörnerschlittenfahrt.

VI. Goldberg und Schönau.

1. Der Name Goldbergs.

Die Stadt Goldberg soll ihren Namen von den reichen Goldbergwerken erhalten haben, die in seiner Umgebung betrieben wurden und alle sieben Tage 150 Pfund Gold lieferten, von welchem der Rath der Stadt jedesmal ein Pfund erhielt.

2. Die Entstehung Goldbergs.

Die Stadt Goldberg soll schon, im 12. Jahrhundert durch Bergleute angelegt worden sein und wird im Jahre 1324 schon ihrer starken Tuchmacherei wegen urkundlich genannt.

3. Die reichen Goldberger.

Die Sage erzählt von dem großen Reichthum der Goldberger Einwohner; dieselben sind so reich, daß sie ihre Todten in lauterem Golde begraben! Der Friedhof Goldbergs lag nämlich auf dem Niklasberge, welcher der einzige Ort war, der nicht von den Bergknappen durchwühlt werden durfte.

4. Der Verfall der Bergwerke.

Als am 9. April 1241 in der Mongolenschlacht auf der Wahlstatt 600 Goldberger Bergknappen, welche dem Sohne der heiligen Hedwig, dem Herzog Heinrich dem Frommen, zu Hilfe gezogen, dort und auf der Schädelhöhe bei Nimmersatt den Heldentod gestorben waren, gerieth der Bergbau zu Goldberg in Stockung. Als sich derselbe endlich, um das Jahr 1352 wieder hob, wurden die Bergleute sehr übermüthig und sollen sechszig Jahre später sogar einem Mönch den Zehnten verweigert und denselben erschlagen haben. Der Gemordete aber hat vor seinem Tode den ganzen schlesischen Goldabbau mit einem Bannfluche belegt, der bis jetzt noch nicht gelöst wurde. Die Goldbergwerke sind sämmtlich verfallen.

Nach einer anderen Sage sollen den Mönch, der den Zehnten forderte, nicht Goldberger, sondern Nicolstadter Bergknappen erschlagen haben. —

5. Das Jüngſtenläuten.

In Goldberg herrſchte die alte Sitte, daß die Jüngſten der Zunftmeiſter die Glocken läuteten, wenn ein Gewitter an dem Himmel aufzog. Wie dieſe Sitte entſtanden iſt, weiß die Sage zu erzählen.

Auf der Burg am Willenberge, deſſen Ruinen heut noch ſichtbar ſind, reſidirte im 12. Jahrhundert ein frommer Burgherr, der ein Freund der Städter und ein Feind der Wegelagerer war. Als Kaiſer Friedrich I. (auf Veranlaſſung des Papſtes Gregor VIII.) den dritten Kreuzzug unternahm, zog auch der Willenberger zu dem Heere. Kaum hatte er aber ſeiner heimiſchen Burg den Rücken gewandt, da überfiel dieſelbe der böſe Geier von der Gröditzburg, ein wilder Raubritter, nahm des Willenbergers Weib und deſſen Knäblein gefangen und niſtete ſich als Burgherr ein. Kaum hatte der Willenberger Kunde von dem Raube erhalten, ſo kehrte er mit ſeinen Knappen in die Heimath zurück. Er war aber zur Eroberung der Burg nicht ſtark genug, ſeine ritterlichen Freunde befanden ſich bei Kaiſer Friedrichs Heere und ſo blieb ihm nur noch übrig, bei den Städtern Hilfe zu erbitten. Grade in der Mitternachtsſtunde gelangte er vor die Thore Goldbergs und erhielt von dem Rathe die zwölf Jüngſten der Gewerke mit ihren Knappen zur Verſtärkung. Als der Tag anbrach, kamen die Streiter vor des Willenbergers Burg. Aber der Geier hatte gute Wache gehabt; er ſtand ſchon in voller Rüſtung auf dem Söller des Schloſſes und rief höhnend herab: „Willenberger, hier habt Ihr einen Morgenimbiß!“

Mit einem kräftigen Rucke ſchleuderte der Unmenſch dem Vater das Knäblein entgegen, welches einer der Knappen unbeſchädigt im Mantel auffing.

Oben von dem Söller ſchallte des Schloßräubers Gelächter und er drohte, auch noch die bleiche Schloßfrau, die gefeſſelt auf dem Söller ſtand, hinabzuwerfen, wenn einer der Feinde es wage, die Mauer zu erklimmen. Es zog ein Gewitter am Himmel auf und der Räuber deutete mit dem blanken Schwerte nach den Wolken, „Komm nur herauf wie jener dort, mit Wind und Wetter, ſo ſoll die Burg wieder Dein ſein.“ Kaum hatte er aber dieſe Frevelworte geſprochen, da ſchmetterte ihn ein Blitz zu Boden.

Der Willenberger dankte Gott auf den Knien und zog wieder in seiner Väter Burg ein, die Jüngsten der Gewerke aber wallten heim, erzählten das Gottesgericht und der Goldberger Rath setzte zum ewigen Andenken das Jüngstenläuten ein. —

6. Das Goldberger Gespenst.

Ein Goldberger Schneider hatte dem Herzog Boleslaus dem Kahlen (1278) nicht Recht gethan. Der Herzog befahl den Uebelthäter hinzurichten, der Goldberger Rath aber wußte, daß der Mann unschuldig war, und ließ denselben entfliehen. Als nun der Herzog einmal nach Goldberg kam, begegnete ihm der Schneider in der Stadt und schritt trotzig an ihm vorüber. Der Fürst schalt zornig den erschreckten Rath und frug, weshalb sein Befehl nicht vollzogen worden sei. Der Rath aber erwiderte in seiner Verlegenheit, daß der Schneider wohl hingerichtet worden sei, aber daß der unschuldig Gerichtete seitdem als Geist umhergehe und auf den Herzog schimpfe, sonst aber Niemand etwas zu Leide thue. Als Boleslaus diese Spuckgeschichte hörte, entsetzte er sich und wandte der Stadt den Rücken. Er soll auch nie wieder in Goldberg gesehen worden sein.

7. Die Belagerung Goldbergs.

Die Tartaren (oder die Hussiten) sollen einst Goldberg hart bedrängt haben. In Goldbergs Mauern herrschte bereits große Noth und die Feinde drängten die Bürger immer dichter zusammen, bis alle in die Kirche flüchteten. Dort vertheidigten sie sich mannhaft, aber Durst und Hunger, zwei böse Gäste, kehrten bald genug ein. Zwar leitete ein Brunnenbauer ein Börnlein in die Kirche, welches heut noch zu sehen ist, aber der Hunger ließ sich nicht lindern und setzte den braven Bürgern hart zu. Als die „Noth am größten, war Gott am nächsten;“ ein Weinausschenker ersann eine List. Er ließ eine Katze, welche herbeigelaufen war, mit Speck braten und das letzte Mehl zu Weißbrot verbacken. Am frühen Morgen verkündete er von dem Thurme herab den Barbaren, daß Goldberg sein Kirchenfest feiere und davon auch die Feinde einen Genuß haben sollten. Weißgekleidete Mädchen warfen darauf Rosinenstriezel in die Feindeshorden und ein Koch zertheilte den falschen Hasen und schleuderte die Stücke desselben hinab, indem er höhnte, daß zu den

Semmeln auch Fleisch gehöre. Oben kreisten schwere silberne Humpen von Lippe zu Lippe und die Feinde sahen erstaunt dem fröhlichen Feste zu; denn sie hatten geglaubt, daß Goldberg bald ausgehungert sei und sahen nun, wie die Bürger im Ueberfluß schwelgten.

Als die Nacht hereingebrochen war, ließen die Barbarenfürsten ihre Führer rufen und hörten deren Rath:

„Wir vertändeln hier nur die Zeit; drinnen die in Goldbergs Mauern haben mehr als wir zu essen!“

Am anderen Morgen war das Lager abgebrochen und die Tartaren abgezogen. Der List des Weinausschenkers aber verdankte Goldberg seine Errettung.

8. Das Ringsingen.

Im Jahre 1553 wurde Goldberg von der Pest verheert. Alle Bürger bis auf sieben erlagen der schrecklichen Krankheit. Diese zogen in feierlicher Prozession auf den Markt zu dem Bilde der Dreifaltigkeit und gelobten, an jedem Neujahrsfeste auf dem Markte ein Lied zu Gottes Lob und Preis zu singen, daß er sie gnädig vor der tückischen Krankheit bewahrt habe. Was nun die Alten gelobten, das haben die Nachkommen gehalten:

„Das Lied ertönt noch heute
An jedem Neujahrsfest.
Und Gott beschützt die Bürger
Von Goldberg vor der Pest.“

9. Wallenstein zu Goldberg.

Als Wallenstein auf dem Gymnasium zu Goldberg seine erste Ausbildung genoß, zeigte er sich schon stolz und herrisch. Seine Mitschüler mieden ihn und von seinen Lehrern war ihm namentlich der Lehrer Fechner abhold, von dem er mehrfache Züchtigungen erfuhr. Einst soll Wallenstein unter einem Baum bei dem Gymnasium eingeschlafen sein, als die anderen Schüler sich belustigten. Dort hatte er einen sonderbaren Traum. Die Bäume verneigten sich vor ihm bis zur Erde und die Steine wichen erschreckt vor ihm zurück.

Als er den Traum erzählte, lachten ihn seine Mitschüler aus. Fechner schalt ihn einen Träumer und sagte, daß er sein Hofnarr werden wolle, wenn er ein großer Mann werde.

Viele Jahre waren verflossen und Wallensteins Traum längst in Erfüllung gegangen.

Im Herbste 1633 erschien der Herzog Wallenstein in Goldberg, das seine Schaaren arg verwüstet hatten. Er erkundigte sich dort nach seinen Lehrern und Mitschülern und hörte, daß der alte Fechner noch lebe. Sofort befahl er, denselben ihm vorzuführen. Und Fechner erschien zagend; er erwartete den Zorn des Herzogs, weil er ihn als Knabe gezüchtigt hatte. Dieser aber gebot, dem alten Lehrer 200 Thaler, mit seinem Bildniß geprägt, zu verabreichen und an sein Haus eine Sicherheitswache zu stellen. Er entließ den Greis mit den Worten: „Mir ist nicht zu Bitteres geschehen; ein harter Kopf will harte Zucht haben!“

10. Die Rabendocke.

Eine Viertelstunde von Goldberg liegt am Fuße des Geiersberges die Rabendocke. Dieselbe ist eine versteinerte Burg und auf dem ersten Felsen lugt der versteinerte Burgherr, der ein schlimmer Raubritter war, in das Thal hinab. In der Tiefe des Felsens liegt ein mächtiger Schatz vergraben, den der böse Ritter dort aufgehäuft hat. Alljährlich öffnet sich die steinerne Pforte zu demselben in der Christnacht-Geisterstunde. Der steinerne Ritter steigt mit dem Schlage der zwölften Stunde von seinem Felsenthrone herab und harrt, ob ein Menschenkind sich finde, welches ihn und den Schatz erlösen möchte.

Seit Jahrhunderten hat sich der Felsen immer wieder geschlossen, wenn von dem Goldberger Thurme die erste Morgenstunde erschallte. Der versteinerte Ritter blieb dann wieder ein Jahr auf seiner Steinzinne.

Viele Schatzgräber haben zwar die Zeit benutzt, um sich die Taschen mit Gold und Edelsteinen zu füllen, aber der große Schatz hat noch nicht abgenommen und der Ritter harrt seiner Erlösung, bis der letzte Goldklumpen fortgetragen sein wird.

11. Der Zauberer vom Geiersberge.

Ueber der Rabendocke ragt der Geierberg bei Goldberg empor. Dort hatte einst ein mächtiger Zauberer sein Schloß erbaut, aus dem er über die Thäler hinwegschaute und das menschliche Leben und Treiben beobachtete. Er half mit Rath und That

den Armen und Krallen, schütze die Unschuld und belohne die Tugend.

Der Burgherr auf der Nebenburg aber war der wilde Geier, ein böser Geselle, der von seinem Süden auf Raub ausging und die friedlichen Wanderer überfiel, welche zu seinem Nachbar zogen, um dessen schönen Worten zu unterstehen oder Rast abzuhalten. Er verhöhnte den mächtigen Zauberer und verlachte dessen Warnungen. Darüber ergrimmte dieser aber endlich und belehrte den Raubritter zu strafen.

Der Mittagsdieb.

Bei Morgengrauen zog wieder einh ein Zug Goldberger Kaufleute durch das Gebirgsthal und der Geier lauzte von der Warte herab nach der benannten Beute. Schon sah er seinen Kumpan, die Wölfin zum Ueberfall zu lauten, als der Zauberer durch die Wolken zuschoß und neben dem Räuber hielt. Der Geier zog knirschend sein Schwert und wollte den verhaßten Nachbar durchbohren, dieser aber berührte den Ritter und dessen Burg mit seinem Zauberstabe und sofort erbarmten beide zu Stein. Noch heute gestalt der grimmige Geier von seinem verschiedenen Schlosse in Thal und erleidet Höllenqualen, daß er die friedlich vorüberziehenden Wanderer nicht überfallen und berauben kann.

Digitized by Google

12. Der schwarze Christoph.

Im Goldbergschen liegt das Dorf Nieder-Alzenau, Dort stand ehemals eine feste Burg, auf der Christoph von Czedlitz, ein gefürchteter Raubritter, hauste, der ganz Niederschlesien durch Brand und Mord verheerte. Sein Name trieb den Wanderern die Gänsehaut heraus und die Buben flohen vor ihm auf der Mütter Schooß. Seiner schwarzen, langen Haare halber wurde er der schwarze Christoph von Alzenau genannt. Als er sein Räuberhandwerk mit seinem Kumpanen, dem Panthenauer Stephan (von Rothkirch) aber gar zu arg trieb, sandte der Herzog Friedrich (II. von Liegnitz), dessen Günstling Christoph früher gewesen war, die Goldberger gegen ihn ab. Diese belagerten das feste Raubnest vergeblich und hätten wohl endlich unverrichteter Dinge abziehen müssen, wenn nicht Christophs verlassene Geliebte aus Rache den Städtern den Weg durch einen heimlichen Gang gezeigt hätte. Als Christoph bei seinem Nachtmahle saß, wurde er überfallen und nach Liegnitz vor den Herzog geführt. Dieser ließ den gefährlichen Räuber mit einem Diener zusammen aufknüpfen. Die Sage erzählt darüber genau:

Und aus dem Urtheil blickte
Des Herzogs heller Zorn:
„Den Ritter hängt im Hemde
Mit Stiefel und mit Sporn,
Dem nieder'n Knecht daneben
Doch laßt die Füße baar,
Damit die Wand'rer schauen,
Wer Herr, wer Diener war!"

Die Alzenauer Burg wurde von den Goldbergern darauf in Brand gesteckt.

13. Der Hedwigsberg.

Bei dem Dorfe Röchlitz liegt der Hedwigsberg. Auf demselben soll einst ein Heidentempel gestanden haben, an dessen Stelle der Herzog Heinrich der Bärtige die Raclitzburg erbauen ließ, in welcher er die Kapelle, nach seiner frommen Gemahlin, die Hedwigskapelle nannte, wovon der Berg den Namen „der Hedwigsberg" erhielt. Die Ueberreste der Burg und der Kapelle sind noch heut zu sehen.

14. Der Hedwigsbrunnen.

Am Fuße des Hedwigsberges bei Röchlitz liegt der Hedwigsbrunnen, derselbe soll seinen Namen von der heiligen Hedwig erhalten haben. Die Heilige hat in dieser Quelle oft gebadet und dadurch soll das Wasser wunderthätig und heilkräftig geworden sein.

15. Der Spitzberg.

Im Kreise Goldberg liegt eine hoher und spitzer Berg, welcher der Goldberger Spitzberg genannt wird. Um denselben herum sollen im 16. Jahrhundert sehr viele Anhänger der Caspar von Schwenkfeld'schen Lehre gewohnt haben. Wie die gehaßten Schwenkfelder nun gerade an den Spitzberg gekommen sind, darüber berichtet die Sage, daß der Teufel einst einen Sack voll Schwenkfelder geholt habe und auf das Höllenloch zugeflogen sei. Als er nun über den Spitzberg kam, blieb er mit dem Sacke daran hängen und riß ein großes Loch darein. Er merkte dies nicht sofort in seiner Eile, eine große Menge Schwenkfelder purzelte heraus und ein jeder derselben siedelte sich dort an, wo er dem Teufel aus dem Sacke gefallen war.

16. Die Gründung Schönaus.

Das Städtchen Schönau ist von Herzog Bolko I. am 14. August 1296 gegründet worden. Derselbe bereiste mit seiner schönen Gemahlin seine Lande. Als der fürstliche Zug an der Katzbach hinabzog, gewahrte die Herzogin (Beatrix) einen schönen Wiesenplan in Mitten eines frischen Waldes und rief aus:

„Eine schön' Au ist das! Schade, daß kein Dorf hier ist."

Der Herzog schenkte die schöne Au seiner reizenden Gemahlin und erbaute ihr darauf eine Stadt, die er nach ihrem Ausspruche „Schönau" hieß.

17. Der Schönauer Brand.

Im Jahre 1487 soll ein Würgsdorfer Bauer die Stadt Schönau aus Muthwillen in Brand gesteckt haben. Der ganze Ort brannte nieder und das Feuer soll so rasch vorgeschritten sein, daß es nicht einmal möglich war, die alten Urkunden und Stiftungs-Documente zu retten. Der Brandstifter wurde erwischt und endete sein Leben auf einem Scheiterhaufen zu Volkenhain.

VII. Lähnhaus.

1. Der Burgname.

Die Burg Lähnhaus ist an Stelle einer verfallenen heidnischen Veste von Herzog Boleslaus (III.) dem Schiefmäuligen (1102—1139) erbaut worden. Von dem Erbauer wurde die Burg Spörnchen genannt. Die alte Burg hat aber Wlan geheißen und das Volk, welches sich immer noch dieses alten Namens erinnerte, soll Wlen und endlich Lähn daraus gemacht haben.

2. Die Birke im Stadtwappen.

Unter der Burg Lähn liegt das Städtchen gleichen Namens. Dasselbe führt eine Birke in seinem Wappen, welche es zum Andenken in demselben aufgenommen haben soll, weil es in uralten Zeiten aus einem Dorfe Birkenau hervorgegangen sei, ehe es von Heinrich dem Bärtigen Stadtrechte erhielt.

3. Der Hedwigssteig.

Auf der Burg Lähnhaus hat die heilige Hedwig viele Jahre gelebt und soll täglich von derselben mit baaren Füßen zum Gottesdienste in die Stadt hinabgegangen sein. Der Weg von der Burg hinunter, den die Heilige benutzt haben soll, wird noch heute der Hedwigssteig genannt.

4. St. Hedwigs Ruhestein.

Auf dem Lähnhausberge ist ein Stein, auf welchem die heilige Hedwig oft ausgeruht hat, weshalb derselbe St. Hedwigs Ruhesitz heißt. Auf dem Felsenvorsprunge, bei diesem Steine soll die Heilige ihren Schuh nach jenem Mongolen geschleudert haben, welcher Heinrich dem Frommen, ihrem einzigen Sohne, tückisch die Lanze auf der Wahlstadt durch Rücken und Brust rannte.

5. Die Schreinersfrau und die heilige Hedwig.

In der Stadt Lähn lebte zu St. Hedwigs Zeiten eine gottlose Schreinersfrau, welche schlechte Lieder sang und nicht in die Kirche ging. Den Sonntag heiligte sie auch nicht, sondern verrichtete Arbeiten an demselben. Die heilige Hedwig drang oft in das Weib,

von dem gottlosen Leben abzulassen, aber sie predigte tauben Ohren. Eines Sonntags drehte die Gottlose die Handmühle — damals gab es in der Gegend noch keine Wassermühlen — und plötzlich blieb ihr die Kurbel so fest an der Hand hängen, daß Bader und Schäfer dieselbe davon nicht mehr abtrennen konnten. Der Geistliche rieth ihr, die Herzogin in ihrer Noth anzuflehen, die bei Gott so viel vermöchte, daß sie durch ein Gebet das Holz von der Hand ablöse.

Das Weib begab sich in ihrer Angst auf die Burg und flehte die Herzogin inbrünstig um Vergebung und Hülfe an. Die Heilige begab sich in ihr Kämmerlein und betete. Als sie wieder zu dem Weibe trat, öffnete sie demselben die Hand und nahm das Kurbelholz heraus. Sie lächelte mild und wehrte den Dank ab.

„Gehe hin, mein Kind, und danke dem lieben Gott dafür, daß er der reumüthigen Sünderin verzieh."

Die Schreinersfrau änderte von der Stunde an ihren Lebenswandel und das Wunder, welches ihr widerfahren war, bekehrte alle gottlosen Menschen in der Stadt und der Umgegend.

6. Der unterirdische Gang.

Von dem Wartthurm der Burg Lähnhaus soll in alter Zeit ein riesiger unterirdischer Gang bis nach Greiffenstein (!) gegangen sein. Der Eingang zu demselben war in dem, jetzt verschütteten, Burgverließ.

7. Der böse Konrad.

Im Jahre 1598 hatte Konrad von Czedlitz die Burg Lähnhaus übernommen. Derselbe soll ein schlimmer Geselle gewesen sein und die Stadt Lähn hart bedrückt haben. Man erzählt, daß er den Bürgermeister des Städtchens oft gefangen genommen und in das 40 Ellen tiefe Burgverließ eingesperrt habe, um die Lähner seinen Wünschen gefügig zu machen. Für seine Härte aber hat der Burgherr im Grabe keine Ruhe gefunden, sondern wandert Mitternachts als Geist umher.

Oft soll der böse Conrad Nachts von dem Burgberge auf einem funkenschnaubenden Rappen über den Burgberg herab in die Stadt gesprengt sein. Sonderbarerweise hat er niemals den Kopf auf dem Rumpfe, sondern stets unter dem Arme getragen.

(Siehe III, 16.) Bei der alten Boberbrücke am Fuße des Schloßberges soll der ruheloſe Geiſt zur Mitternachtszeit auch häufig in den Fluß geritten ſein und mit glühenden Augen auf die Kirche geſchaut haben. Auch am Ausgange der Kirchgaſſe hat man den böſen Conrad ſitzen, oder den engen, ſteinigen Pfad bei den kleinen Häuschen vorbei auf den Schloßberg ſteigen ſehen.

8. Der Schatz im Burgkeller.

Hinter dem Haupteingange der Burg Lähnhaus zeigt ſich an der linken Seite im Gebüſch ein halbverfallenes Kellerloch, aus welchem ein kalter Modergeruch ſteigt. Dieſes Loch ſoll der Eingang zu einem unermeßlichen Schatze ſein, der ſeit Jahrhunderten dort in der Tiefe ruht. Die Reichthümer ſind aber von einem geiſterhaften Ritter bewacht, der bei Mondſchein oft aus dem Kellerloche hervorlugt.

Der Ritter wird entweder Hans oder Konrad genannt. (Unter Hans von Czedlitz, der 1465 in den Beſitz der Burg kam, wurde ſie zu den gefürchtetſten Raubſchlöſſern des Landes gerechnet.)

9. Die Burgkirche.

Obwohl die alte Burg- oder Hedwigskirche auf dem Lähnhaus ſchon um das Jahr 1660 abgetragen worden iſt, heißt die dafür in jener Zeit erbaute Kirche auch noch gewöhnlich die Burgkirche. Dieſelbe ſteht auf dem ſiebenhundert Jahre alten Friedhofe und birgt ein Bild der heiligen Hedwig, welches lange Zeit den Wallnern wunderthätig geweſen ſein ſoll, die in frommer Andacht vor demſelben knieten.

In dem Kirchlein ſind auch alte Waffen aufgehangen, welche der Sage nach in den Huſſitenkriegen erbeutet worden ſind. (Chroniſten behaupten, daß der Erbauer Adam von Kohlhans ſeine eigenen Waffen in der Kirche aufgehangen habe.)

10. Der Lähner Wald.

In der grauen Vorzeit hat die Burg und Stadt Lähn in einem ungeheuren Walde gelegen, der ſo groß geweſen ſein ſoll, daß die Städter ihren ganzen Unterhalt aus demſelben bezogen und ſogar die Abgaben (Zehnten) mit Eichhörnchenfellen (bis 1217) beglichen.

11. Der Silberwalder Bernard.

Nördlich von Silberwald liegt Klein-Silberwald, gegenüber dem Bahnhof. Vorüber soll der Silberwalder gestern hier, weiter der Bernard, der Bernard, der Bernard,

2. Die Entstehung der Stadt.

Als König Boleslaus Chrobri von Polen sich im Jahre 1004 mit seinem Kriegsheer in das Gebirge geflüchtet hatte, nachdem er von Uhldarich von Böhmen geschlagen worden war, kam er an den Zusammenfluß von Bober und Zacken und befahl seinem Rathe Pancheleník, dort eine Burg zu erbauen. Nach dem Erbauer wurde die Burg Pancheleni genannt. Als am Fuße derselben sich Häuser fanden, nannten die Bewohner aber ihren Ort Pancheleni und den Berg Hausberg. Pancheleni (Pan Gelink heißt auf Deutsch Herr Hirsch) soll später in Hyrezberg umgewandelt worden sein und die Burg hieß das Bolkenhaus.

3. Das Stadtwappen.

Eine andere Sage erzählt, daß Herzog Bolko auf dem jetzigen Stadtgrunde einen Hirsch geschossen und darauf die Stadt zu bauen angefangen habe. Der Hirsch sprang, nach dem Schusse mit einem eben abgebrochenen Zweige im Maule in die Höhe und ist heut noch so im Stadtwappen zu finden.

4. Die Schätze im Hausberg.

In den tiefen Burgkellern des Hausbergs liegen mächtige Schätze aufgestapelt. Aber Geister bewachen den Eingang zu den unterirdischen Gemächern. Doch einmal nach den Metten in der Christnacht, öffnet sich alljährlich die große Pforte zu dem Schatze und jedem Menschen steht es frei, sich mit Gold und Edelsteinen die Taschen zu füllen. Vor vielen Jahren soll ein Perückenmacher, Kilian mit Namen, in die tiefen Keller sich gewagt haben. Zweimal ist er hineingegangen. Er hatte unendliche Reichthümer herausgetragen und auf einen Haufen geschüttet, die Habsucht trieb ihn aber noch einmal hinein und er vergaß, daß der Berg sich mit dem Schlage Eins schließt. Er wühlte noch in den Edelsteinen, als von dem katholischen Kirchthurm die genannte Stunde erscholl. Mit Krachen schloß sich der Berg, der arme Perückenmacher aber wurde hoch in die Lüfte geschleudert und am anderen Morgen todt im Gebüsche des Hausbergs gefunden. Seitdem hat sich Niemand mehr in die verwünschten Kellerräume gewagt und der große Schatz soll noch gehoben werden. Leute, die auf leichte Weise reich werden wollen, haben hier die beste Gelegenheit.

5. Die Garküche.

Auf dem Markte in Hirschberg wird ein Haus die Garküche genannt. Dasselbe soll schon 1341 erbaut worden sein, als Herzog Heinrich I. zu Jauer der Stadt die Gerechtsame verliehen hatte, ein Wursthaus (curiam Farciminum) zu erbauen.

6. Die drei Thurmschrecken.

Nach einer alten Sage soll die Stadt Hirschberg dreimal durch den Einsturz eines Thurmes heimgesucht werden. 1480 fiel auch wirklich der Thurm am Schildauer Thore ein und erschlug fünf Menschen. 1739 stürzte der Rathhausthurm ein. Damals kamen die Verse auf:

In der sechsten Morgenstund'
Fiel der Wächter mit herab,
Eh' er noch mit seinem Mund
Sechse zu verstehen gab. (Siehe I, 27.)

Der dritte Einsturz steht noch aus.

7. Der Zweikampf.

Im Herbste des Jahres 1621 überflutheten wilde Kriegerhorden das schöne Hirschberger Thal. Als dieselben am 22. November vor Hirschberg zogen, fanden sie jedoch die Hirschberger Bürger gerüstet auf der Mauer. Einen Ueberfall hätten die feindlichen Schaaren gern gewagt, aber vor einer regelrechten Erstürmung schreckten sie zurück und boten den Städtern einen Zweikampf zwischen einem ihrer Leute und einem Bürger an.

Ein muthiger Hirschberger nahm den Zweikampf an und begab sich vor die Mauer. Als der Waffengang mit dem ausgewählten Gegner beginnen sollte, nahm der Hirschberger aber zu einer List seine Zuflucht und rief: „Oho! kommen doch ihrer zwei! So haben wir nicht gewettet!"

Als der feindliche Krieger sich bei diesen Worten nach seinen vermeintlichen Gefährten umsah, versetzte ihm der Hirschberger einen so tüchtigen Schlag auf den Kopf, daß er todt zu Boden fiel. Als der abergläubische Feind des Zweikampfes Ausgang sah, zog er ab, ohne die Stadt zu beunruhigen.

8. Das steinerne Kind an der Hartauer Brücke.

Bei einer großen Ueberschwemmung am 2. Juni 1608 hat der wüthende Bober einer Wittwe das einzige Kind in der Wiege fortgerissen. Wehklagend rief die Mutter um Hilfe, kein Mensch aber wußte, wie man das Rettungswerk anfangen sollte. In der größten Verzweiflung warf sich die geängstigte Frau auf die Knie nieder und gelobte Gott, eine fromme Stiftung zu machen, wenn ihr Kind gerettet würde. Die wilden Wasser schäumten und tobten, Menschen und Vieh fanden darin den Tod, das Knäblein der frommen Mutter aber wurde mit seiner Wiege unversehrt an die Hartauer Brücke in Hirschberg gespült. Die erfreute Mutter dankte Gott, stiftete einen Altar und ließ zum ewigen Gedächtniß das Abbild des Kindes in einen Brückenpfeiler mauern.

9. Vom Storch gebracht.

Bis zum Jahre 1709 hatte Hirschberg noch keine evangelische Schule. Als endlich dem dringenden Bedürfniß abgeholfen war, wurde der erste Lehrer an das neue Institut berufen. Dieser trug den Namen Daniel Storch und so kam es, daß die Hirschberger sagten, der Storch hätte ihnen den ersten Unterricht darin gebracht.

10. Der feste Grund.

Von dem Grunde des katholischen Kirchthurmes zu Hirschberg geht die Sage, derselbe sei so groß, daß ein mit sechs Pferden bespannter Heuwagen bequem darauf umdrehen könne.

11. Der große Brand.

Von dem großen Brande, welcher im Jahre 1549 Hirschberg in Asche legte, berichtet die Sage, daß in der ganzen Stadt nicht so viel Holz übrig geblieben sei, daß man hätte ein Gericht Fische davon sieden können. Zur Erinnerung an diesen Brand ist heut noch die Denktafel an dem Hause der Actiengesellschaft „Bote aus dem Riesengebirge“ (Kirchgasse und Schildauerstraße) zu sehen. Die Inschrift derselben lautet: Anno 1549 in vigilia Cantate combusta est tota civitas.

12. Der Fläz.

Fläz ist heute noch ein oft gebrauchtes Schimpfwort für ungeschliffene Menschen. Ueber die Entstehung dieses Wortes berichtet

der Volksmund, daß mehrere Prediger mit dem berüchtigten Theologen Flacius in Straupitz (oder Langenau) eine Besprechung hatten, bei welcher sich derselbe so maßlos heftig und flegelhaft benahm, daß man von da ab jeden Grobian einen Flaz nannte, woraus später Fläz geworden sein soll.

13. Die Wolfgangkapelle.

Auf dem Kreuzberge, neben dem Hausberge, soll früher eine Kapelle gestanden haben, welche dem heiligen Wolfgang geweiht war. Ein Kreuz bezeichnet noch die Stelle, wo sie in Mitten eines Friedhofes gestanden haben soll und das Altarbild St. Wolfgang daraus wird heut noch in der Jesuitensacristei in der katholischen Kirche zu Hirschberg aufbewahrt.

14. Das städtische Goldbergwerk.

Um das Jahr 1569 hat die Stadt Hirschberg bei dem Dorfe Grunau ein Goldbergwerk besessen. Die Bauern sollen die Bergknappen, welche ihren Grund und Boden durchwühlten, aber einige Male verjagt und im 30jährigen Kriege die Schächte gänzlich verschüttet und geebnet haben, so daß Niemand die Stelle derselben finden kann.

15. Der Kavalierberg.

Der Kavalierberg, Hirschbergs schönster Punkt, hieß früher der Galgenberg. General Favrat ließ den Galgen (1778) fortnehmen und eine Schanze daselbst aufwerfen, welcher er den Namen Kavalier gegeben haben soll. Später wurde auch der Berg nach der Schanze genannt.

16. Die Straupitzer Kirche.

Die Sage erzählt, daß die Straupitzer Kirche schon im 10. Jahrhundert erbaut worden und die Mutterkirche der Hirschberger Stadt-Pfarrkirche sein soll. (Letztere soll um das Jahr 1108 erbaut sein.)

17. Der Hirschberger Reisbrei.

Die städtischen Dörfer Schwarzbach und Hartau hatten sich in alten Zeiten von allen Frohndiensten losgekauft. Bei den Dreiding, der jährlichen Rechnungsabnahme in Hartau, mußten die Rathsherren, neben anderen Gerichten, mit Reisbrei bewirthet

werden, den die Hartauer der Sage nach nicht vergessen durften, wenn sie nicht ihrer Freiheit verlustig gehen wollten.

18. Das Raubschloß.

In wundervoller Lage, über der Fabrik Weltende im Sattler bei Hirschberg, ragt an dem Boberufer aus dem Schwarzholze ein Felsen hervor, der Aehnlichkeit mit einer Burgruine hat. Auf demselben soll einst ein Raubschloß gestanden haben. Der Burgherr desselben hat den Städtern oft zu schaffen gemacht, bis die Hirschberger sein Nest in Brand steckten. Die Städter sollen jedoch die Lage der Burg nicht gekannt haben, aber eine verlassene Geliebte des Raubritters zeigte ihnen den Weg durch den Sattler, indem dieselbe von Zeit zu Zeit eine Erbse auf dem Pfade am Boberufer fallen ließ, der zu einer geheimen Pforte führte, deren Schlüssel sie besaß.

19. Der Schloßberg.

Eine Viertelmeile von Hirschberg liegt der Schloßberg in der grünen Harte. Dort soll einst eine Burg gestanden haben (Grünbusch) und in den Hussitenkriegen zerstört worden sein. Von derselben wird der Name „Schloßberg" hergeleitet.

20. Das Geisterpaar in Straupitz.

In der Mitte des Dorfes Straupitz steht in der Mitternachtsstunde zur Adventzeit häufig ein graues Pärchen. Der Wächter kennt dasselbe wohl und nimmt keine Notiz davon. Wenn aber ein später Zecher mit übler Rede vorübergeht, fliegt demselben der Hut von dem Kopfe und das Pärchen verschwindet. Dieses Geisterpaar soll schon vor vielen hundert Jahren auf dem Dorfwege im Liebesgeflüster gesehen worden sein. Jedermann sieht es nicht, aber wer es sieht, muß artig das Haupt entblößen, oder er büßt seinen Hut ein.

21. Das Bolkoschloß.

Auf dem Gipfel des Molkenberges oder Bolkenberges bei Eichberg liegen die Ruinen des Bolkoschlosses, auch Molkenhaus genannt. Ehe das Schloß von Herzog Boleslaus dem Langen im Jahre 1198 erbaut wurde, soll auf dem Berge eine heidnische Burg oder ein heidnischer Tempel gestanden haben.

Seit der Zerstörung des Schlosses (1429) wandelt ein schwarzer Ritter um Mitternacht in den Ruinen umher, oder sitzt am Eingange und wehrt mit gezücktem Schwerte den Menschen den Zutritt, die zu den reichen Schätzen in den Felsenkellern wallen wollen. Ein besonderer Spruch verdrängt den Wächter und wer denselben findet, dem gehört der Schatz.

Abtei zu Buchwald.

22. Der Geist am Helaberge.

Bei Lomnitz erhebt sich der Helaberg, der durch Spuren uralten heidnischen Götzendienstes bekannt ist. Auf dem Berge soll es Nachts nicht ganz geheuer sein. Der Graumann, der auf demselben herrscht, ist aber auch schon zu Thale gekommen. Einst trat er bei einer armen kranken Wittwe in der Mitternachtsstunde in die Wohnung und winkte derselben, ihm zu folgen. Das Weib aber fühlte Furcht und verkroch sich hinter eine Truhe. Man rieth ihm aber, mit dem Geiste zu gehen, wenn er wiederkäme. Dies geschah und die Wittwe folgte demselben, kehrte aber, von Furcht übermannt, am Fuße des Helaberges wieder um. Ihr geiziger Nachbar, ein wohlhabender, unverheiratheter Schneider, vernahm die Geschichte

und dachte, sich Reichthümer zu holen. Er begab sich in der Mitternachtsstunde, mit einem Sacke, Rodehaue und Spaten beladen, auf den Berg. Schon von Weitem sah er an den Opfersteinen ein helles Licht. Furchtlos und habgierig schritt er darauf los und sank vor einem blinkenden Schatze nieder. Ehe er denselben berühren konnte, sprach aber der Graumann, der dabei stand: „Wenn Du arm bist, so kannst Du Dir den Sack füllen, darbst Du aber nicht und willst nur Dir ein Wohlleben schaffen, so fülle Dir nur einen halben Sack.“

Habgierig betheuerte der Schneider, daß er blutarm sei und ein krankes Weib, zwei Paar Eltern und sieben Kinder zu ernähren habe. Mit beiden Händen wühlte er in dem Golde und wußte nicht, welche Klumpen er zuerst ergreifen sollte. Endlich füllte er den Sack und hob denselben auf den Rücken. Der Graumann rief aber grimmig aus: „Du belogst mich und sollst mir dafür büßen.“

Der Schneider bekam von dem Geiste eine Ohrfeige und flog den Berg hinab, an dessen Fuße er ohnmächtig liegen blieb bis der Morgen graute. Die Finger des Geistes sind auf seiner Wange eingedrückt geblieben, den Sack mit den goldenen Schätzen, der ihm bei dem erhaltenen Backenstreich entfiel, hat er aber trotz eifrigen Suchens nimmer finden können.

23. Pechwinkel.

Das große Geschlecht der Herren von Czedlitz (Zedlitz) hatte ehemals vielerlei Beinamen. Ein Friedrich von Czedlitz wurde Pechwinkel genannt. Die Sage berichtet, daß er diesen Namen von dem Pechwinkel bei Hirschberg erhalten hat, in welchem das Bolkenhaus stand. Der Name Pechwinkel soll aber eigentlich „Bächewinkel“ heißen und von dem Zusammenfluß des Bobers und Zackens seinen Ursprung haben.

24. Die Veränderung des Boberlaufs.

Die Sage berichtet, daß vor vielen hundert Jahren der Bober nicht, wie heut, durch den Sattler geströmt sei, sondern vor der Eröffnung der Sattlerrinne dessen Flußbett zwischen dem Kappen- und Silberberge gelegen habe. Das jetzige Strombett aber soll ehemals eine Landstraße gewesen sein.

IX. Schmiedeberg und Umgegend.

1. Der Stadtname.

Die Stadt Schmiedeberg ist durch Ansiedelung einer großen Anzahl Schmiede um das Eisenbergwerk zu ihrem Namen gekommen, der eigentlich Schmiede am Berg bedeuten soll.

Nach einer anderen Sage soll der Ort zuerst die Smedewerge geheißen haben und müßte demnach eigentlich „Schmiedewerke" geschrieben werden.

2. Die Entstehung der Stadt.

Ehe die Stadt Schmiedeberg bestand, lag an ihrer Stelle das Dorf Habichtsgrund, welches durch Bergleute entstanden war, nachdem der Bergmeister Lorenz Angel daselbst im Jahre 1148 den Bergbau begründet hatte. In kurzer Zeit sollen die Schmiedefeuer um das Bergwerk die Zahl 200 erreicht und sich eine Menge anderer Gewerbetreibender angesiedelt haben, so daß bald das Dorf das Stadtrecht erhielt.

3. Die Jungfrau Anna.

Im Jahre 1312 lebte in Schmiedeberg die schöne Jungfrau Anna. Ihr Vater war der reichste Schmied, aber auch der hartherzigste Mann im Orte. Anna hatte einem armen Bergknappen ihr Herz geschenkt und wies alle reichen Freier ab, die der geizige Vater ihr zuführte. Darüber wurde der Schmied, welcher gern einen sehr reichen Schwiegersohn gehabt hätte, zornig und rief seiner Tochter zu: „Ich schwöre Dir bei allen Heiligen, daß Du Deinen Bergknappen nur dann heirathen darfst, wenn sich sein Hammer in Gold verwandelt."

Der Bergknappe wußte, daß dies unmöglich sei, Anna aber hoffte von ihrer heiligen Namenspatronin Hilfe und betete inbrünstig zu derselben. Die Heilige erhörte auch des unschuldigen Mädchens Flehen und erschien ihm im Traum. Sie nahm Anna bei der Hand und flüsterte ihr zu: „Gehe hinaus, mein Kind, in das freie Feld und suche Dein Glück."

Hoffnungsvoll machte sich das Mädchen auf und suchte die Flur um den Ort ab. Aber nirgend gewahrte es einen goldenen

Hammer und kehrte betrübt heim. Um so eifriger und andächtiger aber betete es im stillen Kämmerlein zu St. Anna, die ihm wieder im Traum erschien und zuraunte: „Gehe mit Deinem Liebsten hinaus in das Feld; wo der Hammer Eueren Händen entfällt, wird er zu Gold.“

Freudig brachte Anna dem Liebsten diese Nachricht und das Pärchen machte sich auf, nach dem Glücksorte zu fahnden.

An einem einsamen Waldrande sah Anna ein morsches Wegekreuz stehen und kniete mit ihrem Liebsten dabei nieder zu stillem Gebet. Da entfiel ihrer Hand der Hammer. Der Bergknappe sprang auf und ergriff begierig den Flüchtling, enttäuscht warf er ihn aber mit Wucht wieder fort; denn er war nicht zu Gold geworden. Doch er horchte bei dem zweiten Falle auf; ein Erzklang scholl an sein Ohr und aus der Wunde, die sein Hammer der dürftigen Grasnarbe geschlagen hatte, blickte ein silberner Fleck heraus. Freudig umarmte er seine Braut und rief: „Gottlob, daß wir St. Anna vertraut haben! Dies ist Eisenerz, ich gründe ein Bergwerk und freie um Dich, sobald ich Deinem Vater einen goldenen Hammer vorlegen kann.“

Dies dauerte nicht lange. Schon nach Jahresfrist war das Bergwerk im Gange, ein stattliches Wohnhaus war aufgeführt und Annas Vater willigte in die Hochzeit ein.

Die junge Frau des Bergwerksbesitzers aber erbaute zu Ehren ihrer Schutzpatronin eine Kirche, die heut noch in Ober-Schmiedeberg steht und die Bergkirche zur heiligen Anna heißt.

4. Das Kind im Bärenrachen.

Vor vielen Jahrhunderten war eine Schmiedeberger Bürgersfrau mit ihrem einzigen Kinde auf das Feld hinausgegangen. Bei ihrer Arbeit gewahrte sie nicht, daß das Kind an den Waldsaum gerathen war. Plötzlich aber hörte sie einen Hilfeschrei und erblickte ihr Knäblein in dem Rachen eines großen Bären, der dem Walde zutrollte. Mit dem Muthe der Verzweiflung machte sich die junge Mutter auf und riß dem grimmigen Raubthiere seine Beute aus dem Rachen. Der Bär trabte weiter, die Mutter aber brachte ihren Knaben unbeschädigt heim und ließ zur Erinnerung, daß Gott sie so sichtbar beschützt hatte, ein Steinbild

an dem Thurme der katholischen Kirche anbringen. Das Bild ist heut noch zu sehen. Dasselbe stellt eine weibliche Figur dar, welche zum Gebet die Hände gefaltet, und darunter einen Bärenkopf, der im geöffneten Rachen ein Kind hält.

5. Der Türkenkopf zu Arnsdorf.

In einer Mauer zu Arnsdorf bei Schmiedeberg ist ein steinerner Mongolenkopf eingemauert, an welchen sich die Sage knüpft, daß bis Arnsdorf die Tartarenscharen im 13. Jahrhundert vorgedrungen seien. Das tapfere Gebirgsvolk legte sich aber dort in den Hinterhalt und erschlug den Heerführer und eine große Menge der Feinde, so daß dieselben in wilder Flucht den Rückzug antreten mußten. Das Mongolenhaupt wurde zum ewigen Gedächtniß des heißen Kampfes an der Stelle eingemauert, wo der Leichnam des Tartarenführers aufgefunden worden war. (Siehe I, 8).

X. Fischbach und Umgegend.

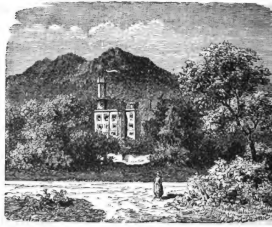
1. Fischbach.

Das Dorf Fischbach, welches durch sein, von den Templern erbautes Schloß und seine herrliche Umgebung allgemein bekannt ist, soll ehedem die Bolzenhäuser und später wegen seiner forellenreichen Bäche Fischbach genannt worden sein. 1351 ist es in einer Urkunde schon unter dem Namen Vischbach aufgeführt.

2. Der Kittnerberg.

Südlich von Fischbach erhebt sich der Kittnerberg. In demselben liegt seit vielen Jahrhunderten ein goldener Esel begraben. Viele Schatzgräber haben schon nach demselben gesucht, aber kein Glück gehabt, oder ihre Kunst schlecht verstanden. Die klugen Leutchen haben das Suchen aufgegeben, dumme jedoch suchen noch nach dem Schatze. Die Dummen haben aber das meiste Glück — so sagt ein altes Sprichwort — und so wird doch wohl der goldene Esel noch an das Tageslicht kommen. Wenn dies ge-

schieht, so soll Fischbach Stadt und der glückliche Finder deren erster Bürgermeister werden.



Fischbach.

3. Burg Falkenstein.

Auf dem östlichen Falkenberge liegen die wenigen Reste der Burg Falkenstein. Wer die Burg erbaut hat, weiß weder die Geschichte, noch die Sage, die letztere aber behauptet, daß sie Herzog Heinrich I. im Jahre 1207 in besseren Bauzustand versetzen ließ und daß sie unter dem bösen Heinrich, einer aus dem Geschlechte derer von Rimpisch, 1460 als Raubnest zerstört wurde. Alte Verse über den Letzteren lauten:

„Der Falk vom Berg er ward genannt,
Ein Schrecken, traun, im ganzen Land!
Der Herren und der Städter Tichten
Wohl stunde, wie den Falk sie krichten.
Und ob der Falk verrufen war,
Sein Herz am rechten Flecke war;
Es mochten sich gar manche Recken
Mit Fug und Recht vor ihm verstecken."

4. Der Kutschenstein.

An der Ruine Falkenstein, dem sogenannten Höfchen, liegt bergabwärts der Kutschenstein, auch Gotschenstein genannt. An denselben knüpft sich eine Volkssage.

In der Zeit der Hussitenkriege ward die Burgfrau des Falkensteins, Frau von Czirn, mit ihren Töchtern auf das benachbarte Bolzenschloß zu einem Taufseste geladen. Bei dem Taufschmause ging es fröhlich zu und der junge Czedlitz von Maiwalde bot seine Ritterdienste der schönen Uda von Czirn, der Königin des Taufsestes. Mitten in die Fröhlichkeit erscholl aber der Ruf: „Die Hussiten kommen!

Mit einem Schlage war nun die Heiterkeit vorbei; vor den gefürchteten Hussitenhorden wollte jeder Ritter sein eigenes Nest schützen, sattelte sein Roß und trabte heim. Auch Frau von Czirn und ihre Töchter riefen den Kutscher und fuhren nach der heimathlichen Burg. Udas Bräutigam und der alte Herr von Seiffersdorf, ein treuer Waffengefährte des Falkensteiners, deckten die Kutsche und stellten sich den anstürmenden Hussiten. Der Kutscher fuhr im Galopp vor den johlenden Horden den Falkenberg hinauf, verfehlte aber in der Angst und Dunkelheit den Weg. Er gerieth auf einen Felsenvorsprung, von dem das Gefährt in die Tiefe fiel, worin die Burgherrin, sammt ihren Töchtern, einen jähen Tod fand. Seitdem hat jener Fels den Namen Kutschenstein erhalten.

5. Der Prinzessinstuhl.

Bergabwärts von der Burg Falkenstein gelangt man auf den Prinzessinstuhl. Dort hat einst eine verzauberte Prinzessin aus dem Piastenhause gesessen und zur Frühjahrszeit gesponnen. In den anderen Jahreszeiten aber bewachten sie Geister und wilde Thiere in einer verborgenen Höhle. Vor vielen hundert Jahren erspähte ein Schäfer die holde Spinnerin. (Obwohl das Spinnrad erst im Jahre 1753 im Riesengebirge bekannt wurde). Er wagte jedoch nicht, dieselbe anzusprechen, wanderte aber täglich zu ihr hin, bis die Stumme am Johannisabend selbst zu reden begann und dem Schäfer erzählte, daß sie Hildegard heiße und von einem verschmähten Bräutigam, der ein morgenländischer Fürst

gewesen, verzaubert worden sei. Sie forderte ihn auf, ihren Dolch zu nehmen und sie zu erlösen. Er solle ihr in die Höhle folgen und ihre Wächter bekämpfen. Der Jüngling, der in heißer Liebe zu der schönen Jungfrau erglüht war, leistete der Aufforderung Folge, floh aber, als er die wilden Bestien und die wandelnden Todtengerippe in der verzauberten Höhle sah. Er rief laut nach Hildegard und diese erschien, aber nur, um ihm zu sagen, daß er sie nie mehr sehen würde; denn sie muß jetzt so lange verzaubert bleiben, bis ein großer, edler Fürst das ganze Vaterland glücklich machen und in hiesiger Gegend einmal sein Haupt zur Ruhe niederlegen werde. (Siehe I, 28.)

6. Der Backofen.

Der Mariannenfels bei Rohrlach, der durch den darauf ruhenden 2000 Kilogramm schweren, gußeisernen Löwen (von Rauch) bekannt ist, hat ehemals der Backofen oder der Backofenstein geheißen und soll diesen Namen von einer heidnischen Opferstätte, die auf demselben lag, erhalten haben.

7. Das Bolzenschloß.

Bei Jannowitz liegen auf hohem Berge die Ruinen des alten Felsenschlosses Bolzenstein (Polzenstein, Bolkenstein, Bolzenschloß). Die feste Burg soll im Jahre 1374 von einem Ritter Politz, Polz oder Boltz erbaut worden sein und ist von Torstenson, der sich mit ihrer Vertheidigung nicht befassen wollte, 1643 ausgebrannt worden. Den Namen soll sie also von ihrem Erbauer haben.

8. Der Mönch im Bolzenschloß.

In der Abenddämmerung schleicht auf dem Bolzenschloß ein Mönch umher, welcher schon zweihundert Jahre auf den Trümmern der alten Burg gesehen worden ist. Derselbe soll Burgkaplan gewesen sein und sich bei der Eroberung des Schlosses durch die Schweden, aus Furcht vor denselben, zu einem Bogenfenster, das noch gezeigt wird, heraus und über die Felswand hinabgestürzt haben. Sein Grab liegt an der Stelle, wo er seinen Tod fand, sein Geist aber irrt ruhelos in den Ruinen umher.

Nach einer anderen Sage soll der Mönch sich bei dem Sturme der Kaiserlichen auf der Burg befunden haben, die in den Händen der Schweden war. Er wollte dieselbe den Feinden überliefern, die Schweden aber witterten den Verrath und warfen den Mönch zum Fenster hinaus auf die stürmenden Schaaren.

9. Der Schatz im Bolzenschloß.

In den verfallenen Burgkellern des Bolzenschlosses liegt ein mächtiger Schatz, welchen im dreißigjährigen Kriege die Schweden dort verborgen haben. Ein Geist bewacht aber denselben und vertheidigt ihn gegen die Menschen. Bergknappen drangen vor hundert Jahren doch einmal in den Berg. Als sie aber die eiserne Thür zum Schatze gefunden hatten, verlöschte der wachehaltende Geist plötzlich ihre Lampen und schleuderte sie selbst hinaus in den ersten Burghof. Anderen vorwitzigen Schatzgräbern ist es ebenso ergangen und deshalb wagt Niemand mehr den Eingang zu den Reichthümern zu suchen. Dieselben sind für ein sittiges Mädchen aufbewahrt, welches die Pforte geöffnet finden wird. Dasselbe soll aber noch geboren werden.

10. Kupferberg.

Das Städtchen Kupferberg, welches auf dem Nordabhange des Ochsenkopfes gelegen ist, hat der Bergmeister Lorenz Angel (Siehe IX, 2) begründet, welcher im Jahre 1156 dort reiche Kupferminen aufdeckte und so viele Bergknappen heranzog, daß dieselben bald 70 Häuser bauten und nach ihrem Bergbau das Städtchen Kupferberg nannten.

11. Der Böshanns.

Zur Adventzeit ist in der Mitternachtsstunde an der Kirchhofmauer zu Seiffersdorf schon oft ein Geist gesehen worden, der im Harnisch dort auf der Lauer liegt. Schon seit vielen Jahrhunderten harrt er seiner Erlösung. Als er lebte, war er ein wilder Wegelagerer und wurde deshalb der Böshanns (Hans von Nimptsch) genannt. Einst lauerte er an der Kirche zu Seiffersdorf dem Präsidenten des Manngerichts zu Jauer auf, der von seiner Burg kam (Cristoph von Schaffgotsch, Burgherr auf dem Kynast)

und ermordete denselben (1493). Wegen dieser und anderer schlimmer Thaten kann der Geist des Böshanns keine Ruhe finden.

12. Die Schädelhöhe.

Oestlich von Seiffersdorf liegt in der Nähe des Bleiberges die Schädelhöhe. Dorthin hatten sich einst die Goldberger Bergknappen, welche auf dem Gefilde von Wahlstatt deutsche Kultur gegen Mongolen vertheidigten, zurückgezogen. (Siehe VI, 4 und VII, 4). Dieselben lieferten den verfolgenden Feindeshaufen ein hartes Treffen, in welchem sie Sieger blieben. An dem Berge haben die Landleute bis zum heutigen Tage oft Pfeilspitzen, kleine tartarische Hufeisen, Steigebügel und namentlich eine Unmenge Menschenschädel gefunden. Nach den letzteren wurde der Berg die Schädelhöhe genannt.

13. Burg Nimmersatt.

Nordöstlich von der Schädelhöhe liegt die Burgruine Nimmersatt. Die Burg ist ein gefürchtetes Raubschloß gewesen, über dessen Erbauung Geschichte und Sage schweigen. Der neuere Theil desselben (die Wilhelmsburg) soll im 16. Jahrhundert entstanden sein. Den Namen hat die Burg von ihrem schlimmen Besitzer erhalten, von dem die Sage meldet:

„Und ob er viel auch stahl und hatt',
Wurd' doch der Ritter nimmer satt.

14. Der blutige Hayn.

In der Mitternachtsstunde sieht man zu Zeiten über die Ruinen des Nimmersatts einen geisterhaften Ritter schleichen, welcher eine tiefe Schädelwunde hat und deshalb der blutige Hayn genannt wird. Der Geist geht suchend umher und schaut sich vergebens nach seinen geraubten Schätzen um, welche der Ritter Gunzel (von Schweinichen) weggeführt hat. Gunzel überfiel nämlich (1460?) den Nimmersatter (Hayn von Czirn) und erschlug den alten Wegelagerer im Handgemenge.

15. Das Goldstübchen.

In einem Thurmgemach der Burg Nimmersatt waren in alter Zeit unendliche Schätze von den Raubrittern aufgestapelt

worden. Das Zimmer wurde deshalb das Goldstübchen genannt und soll bei der Zerstörung der Burg mit seinen reichen Schätzen in die Keller versunken sein.

16. Der unterirdische Gang.

Von der Burg Nimmersatt hat in den früheren Zeiten ein unterirdischer Gang, mit vielen Nebengemachen, nach Bolkenhain geführt. Trotz häufiger Nachgrabungen ist der Eingang aber nicht wieder aufzufinden gewesen.

17. Der Angstwinkel.

Eine Schlucht, zwischen Nimmersatt und Bolkenhain, wurde von den Nimmersatter Raubrittern hauptsächlich zu Ueberfällen benutzt. Aus dem Hinterhalte drangen sie dort auf die Wanderer ein und mordeten und beraubten dieselben. Deshalb erhielt die Schlucht den Namen und heißt noch heut der Angstwinkel.

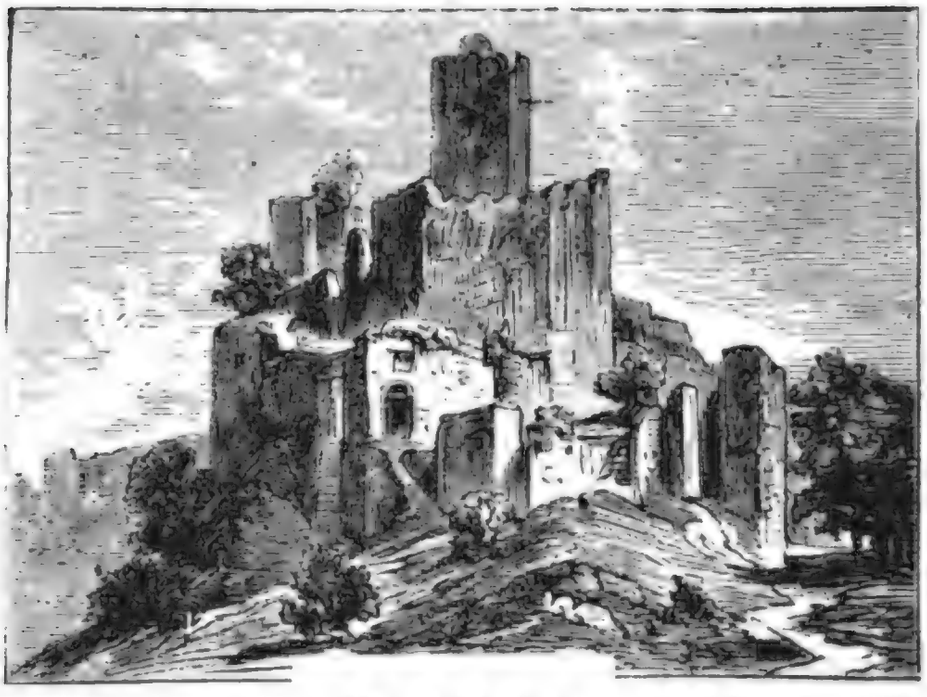
XI. Bolkenhain und Schweinhaus.

1. Die Bolkoburg und Bolkenhain.

Die Bolkoburg hat ihren Namen nach dem Erbauer, dem heidnischen Fürsten Bulko oder Bolko erhalten, welcher dort eine Burg (807) und um dieselbe einen heiligen Hain anlegte, den er dem Götzen Mars weihte. Die Sage berichtet, daß Kaiser Karls des Großen Sohn, König Ludwig in seinen großen Kriegen gegen die Polen und Böhmen bis zur Bolkoburg vorgedrungen sei, dort die heidnischen Götzen zerstört und an der Stelle des Marshains einen Flecken gegründet habe, welchen er Bulkohain nannte.

Nach einer anderen Sage soll der Name von Bolus herrühren, ein Name für lemnische Erde, oder Farbenthon, der in der Nähe des Ortes gegraben wurde.

Eine dritte Auslegung nennt den Herzog Bolko I. von Schweidnitz den Erbauer und Namensgeber der Burg, die 1614 von den Schweden niedergebrannt wurde.



Die Volkoburg.

2. Der Hungerthurm.

Aus den Ruinen der Volkoburg ragt noch heut ein 160 Fuß hoher Thurm hervor, welcher schon in der Heidenzeit erbaut wurde. Derselbe trägt den Namen Hungerthurm. In der Tiefe desselben befindet sich das Burgverließ, in welchem zur Mitternachtsstunde ein unheimliches Gewimmer wahrzunehmen ist, wenn die geisterhaften Fledermäuse um die Burg fliegen.

3. Die vermauerte Prinzessin.

In der Mauer des Hungerthurmes auf der Volkoburg wird eine Vertiefung in der Mauer gezeigt, in welcher einst zur Strafe eine Prinzessin lebendig eingemauert worden sein soll, welche sich gegen das sechste Gebot in widernatürlichster Weise vergangen hatte. Vor zweihundert Jahren sind noch die Knochen der armen Sünderin in dem Mauerwerk gefunden worden.

4. Der versteinerte Wein.

In einer Mauerlucke des Hungerthurmes soll man vor vielen Jahren nicht nur ein versteinertes Brod, sondern auch eine Flasche aufgefunden haben, deren Inhalt zu Stein geworden war. Daraus kann man auf das Alter des Hungerthurmes schließen!

5. Die Schätze in der Bolkoburg.

Die Burgherren der Bolkoburg haben in den festen Kellern große Schätze verborgen und eingemauert. Dieselben sind aber sowohl verwahrt und von unsichtbaren Geistern bewacht, daß selbst die Ruthengänger vergebens mit der Wünschelruthe angeschlagen haben. Wer die Schätze einst entdeckt, darf dieselben nur mit unbescholtener Hand berühren, sonst ist er des Todes.

6. Herzog Boleslaus und der Narr.

Als einst der Herzog Boleslaus von Frankenstein auf der Bolkoburg von Langeweile geplagt wurde, rief er seinen Hofnarr, einen schwachsinnigen Menschen Namens Jakob Thau, herbei, um sich mit ihm die Zeit zu vertreiben. Er quälte aber den Narr mit Wort und That, bis derselbe ergrimmte. An solchem ohnmächtigem Zorn hatte der Herr seine Freude, der Andere schäumte jedoch vor Wuth und warf seinem Quälgeist einen Stein an die Schläfe. Tödtlich getroffen sank der Herzog zu Boden und rief aus: „Thau, ich bin der größere Narr von uns beiden gewesen und Dir soll aus Anlaß meines Todes kein Haar gekrümmt werden!“

Der Herzog starb bald darauf an seiner Verwundung, dessen letztwilliger Bestimmung gemäß ging der Narr aber straflos aus.

7. Die Tartaren vor Bolkenhain.

Im Jahre 1241 zogen die Tartaren vor Bolkenhain und bedrängten hart das Städtchen. Die Bolkenhainer hätten die anstürmenden Feinde gewiß nicht abwehren können, aber die Tempelherren, welchen der Gemahl der heiligen Hedwig (Heinrich I. der Bärtige) im Jahre 1206 den Steinhof zu Bolkenhain für ewige Zeiten zu eigen gegeben hatte, vertheidigten die geängstigte Stadt mit großer Tapferkeit und schlugen die Stürme der Tartaren ab. Die wackeren Templer hatten jedoch in dem Kampfe schwere Verluste gehabt, sodaß nur ihrer sechs am Leben blieben. Die Bolkenhainer schworen aber diesen ewige Dankbarkeit.

8. Die Vertreibung der Tempelherren.

Die Templer saßen auf dem Steinhofe zu Bolkenhain bis zum Jahre 1313. Damals aber war der Stadtpfarrer zu St. Hedwig, Reinko, mit ihnen in Streit gerathen und soll die Bürger gegen

dieſelben in ſchrecklicher Weiſe aufgeſtachelt haben. Die letzteren fielen über die Herren her, erſchlugen am Oberthor den greiſen Comthur und jagten die anderen aus der Stadt. Der Comthur wurde an der Stelle begraben, wo er ſeinen Tod gefunden hatte, und noch heut iſt daſelbſt an einem Hauſe das eiſerne Kreuz zu ſehen, welches zur Erinnerung an den Mord eingefügt worden iſt.

9. Frau Bürgermeiſter Schuller.

In Volkenhain ſoll durch eine ſchlechte That einmal eine Todte erweckt worden ſein. Die Sage erzählt, daß anno 1553 des Bürgermeiſters Schuller ſchöne Frau, die kaum vierundzwanzig Jahre zählte, in dem Kindbett geſtorben ſei. Der Bürgermeiſter hatte ſein Weib aber abgöttiſch geliebt und war durch deſſen Ableben faſt in Verzweiflung gerathen. Er ordnete deshalb an, daß die Verſtorbene mit den größten Ehren begraben und in weißem Sammetkleide, geziert mit prächtigem Goldſchmuck, eingeſargt werde. Die Volkenhainer, welche zur Leichenſchau herbeiſtrömten, ſtaunten über die reichen Kleinodien und der Todtengräber (Philipp Benedix) nahm ſich vor, die Leiche zu berauben. Er ging des Nachts auf den Friedhof, ſchlug das Grabgewölbe ein und öffnete den Sarg. Mit Eifer riß er die Schmuckſachen von dem Leichenkleide, plötzlich aber ergriff die kalte Hand der Todten ſeine Rechte. Schreck und Grauſen vertrieben ihn nun und er vergaß an der Gruft ſogar ſeine Laterne. Die junge Frau, die nur ſcheintodt geweſen war, richtete ſich auf, begab ſich in die Begräbnißkirche und zündete aus des Todtengräbers Laterne die Kerzen am Hochaltare an. Auf den Altarsſtufen verharrte ſie dann in innigem Dankgebet zu Gott für ihre ſonderbare Errettung. Draußen gewahrte der Nachtwächter mit Grauſen die Beleuchtung in der Friedhofkirche, eilte zum Bürgermeiſter und that von dem Geiſterſpuck Meldung. Als man die Kirche aufſchloß, eilte die vermeintliche Todte in die Arme ihres Gatten. Der Todtengräber blieb für ſein Verbrechen nicht nur unbeſtraft, ſondern der glückliche Bürgermeiſter, der ſich zu Dank verpflichtet glaubte, ſchenkte dem Leichenräuber auch die geraubten Schmuckſachen. Die Frau Bürgermeiſterin hat noch lange Jahre glücklich mit ihrem Gatten gelebt, ihre Geſichtsfarbe iſt aber leichenblaß geblieben bis zu ihrem ſpäten Tode.

Nach einer anderen Sage soll die scheintodte Frau der Gruft entstiegen und mit des Todtengräbers Laterne sich nach Hause geleuchtet haben, wo ihre Magd vor Schreck bei ihrem Anblick gestorben ist. Ihr Gemahl wurde auch von einem gewaltigen Grauen gepackt, erkannte aber bald, daß er es nicht mit einem Geiste, sondern mit seinem leibhaftigen Weibe zu thun habe, und dankte Gott innig für die wunderbare Rettung.

10. Benjamin Scholz.

Als die Türken im Jahre 1683 vor Wien lagen, arbeitete der Bäckergeselle Benjamin Scholz aus Bolkenhain bei einem Meister daselbst. Eines Morgens war er allein in der Werkstätte und vernahm ein Geräusch, welches ihm aus der Tiefe des Fußbodens zu kommen dünkte. Er horchte auf und wurde in seiner Ansicht bestärkt. Als er aber auch die Würfel auf einer Trommel tanzen sah, ohne daß dieselben von Menschenhand berührt waren, eilte er zu dem Befehlshaber der Stadt und berichtete athemlos seine Wahrnehmung. Sofort in das Werk gesetzte Nachgrabungen legten eine feindliche Mine bloß, welche schon bis in die Mitte der Stadt getrieben war. Die türkischen Minirer wurden gefangen genommen oder erschlagen und der Minengang entleert. Den Bäckergesellen Benjamin Scholz aber stellte der Befehlshaber dem Kaiser als Erretter Wiens vor. Dieser schenkte dem wackeren Bolkenhainer eine goldene Halskette, Geld und freies Bürgerrecht in seiner Vaterstadt. Die Bolkenhainer waren auf ihren Mitbürger stolz und wählten denselben auf Lebenszeit in den Rath der Stadt.

11. Burg Schweinhaus.

Auf dem Abhange des Steinberges bei Bolkenhain liegen die Ruinen der großen Burg Schweinhaus. Dieselbe soll böhmischen Ursprunges sein und den Namen von dem Erbauer, Ritter Biwoy Swinka (Schweinchen), erhalten habe. Dieselbe ist die Stammburg derer von Schweinichen und wahrscheinlich schon vor dem 10. Jahrhundert erbaut. Nach einer anderen Sage soll die Burg Swinia (Schwein) geheißen haben. Als die deutsche Sprache und das deutsche Recht in Schlesien Eingang gefunden hatten, schrieb man den Burgnamen Schwein und setzte die Bezeichnung Haus daran, wie dies auch bei Bolkohaus, Lähnhaus,

Neuhaus u. ſ. w. geſchah. Dieſe Auffaſſung hält einen des ſteyerſchen Geſchlechts der Schweinepöckchen von Haus für den Erbauer der Burg. Derſelbe führte eine ſilberne Sau in rothem Schilde, wie die ſpäteren Ritter von Schweinichen.

12. Die Entſtehung der Burg Schweinhaus.

In dem Jahre 1716 ſoll Kroks jüngſte Tochter, die Gründerin von Prag, die fürſtliche Seherin Libuſcha (Libuſſa) in der Gegend von Bolkenhain eine große Jagd abgehalten haben. Als man in dem dichten Urwalde an der Stelle angekommen war, welche heut die Ruinen der Schweinhaus decken, brach aus dem Dickicht ein mächtiger Keiler (Eber) hervor und nahm ſeinen Lauf auf die Fürſtin. Der tapfere Ritter Bivoy ſtand jedoch neben ſeiner Gebieterin und warf ſich dem wüthenden Thiere entgegen. Zwar zerbrach ſein Jagdſpeer, er erfaßte aber den Keiler mit ſeinen Händen, überwand ihn und legte die Beute zu den Füßen der ſchönen Fürſtin. Dieſe war über den Muth und die Kraft des Ritters erſtaunt und entzückt. Sie reichte ihm gnädig die Hand zum Kuſſe, gab ihm ihre Schweſter Kaſcha zur Gemahlin und nannte ihn Swinka. Das ganze abgejagte Terrain gab Libuſcha dem Ritter zu eigen mit der Bedingung, daß die Ritter, welche einen Eberkopf (die Schweinichen) im Wappen führen, an dem Platze eine Burg erbauen ſollten, wo der Keiler ihr Leben bedroht hatte. Die Burg wurde erbaut und ſoll zu Ehren der Fürſtin, welche die 101. ihres Stammes geweſen, hundert und ein Fenſter gehabt, zu Ehren des wackeren Ritters aber den Namen Swinkahaus (Schweinhaus) bekommen haben.

13. Hans von Schweinichens Brautfahrt.

Der Burgherr von Schweinhaus, Hans von Schweinichen (geb. 27. Juli 1522), lag mit ſeinem Nachbar, dem Burgherrn Czedlitz auf Bolkenhain ſeit langer Zeit in Fehde. Einer ſchnappte dem anderen immer die beladenen Laſtwagen vor der Naſe weg und führte ſie als willkommene Beute auf ſeine Burg. Der junge Schweinichen wollte dieſen ewigen Reibereien mit einem Schlage ein Ende machen und beſchloß deshalb, die Bolkoburg zu überfallen. Er rüſtete ein Fähnlein wackerer Knappen aus und ſandte es zum Sturme gegen den Bolkenhainer ab. Er ſelbſt aber verſuchte mit einigen auserleſenen Leuten durch den unterirdiſchen Gang, der

Schweinhaus und Bolkenhain verband, des Gegners feste Burg zu erreichen. Als er auf dem finsteren Pfade ein großes Stück vorgedrungen war, vernahm er einen Mädchengesang. Seine Begleiter hielten denselben für Geisterspuk und riethen zur Umkehr. Hans aber lachte darüber und schwor, Bolkenhain zu nehmen, wenn es auch von Geistern bewacht sei, die noch schöner sängen als die Engel. Mit einem kräftigen Schlage stieß er die Thür ein, welche ihm den Weg versperrte und stand in einem hellerleuchteten Zimmer. Dort saß ein reizendes Edelfräulein und sang mit allerliebster Stimme zur Zither. Hans erkannte in demselben sofort Adelgund, seines Gegners Töchterlein, nach welchem der junge Herzog von Schweidnitz trachtete. Czedlitz hatte deshalb sein Kind in sicheres Gewahrsam gebracht. Adelgund war der unterirdische Aufenthalt aber unerträglich und bat den jungen Schweinichen, ihr aus demselben einen Ausweg zu zeigen. Kaum hatte jedoch Hans artig zu sprechen begonnen, da öffnete sich eine geheime Thür in der Wand und Czedlitz, Adelgunds Vater, sprang mit blankem Schwerte auf den Eindringling los. Er scholt denselben einen feigen Mädchenräuber und griff ihn mit der Waffe an. Hans wehrte den Wüthenden ab und Adelgund bemühte sich, dem Vater eine Erklärung zu geben. Endlich stieß Hans Schweinichen seine Waffe zu Boden und sagte dem grimmigen Gegner, daß er einen Ueberfall gegen seine Veste geplant und ihn nur der Zufall in das unterirdische Gemach geführt habe, als er auf dem Wege gewesen sei, Bolkenhain zu überfallen. Czedlitz schüttelte ungläubig den Kopf, das Knarren der Burgthore aber bewies ihm, daß über ihm wirklich ein Feind anrücke. Ehe er aber wieder zum Schwerte greifen konnte, bot Schweinichen ihm die Hand zum Friedensschluß und verlangte Adelgund zum Weibe. Der Burgherr von Czedlitz besann sich lange, er sah sein Töchterchen an, das bang auf seine Worte lauschte und schlug endlich in Schweinichens dargebotene Rechte ein. Die langjährige Fehde war zu Ende. Adelgund wurde Ritter von Schweinichens Weib und fortan lebten der Schweinhauser und der Bolkenhainer in Friede und Freundschaft.

14. Die tapferen Zecher.

Zwei Herren aus dem Geschlechte derer von Schweinichen waren als hervorragende Zecher bekannt. Obwohl dieselben zu

verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten lebten, so stehen sie doch in der Sage nahe zusammen.

Der 110 Jahre alt gewordene (1495 gest.) Burgmann von Schweinichen, Burgherr auf Schweinhaus, soll einen so gewaltigen Durst gehabt haben, daß er es mit jedem Zecher aufnahm. Sein Humpen, welcher zwei Maß faßte, wird noch heut aufbewahrt. Der alte Zecher ist in Lebensgröße in Stein abgebildet und in der Gemeindekirche zu Schweinhaus (links vom Altar) aufgestellt.

Der andere berühmte Zecher war Georg Wilhelm von Schweinichen, von welchem die Sage berichtet, daß er im Jahre 1740 auf dem Schlosse Herrn-Motschelnitz einen Polen heimgetrunken habe. Der Pole hatte nämlich geprahlt, jeden Deutschen unter den Tisch zu trinken. Schweinichen hörte diesen Ausspruch und forderte den Prahler zu einem Betttrunk auf. Er setzte 1000 Ducaten gegen die sechsspännige Equipage des Polen. Obwohl schon vier Stunden an der Tafel gezecht worden war, trank Schweinichen zwanzig Flaschen Ungarwein. Der Pole trank ihm eine nach der anderen Flasche nach und lachte. Schweinichen aber lachte auch, ließ einen Pferdeeimer holen, füllte denselben mit herrlichem Rheinwein und bot ihn seinem Gegner an. Als dieser aber den Kopf schüttelte, ergriff er den Eimer und trank denselben, ohne ihn abzusetzen, bis auf den letzten Tropfen aus. Der Pole glaubte nun, den Teufel vor sich zu haben, gab die Wette verloren und eilte fort. (An dem Stalle zu Herrn-Motschelnitz zeigt man ein auf die Wette bezügliches Bild).

15. Heinrich von Schweinichen.

Von dem Burgherrn Heinrich von Schweinichen auf Schweinhaus wird erzählt, daß derselbe nur in Grüssau und Leubus besiegbar gewesen sei. Derselbe lebte um das Jahr 1350 und war ein Freund der Herzöge Boleslaus (III.) von Liegnitz und Nicolaus von Münsterberg. Weder Lanze noch Schwert sollen denselben jemals zu Falle gebracht, weder Fürstenungunst noch Priestertadel ihn niedergebeugt haben. Was aber keinem Menschen gelang, das haben die Brüder Kellermeister in Grüssau und Leubus fertig gebracht, wenn sie von dem Besten ihres Kellers gewaltige Opfer brachten.

16. Der Burgschutz.

Die Burg Schweinhaus soll dem Spruche über ihrem Portale verdanken, daß sie im dreißigjährigen Kriege unbeläſtigt geblieben iſt. Der Spruch lautet:

„Das Säulein iſt am Hofe zum Schmaus,
Beim Kaiſer beliebt und beim König,
Drum, Kaiſerlicher, verſchone ſein Haus,
Drum, Schweden, thuet ihm wenig."

Der ſchlaue Burgherr, welcher das Sprüchlein über den Burgeingang ſetzte, hat Adam von Schweinichen geheißen und ſoll kaiſerlicher Geſandter in Schweden geweſen ſein.

17. Der verdiente Nachttrunk.

Von dem im Jahre 1599 geſtorbenen Hans v. Schweinichen auf Schweinhaus wird erzählt, daß er ſich jeden Abend ſeinen Nachttrunk verdienen mußte. Der Burgherr war zur evangeliſchen Religion übergetreten und hatte eine Gemahlin (Barbara von Rothkirch), welche ihm jeden Abend einen Bibelſpruch lehrte und den Nachttrunk nicht eher verabreichte, bis er den Spruch geläufig nachſagen konnte.

18. Der Rettig.

Der Rettig wird der alte Ritterſaal auf der Burg Schweinhaus genannt. Man ſagt, daß er dieſen Namen von einem Beſitzer haben ſoll, welcher um das Jahr 1455 lebte und ſeines großen Durſtes wegen der Rettig geheißen habe.

19. Sigesmund von Schweinichens Teſtament.

Um das Jahr 1650 war Hans Sigesmund von Schweinichen Burgherr auf Schweinhaus. Derſelbe ſoll ein wunderlicher Kauz geweſen ſein, der ehelos, der Schwenkfeldiſchen Secte angehörig und menſchenſcheu war. Als ſein Teſtament geöffnet wurde, ſoll daſſelbe nur aus folgendem Verſe beſtanden haben:

„Wenn ich werd' geſtorben ſein,
Sollt Ihr mich begraben ſein;
Doch nicht mit Freſſen und Saufen,
Wie ihr pflegt Eure Kinder zu taufen,
Sondern ſanft und ſtille;
Das iſt mein letzter Wille."

20. Der Todtengräber Böer zu Bolkenhain.

Im Jahre 1595 soll der Todtengräber Martin Böer zu Bolkenhain sich gräßlicher Verbrechen schuldig gemacht haben. Derselbe wurde überführt, das Fleisch und Fett von den Leichen genommen, geschmolzen und verkauft zu haben. Böer wurde hingerichtet und sein Geist soll noch heut auf dem alten Friedhofe nächtlich sein Wesen treiben.

21. Der Müller Weigel.

Der Müller Peter Weigel in der kleinen Mühle unter dem Schlosse zu Klein-Waltersdorf im Burglehn von Bolkenhain soll die Zauberei verstanden haben. Unter den Sagen, welche von ihm erzählt wurden, ist diejenige von seinem Tode erhalten geblieben. Er soll am 1. Februar 1575 plötzlich gestorben und bald begraben worden sein. In der Mühle hat er aber von der Stunde an als Gespenst gespukt, so daß kein Mensch darin bleiben mochte. Der Rath ließ mit Genehmigung des Fürstenthums-Hauptmanns Matthiesen von Logau am 14. März die Leiche des Zauberers ausgraben und man fand sie weder erstarrt, noch verwest, sondern wie schlafend vor. So blieb dieselbe stehen. Am 2. April wurde ihr das Haupt abgeschnitten und zu Füßen gelegt, dann aber das Grab über ihr zugeworfen. Das Gespenst hat sich jedoch in der Mühle wieder gezeigt. Deshalb ordnete Herr von Logau am 29. April an, die Leiche noch einmal auszugraben und zu Pulver zu verbrennen. Dieses soll das rechte Mittel gewesen sein, den Hexenmeister zu bannen; denn sein Geist hörte zu spuken auf.

22. Sanftmuth hat die Stadt verlassen.

In Bolkenhain und anderen Orten ist ehemals, wenn ein Mensch aufbrausend wurde, das Sprichwort landläufig gewesen „Sanftmuth hat die Stadt verlassen.“ Dasselbe soll seinen Ursprung davon haben, daß der lutherische Rector Sanftmuth im Jahre 1637 von dem Landeshauptmann, Grafen Stahremberg, aus Bolkenhain ausgewiesen wurde.

23. Die schwedische List.

Als die Schweden unter dem General von Wittenberg 1646 die Bolkenhainer Burg belagerten, brauchte dieser eine List, um den tapferen Kommandanten von Reiner und die braven Bürger

zur Uebergabe zu bewegen. Er ließ demselben durch einen Trompeter melden, daß neue Geschütze angefahren würden, mit denen er die Veste demoliren wolle. Bald darauf sahen die Volkenhainer mit 12 bis 18 Pferden bespannte Ungethüme auf die Baumgartener Höhe anfahren und zogen die Capitulation der gänzlichen Vernichtung vor. Nach der Uebergabe der Burg soll sich jedoch herausgestellt haben, daß die listigen Schweden nur viele schwere Brettklötze, anstatt Kanonen, auf der Höhe aufgefahren hatten.

24. Die einträchtigen Priester.

Im fünften Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts lebten in Volkenhain zwei hochachtbare Priester in brüderlicher Eintracht. Der gegenseitige Haß der beiden Confessionen war in dem Religionskriege allgemein. Dies verhinderte aber den Erzpriester Johannes Kolbe nicht, seinen lutherischen Mitbürgern die Mitbenutzung der katholischen Hedwigskirche zu gestatten und denselben mit großer Liebe und Freundlichkeit zu begegnen. Als darauf die Schweden (1646) den Lutheranern die Kirche übergaben und der schwedische General dem Pfarrer Kolbe befahl, die Stadt zu verlassen, da begab sich der Pastor Elias Fiedler zu dem Befehlshaber, rühmte die christliche Gesinnung Kolbes und erlangte Gnade für denselben. Er theilte Pfarrwohnung und Kirche mit ihm und die beiden Priester lebten ihren Gemeinden als leuchtendes Vorbild in glückseliger Eintracht, bis auf kaiserlichen Befehl (1650) der Pastor verjagt und der Erzpriester versetzt wurde.

25. Der erfüllte Traum.

In dem Hause Nr. 9 zu Volkenhain soll einst ein Kürschner (Eckert) gewohnt haben, welcher in der Nacht am 29. November 1760 träumte, daß das Haus einfallen würde. Er hatte drei Nächte hintereinander diesen ungewöhnlichen Traum und begab sich deshalb zu dem Wirth, der zwar seinen Aberglauben verlachte, ihm aber im Hinterhause eine leerstehende Wohnung einräumte. Kaum hatte der Kürschner dieselbe bezogen, so stürzte am Morgen des 2. Dezember das genannte Haus zum größten Theil ein.

26. Die Beraubung der Gehangenen.

In Volkenhain sollen zwei Gerichtete, welche fast achtzehn Monate am Galgen gehangen hatten (1593) bestohlen worden sein.

Man ſagt, daß die Diebe denſelben ſogar die Galgenſtricke (oder Ketten) nicht gegönnt und entwendet hätten. Die beiden Gehangenen haben Böhm und Landbaum geheißen.

27. Der geheimnißvolle Kalender.

In der Stadtpfarrkirche zu Volkenhain iſt ein Kalender vorhanden, welchen der hochgelehrte Erzprieſter Joh. Langer im Jahre 1500 geſchrieben hat. Derſelbe ſoll, nach der Sage, eine Menge Weiſſagungen enthalten, welche aber leider nicht mehr zu entziffern ſind, da der Schlüſſel zu denſelben verloren gegangen iſt.

28. Der Götzenprieſter Hees.

Zu Volkenhain ſoll der Prieſter des Teut, der 602 zu Wirchamsdorf (Würgsdorf) geborene und 693 zu Volkenhain geſtorbene Hees, ſelbſt wie ein Götze von dem Volke verehrt und angebetet worden ſein. Derſelbe ſoll von den Göttern die göttliche Gabe erlangt haben, daß er mit den Dienern des großen Teut durch Zeichen reden konnte. Hees wurde nach ſeinem Tode im Tempel des Teut, der an der Stelle der heutigen Pfarrkirche ſtand, begraben.

29. Bulkos Grab.

Das Grab des heidniſchen Fürſten Bulko, des Gründers von Volkenhain, der im Jahre 686 ſtarb, ſoll ſich ebenfalls unter der heutigen Hedwigskirche befinden, wo er ehedem den Götzen Teut aufgeſtellt hatte.

30. Der Knieberg.

Als Roland (807) auf ſeinem Zuge nach Schleſien kam, errichtete er auf dem Knieberg vor dem Oberthor zu Volkenhain ſein Feldlager und forderte die heidniſchen Bewohner auf, das Chriſtenthum anzunehmen. Sollten ſie jedoch ſeinem Befehle trotzen, ſo würde er ſie wie Kraut zerreißen. Er ließ den Götzen Teut vor ſein Zelt bringen und verbrennen, die Bürger aber niederknien und das chriſtliche Bekenntniß ablegen. Von dieſer erſten Kniebeugung der jungen Chriſten ſoll der Berg den Namen Knieberg erhalten haben.

31. Hain.

Ehe Roland mit ſeinen Kriegern abzog, ſoll er dem Rathe zu Volkenhain befohlen haben, die Stadt von nun an (807) Hain

zu nennen. Er befürchtete, daß das Volk durch den Namen Volkohain immer wieder an den heidnischen Erbauer und an den Teutcultus erinnert werden würde, und wollte das Gedächtniß daran völlig auslöschen. Deshalb soll er auch schwere Strafen für diejenigen festgesetzt haben, welche den Namen des Gründers aussprechen würden. Von 807 bis 1312 hat die Stadt wirklich den Namen Hain geführt und denselben erst auf Befehl des Herzogs Bernhard zu Ehren Volko I. von Schweidnitz, seines Vaters, wieder in Volkohain oder Volkenhain umgewandelt.

32. St. Johannes von Nepomuk.

Beim Glockenhause und auf dem Hause Nr. 68 zu Volkenhain stehen Statuen des heiligen Johannes von Nepomuk. Dieselben hat der Senator Strichelius aufsetzen lassen. Die Legende berichtet, daß er gern Rathmann werden wollte, dazu aber durchaus keine Aussicht hatte. Er betete deshalb zu dem Heiligen, gelobte ihm, Statuen zu setzen, und dieser verhalf ihm zum Rathmannstitel.

33. Die Grafen von Reichenbach.

Das berühmte Geschlecht der Grafen von Reichenbach (Goschütz) soll seine Wiege in Volkenhain gehabt haben. Ein Urahn derselben, Stephan von Rychenbach, welcher sich in den Kreuzzügen besonders ausgezeichnet und 1212 von Heinrich mit dem Barte (I) den Beinamen „der vortreffliche Soldat“ (Miles egregius) erhalten hatte, war Burggraf von Volkenhain und soll von dem Kaiser Friedrich I. als Wappen einen weißen Mühlstein in blauem Schilde erhalten haben. Die Reichenbachs sind mehrere hundert Jahre auch Besitzer von Würgsdorf und Halbendorf gewesen (bis 15. Mai 1761).

XII. Hohenfriedeberg und Zeiskenschloß.

1. Die Kapelle bei Hohenfriedeberg.

Bei der Stadt Hohenfriedeberg, die durch Friedrich des Großen glorreichen Sieg über den Herzog Karl von Lothringen am 14. Juni 1745 bekannt ist, liegt auf einem Berge ein Kirchlein, welches von dem Ritter Niclas von Czettritz im Jahre 1634 Gott

zu Ehre und Dank erbaut worden sein soll. Der Ritter war nämlich von den Schweden auf seinem festen Bergschloß, dem Czeschhause, eingeschlossen worden. Die Feinde hungerten die Burg aus und der tapfere Czeschhäuser, der mannhaft für den Kaiser und seinen Glauben gefochten hatte, mußte an die Uebergabe seiner Burg denken. Als er mit den Schweden unterhandelte, bewilligten dieselben Männern und Weibern freien Abzug mit ihrer tragbaren Habe. Ihm selbst aber gewährten sie keinen Ausgang, sondern wollten ihn für seine hartnäckige Vertheidigung züchtigen. Als die treuen Knappen und Diener des Feindes Wort erfuhren, wollten sie nicht daran denken, ihren lieben Herrn zu verlassen. Sie steckten denselben in einen Schweinetrog, bedeckten ihn mit Kleidern und hoben den Trog auf die Schultern. Glücklich gelangten die braven Leute mit ihrer theueren Bürde bis auf den Berg bei Hohenfriedberg und setzten endlich dort den Trog nieder. Als der Ritter sich gerettet sah, dankte er innig dem Höchsten und versprach, an der Stelle, wo er nach der Belagerung seinen Fuß zuerst hingesetzt hatte, eine Kirche zu bauen. Daß der Ritter sein Wort gehalten hat, beweist das Kirchlein.

2. Das Zeiskenschloß.

In der Nähe des heutigen Fürstenstein liegt das alte Zeiskenschloß, auch Czeschhaus genannt, welches um das Jahr 1200 erbaut worden sein soll und 1634 von den Schweden zerstört wurde. In den verschütteten Kellern desselben sollen reiche Schätze vergraben liegen und in der Johannisnacht sitzt eine schöne Jungfrau an dem Fuße des Burgberges. Wer dieselbe ist, weiß Niemand, wahrscheinlich aber ist es die schöne Liska.

3. Die schöne Liska.

Vor vielen hundert Jahren zeigte sich oft eine Dryade in der Umgegend des festen Zeiskenschlosses. Dieselbe soll so schön gewesen sein, daß jeder Mann, der sie in völliger Blöße sah, vor Entzücken starb. Dieselbe ist noch heut bei den Bewohnern der Gegend unter dem Namen die schöne Liska in Erinnerung.

4. Der Liskateich.

Unweit des Zeiskenschlosses liegt der Liskateich. Derselbe hat seinen Namen von der schönen Liska, einer Halbgöttin oder Prie-

sterin aus altheidnischer Zeit, erhalten. Dieselbe badete bei Mondschein oft in dem stillen Wasser, weil sie sich dort von Männeraugen unbeschaut wußte. In späteren Zeiten haben Vorübergehende sie oft weinend an dem Ufer sitzen sehen. Sie hatte nämlich dem tapferen Burgherrn vom Zeiskenschlosse, der aus dem dritten Kreuzzuge heimgekehrt war, ihr Herz geschenkt und dachte daran, ihre Uebernatürlichkeit in dem Teiche abzuschweifen, um des Ritters Gattin zu werden. Der Burgherr schlich jedoch der schönen Geliebten in den Wäldern heimlich nach und belauschte sie als sie ihre herrlichen Glieder bei Mondschein in die Fluthen tauchte. Liska bemerkte den Bräutigam zu spät und verkündete ihm schluchzend, daß er in drei Tagen sterben und sein Geschlecht unberühmt verlöschen müsse, weil er eine göttliche Blöße geschaut habe. Diese Voraussagung ging in Erfüllung, die Burg kam in andere Hände und Niemand weiß, welchen Namen und welches Wappen das Geschlecht jenes tapferen Ritters geführt hat.

5. Der böse Tzessel.

Im Jahre 1549 saß Herr Christian Tzessel von Schwenz als Burgherr auf dem Zeiskenschlosse. Derselbe war ein wilder und gefürchteter Ritter, welcher bis zur Gröditzburg, bis zum Kynast und bis Breslau als der böse Tzessel bekannt war. In seiner Mordlust gab Herr Tzessel einst einem seiner Arbeiter auf, von Mittag bis zur Nacht einen drei Ellen tiefen und vierzig Ellen langen Graben zu schlämmen, und drohte, den Mann in Stücke zerhauen zu lassen, wenn er die Arbeit nicht fertig stelle. Der arme Arbeiter ging jammernd an die Riesenarbeit, kaum hatte er aber den ersten Spatenstich gethan, da sah er die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen ein; denn zwanzig Männer hätten in der kurzen Zeit die Arbeit nicht erledigen können. Er setzte sich hoffnungslos an den Grabenrand. Als er seine Blicke einmal aufschlug, gewahrte er einen schwarzen Mann, der fleißig an dem Graben arbeitete und in wenigen Minuten das ganze Werk, welches er vollbringen sollte, fertig stellte. Mit Dank erfülltem Herzen warf sich der Arbeiter dem Fremden zu Füßen und wollte dessen Hand küssen. Dieser wehrte ihn aber ab und sagte: Sieh mich genau an! Ich bin der Teufel und hab doch noch ein besseres Herz als der böse Tzessel; denn du hast mir leid gethan. Gehe deshalb zu dem Ritter, sage

ihm, daß du mit deiner Arbeit fertig bist und er soll sich dieselbe selbst ansehen kommen. Von mir rede aber nicht, sonst bist du verloren. Der Arbeiter fürchtete sich vor dem gutmüthigen Teufel durchaus nicht und hielt ihn gegen den bösen Tzessel beinahe für den Herrgott. Als die dunkle Abenddämmerung sich auf die Fluren neigte, ging er in die Burg und meldete dem Ritter, daß die Arbeit gethan sei. Dieser lachte und schwor, ihn lebend schinden zu lassen, wenn er ihn verspotte; denn den Graben könne nur der Teufel in solcher kurzen Zeit schlämmen, oder zwanzig Männer. Er sandte seinen Burgvoigt hinaus und ließ die Arbeit besichtigen. Dieser aber lief vor dem Teufel davon und meldete seinem Herrn, daß die Arbeit zwar auf das Beste ausgeführt sei, aber der Teufel dabeistehe. Dieser habe ihm aufgetragen, den Ritter selbst hinzusenden; denn den Burgvoigt wolle er noch nicht holen. Als der böse Tzessel dies hörte, erbleichte er, ließ den Burgkaplan rufen, den er bisher als Narren behandelt hatte, und betete mit demselben. Am anderen Tage sah er sich die Teufelsarbeit an und wurde ein frommer Mann, dessen erstes gutes Werk es war, den armen Arbeiter für seine Angst zu entschädigen. Obwohl Tzessel darauf den größten Theil des Tages mit Beten und Singen zubrachte, mochte er doch nicht auf dem Zeiskenschlosse bleiben, wo ihm der Teufel schon so nahe gewesen war; er zog fort und überließ die Burg seinem Burgcaplan, der sich den Teufel vom Halse zu halten verstand.

XIII. Waldenburg und Umgegend.

1. Der Name der Stadt.

Vor vielen hundert Jahren im (12. Jahrhundert) soll die Gegend ein weiter Urwald bedeckt haben, wo heut die Stadt Waldenburg liegt. In diesem Walde erbaute einer aus dem Geschlechte derer von Czettritz ein Jagdhaus, die Waldburg genannt, wovon später der Name der Stadt abgeleitet wurde.

Nach einer anderen Auffassung hatte das erbaute Czettritzsche Waldhaus einen Wall zu seinem Schutze. Davon wurde die spätere Stadt Wallenburg genannt und der Volksmund machte Waldenburg daraus.

Eine dritte Auslegung scheint die wahrscheinlichste zu sein.

Neben dem genannten Waldhause soll auf dem Hügel ein Wallfahrtskirchlein gestanden haben. Zu demselben wallten gebrechliche Leute, beteten vor dem wundertätigen Bilde, wuschen die kranken Glieder aus dem heiligen Brunnen, der unter dem Altar der Erde entquoll, und zogen gestärkt und geheilt von dannen.

Um dieses Kirchlein sollen sich nun im Jahre 1190 die ersten Leute angebaut und ihren Gnadenort die Wallfahrtsburg oder die Wallenburg genannt haben.

2. Der Gottesfrevel.

Um das Jahr 1630 soll ein schlechter Mensch das Gnadenbild zu Waldenburg geschändet haben. Seitdem hat dasselbe aufgehört, den Menschen wundertätig zu sein. Der Gottesfrevler soll aber zur Strafe für seine That elend umgekommen und verdorben sein.

Schloß Fürstenstein.

3. Die Yorstinburg.

An der Stelle, auf welcher heut das prachtvolle Schloß Fürstenstein steht, soll ehedem eine alte, große Burg gestanden haben, die

heidnischen Ursprungs war und den Namen Vorstinborg oder Vorstinburg führte.

4. Die Burg Neuhaus.

Auf dem Schwarzberge bei Dittersbach liegen die Ruinen des Raubschlosses Neuhaus. Die Burg wurde im Jahre 1366 von Herzog Bolko II. von Schweidnitz erbaut, soll aber später unter den Czedlitzen oder Czettritzen, die sich von Neuhaus nannten, ein arges Raubschloß geworden sein. Im Gegensatz zu dem alten Hause (Schloß Waldenburg) soll die Burg den Namen Neuhaus oder Neuhauß erhalten haben.

5. Die Schätze im Neuhaus.

In den verschütteten Kellern der Burg Neuhaus lagern große Reichthümer. Diese Schätze sollen noch von den Raubrittern welche dort hausten, versteckt worden sein. Die Eingänge zu denselben zeigen sich demjenigen, welcher die verloren gegangenen Kellerschlüssel findet, deren Abdrücke in den Steinen des Burghofes vorhanden sind. Mit dem alten Schlüssel sind die eisernen Thore leicht zu öffnen und kein Geist setzt dem glücklichen Finder Schwierigkeiten entgegen, wenn er die Reichthümer sich aneignen will.

6. Der Neuhauser Ring.

Ein Burgherr der Burg Neuhaus soll vor vielen hundert Jahren einen werthvollen Ring im Walde auf dem Schwarzberge verloren haben, welcher an einem schwarzen Steine kenntlich ist. Wer denselben zufällig erspäht, findet an dem Orte, wo er liegt, schwarzes Gold (Kohle?).

7. Der treue Ulrich.

In der Schlacht bei Mohacz (29. August 1526), welche der jugendliche König Ludwig II. von Ungarn gegen die Türken verlor, hat der Burgherr Ulrich von Czettritz auf Neuhaus, des Königs Stallmeister, tapfer an der Seite seines Herrn gestritten. Auf der Flucht deckte er ihn gegen die verfolgenden Schaaren Solimans (II.). Der König gerieth aber von dem Wege ab und versank durch die Schwere seiner Rüstung, samt seinem Pferde in einem Sumpf. Seine Leiche wurde von den Feinden beraubt und in den Sand verscharrt. Als die Türken aber abgezogen waren, kam der treue Ulrich zurück. Er grub den Leichnam mit

seinen Händen aus, erkannte an einem Muttermale den König und brachte ihn zu den Seinen.

8. Das Hochzeitsfest auf dem Neuhaus.

Auf des Kaisers Ruf war auch Berthold von Neuhaus ein tapferer Ritter, zu dem Heere gestoßen und in das gelobte Land gezogen. Daheim ließ er sein holdes Weib und ein kaum geborenes Töchterlein. Es vergingen viele Jahre, die Zurückgebliebenen vernahmen aber nicht die geringste Kunde von dem Burgherrn. Rings tobten die Feinde im Lande und bedrohten oft auch die Burg Neuhaus. Der Burgfrau wurde deshalb von allen Seiten gerathen, sich wieder zu verehelichen und der Burg einen Beschützer zu geben. Endlich gab sie schweren Herzens nach. Denn ihre treue Liebe hatte sie ihrem Herren Gatten bewahrt, der wahrscheinlich im gelobten Lande gefallen war. Ihre Wahl fiel auf Hugo von Gleichen, den keckſten und schönſten Ritter des Herzogthums. Mit großer Pracht sollte das Hochzeitsfest gefeiert werden.

Schon am Vorabende hatten sich die Gäste von Nah und Fern eingefunden. Der Becherklang übertönte die Stimmen und die Gesichter erglühten in flüchtigem Tanze. Die Braut saß aber bleich und still und schaute ihrem rosigen Töchterlein nach, welches der Bräutigam durch den Saal führte.

Ein Pilger aus fernen Landen war zu dem Feſte eingetroffen und lehnte hinter der schönen Frau. Als diese ihren Becher leerte, fand sie den Trauring ihres Gemahls auf dem Grunde desſelben. Sie küßte den Ring und drückte ihn an das Herz. Ihre Lippen aber lispelten: „Berthold.“

Der Pilger neigte sich zu ihr und im nächſten Augenblick ruhte die Glückliche an der Bruſt ihres Gatten, Bertholds von Neuhaus.

Als der Bräutigam den zurückgekehrten Burgherrn erkannte, küßte er die Hand der Burgfrau und wollte das Schloß verlaſſen. Neuhaus verhinderte ihn aber daran und bot dem braven Ritter seine Hand zur Freundschaft an. Er führte ihn darauf seinem holden Töchterchen zu und sagte: „Mein treues Weib behalte ich für mich, mein schönes Kind aber gönne ich dem tapferen Gleichen.“

Das Edelfräulein hatte im Stillen längſt ihr Herz dem schmucken Ritter geschenkt und der Bräutigam soll mit dem Umtausch der

Braut auch zufrieden gewesen sein. Das Fest wurde deshalb durch die Wiederkehr des Burgherrn nicht gestört und am nächsten Tage fand die Trauung seiner Tochter mit Herrn Hugo von Gleichen statt.

9. Die treue Burgfrau.

Als das Neuhaus von den Schweden berannt wurde, mußte der Burgherr dasselbe auf Gnade und Ungnade übergeben. Die Feinde aber gestatteten der Burgfrau mit so vielem Gut freien Abzug, wie dieselbe in einem Backtroge bergen könne. Die edle Frau ließ ihre werthvollen Sachen zurück, legte ihren Ehegemahl in den Trog (Siehe XII, 1) und brachte denselben glücklich in Sicherheit.

10. Das Schlesierthal.

Im Waldenburger Kreise liegt das herrliche Schlesierthal. Dasselbe soll ursprünglich das Zle-Thal geheißen haben. Mit dem Worte Zle d. i. böse bezeichneten die Polen die Ureinwohner Schlesiens (namentlich die Quaden).

11. Die Burg Kynau.

Die Burg Kynau, auch Kynsburg und Kinsburg genannt, welche am Gipfel des Geiersberges, am Schlesierthale liegt, soll den Namen von Königsburg hergeleitet haben.

Einer anderen Auffassung nach hat ein Kieferwald die Gegend bedeckt und der Name ist von (Siehe I, 1) Kynwald abgeleitet worden. Die Burg soll schon zur Heidenzeit erbaut und von Herzog Boleslaus dem Langen um das Jahr 1198 erneut worden sein.

12. Das goldene Füllen.

Auf der Kinsburg zeigt man noch heut die Stelle, an welcher die Schweden im Jahre 1633 einen großen Schatz gefunden haben. Als sie nämlich die Burg unter ihrem Obersten Devoux besetzt hatten, erfuhren sie, daß die Hussiten im Jahre 1476 vor ihrer Flucht aus der Burg große Reichthümer eingemauert und vergraben hätten. Habgierig rissen die schwedischen Soldaten Mauern ein und durchwühlten den Boden. An einem Pfeiler fanden sie auch wirklich ein goldenes Füllen, welches einen ungeheueren Werth hatte und die Inschrift trug:

„Von Gold bin ich, Gold ist mein Futter,
Nicht weit von mir liegt meine Mutter."

Obwohl die Schweden nun zwar noch eifriger ſuchten, fanden ſie die Mutter des Füllens doch nicht und mußten ſich mit ihrer theueren Beute genügen. Auch ſpäter haben viele Leute nach der goldenen Stute geſucht, ihre Mühen ſind aber nicht belohnt worden. Der Schatz wird einſt ganz zufällig gehoben werden.

13. Die Henne mit den Küchlein.

In einem Zimmer der Kinsburg hat ſich früher oft eine ſchwarze Henne gezeigt, welche mit zwei goldgelben Küchlein unter dem Kamin herauskam, wenn die Schloßuhr die Mitternachtsſtunde angezeigt hatte. Der Burgherr verbot ſeinen Leuten, die ihm dieſe Mähr zutrugen, das unnütze Geſchwätz. Er meinte, daß feige Herzen in den alten Burgmauern ſofort an einen Spuk dächten, wenn ſich eine Maus rühre.

Viele Gäſte hatten ſchon in dem Zimmer übernachtet und die meiſten derſelben waren des anderen Morgens mit bleichem Geſicht weitergezogen; ſie hatten den Spuk zwar geſehen, ſich aber geſchämt, von demſelben zu ſprechen, weil ſie fürchteten, für feige Memmen gehalten zu werden.

Einſt kehrte jedoch ein Ritter ein, welcher mit ſeinem Knappen in das unheimliche Zimmer gebettet wurde. Derſelbe war ein Freund und Waffengefährte des Burgherrn und wurde deshalb nächſten Tages ſchon zum Frühſtücktiſch herbeigeholt. Als der Burgherr ihn ſah, erſchrak er über das Ausſehen deſſelben und hielt ihn für leidend. Der fremde Ritter erzählte jedoch, daß ihm ein unheimlicher Spuk in der Nacht begegnet ſei. Als er eingeſchlafen war, hatte ihn nämlich ein ſonderbares Geräuſch wieder erweckt. Sofort hatte er aufgeblickt und eine ſchwarze Glucke mit zwei gelben Hühnchen bemerkt, welche aus dem Kamin hervorkamen. Mitten in der Stube ſcharrte die alte Henne und flatterte an die Lampe, die ſie mit den Flügeln ausſchlug. Deutlich hörte er ihre Lockſtimme und ihr nochmaliges Aufflattern, worauf die Lampe wieder brannte und die Henne mit ihren Jungen unter dem Kamin verſchwand. Sein Knappe hatte geſchlafen und den Spuk nicht bemerkt.

Der Burgherr ließ ſich den Burgkaplan rufen und begab ſich ſofort auf das behexte Zimmer. Er befahl dort, den Ofen wegzureißen und nachzuſehen, ob die Henne darin zu finden ſei. Als

man jedoch die Dielung gehoben hatte, zeigte sich ein kleiner Kasten, in welchem sich zwei Kinderskelette vorfanden. Auf des Priesters Rath wurden die kleinen Gerippe in geweihter Erde begraben und die Gluckhenne hat sich seitdem nimmer wieder gezeigt.

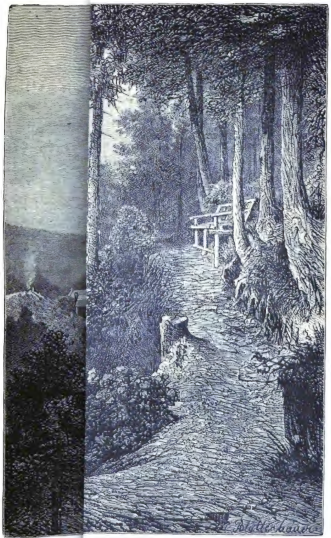
14. Die weiße Frau.

Auf der Kinsburg wanderte vor Zeiten auch die weiße Frau umher. Dieselbe wurde öfter am Brunnen, vor der Kapelle und an anderen Orten gesehen. Ein Ritter von Haugwitz, der zu einem Festmahle auf der Burg weilte, sah sie einst in dem Brunnen verschwinden und glaubte, daß es das von ihm im Stillen geliebte Edelfräulein, Adelaide von Schaffgotsch, gewesen sei. Er rief den Burgherrn und die Gäste zu Hülfe. Die Herbeieilenden begegneten dem nichts ahnenden Fräulein jedoch unter dem Portale. Der Ritter von Haugwitz fiel zu Füßen Adelaides und gestand ihr seine Liebe. Der Burgherr und die Gäste suchten in dem Brunnen, fanden aber keine Verunglückte und gewannen die Ueberzeugung, daß die weiße Dame den Ritter erschreckt habe.

15. Die drei Altväter.

Im hinteren Theile der Kinsburg hat ein Zimmer gelegen, welches hunderte von Jahren nicht geöffnet worden ist. Als aber einst österreichische Offiziere in der Abwesenheit des Besitzers die Burg besichtigten, verlangten dieselben von dem Kastellan, auch die versperrten Gemächer in dem hinteren Schloßtheile zu sehen und dieser mußte aus dem Dorfe einen Schlosser herbeirufen, um die Thüren zu öffnen. Als nun die Oesterreicher die zuerst aufgemachten Zimmer besichtigten, gelangte der Schlosser an eine eiserne Pforte, versuchte mehrere Schlüssel und die Thür sprang auf.

In dem Zimmer saßen an einem Tische drei uralte Männer mit langen weißen Bärten vor einem aufgeschlagenen Buche und richteten ihre Augen ernst und starr auf den Eingetretenen. Dieser konnte die Blicke der drei Urahnen des Burgherrn nicht ertragen und wich entsetzt zurück. Kaum hatte er seinen Fuß aber von der Schwelle zurückgezogen, da fiel die Thüre mit donnerndem Gepolter wieder zu. Die eiserne Pforte zu dem Gemach der drei Altväter ist seitdem verschwunden und auch der Schlosser, der eine lange Krankheit von seiner Vorwitzigkeit davongetragen hatte, fand den Eingang nicht wieder.



Digitized by Google

Digitized by Google

16. Der treue Hund.

Als der Freiherr von Eben Besitzer der Kinsburg war, soll dessen Söhnchen durch die Klugheit eines Hundes von sicherem Tode gerettet worden sein. Das Bildniß des geretteten Knaben und der klugen dänischen Dogge wird noch in der Burg aufbewahrt. Die Sage darüber berichtet, daß der Knabe (um 1700) alltäglich auf einem Pferdchen nach Schweidnitz zur Schule ritt und von einer großen dänischen Dogge begleitet wurde. Er kehrte stets zu einer bestimmten Stunde auf dem Wege durch das Schlesierthal und über den Karetenweg, der an einem tiefen Abhang zur Burg führt, zurück.

Einst blieb der Knabe jedoch viel länger aus wie gewöhnlich. Die Eltern ahnten ein Unglück und eilten mit Dienern den gefährlichen Reitweg hinab. Bald gewahrten sie die Unglücksstätte. Hoch über gähnender Kluft hing der Knabe mit einem Fuße im Steigbügel und konnte jeden Augenblick zur Tiefe fallen. Die kluge Dogge aber hielt die Zügel des Rosses fest, welches wahrscheinlich gescheut und dadurch den Fall des kleinen Reiters veranlaßt hatte. Vorsichtig lösten die Diener den bewußtlosen Knaben aus seiner gefährlichen Stellung und überbrachten ihn den geängstigten Eltern. Die treue Dogge wurde von der Stunde an zum Dank für ihre That wie ein menschlicher Hausgenosse behandelt und soll ein hohes Alter erreicht haben.

17. Die große Forelle.

Am Schloßberge, etwa achthundert Schritte von der Kinsburg entfernt, liegt der Eselsbrunnen. In früheren Zeiten hatte der Burgherr zur Klärung des Wassers eine große Forelle in diesen Brunnen gesetzt und dem Eseltreiber, welcher auf seinem Thier täglich das Wasser zur Burg führte, befohlen, auf dieselbe Acht zu haben. Eines Tages soll nun ein Mann aus dem Schlesierthal auf den Gedanken gekommen sein, die seltene Forelle zu stehlen. Des Nachts begab er sich deshalb an den Brunnen und schaute beim Mondschein auf das prächtige Thier. Der Burgherr stand aber an dem Fenster seines Schlafzimmers und bemerkte den Mann, dessen diebische Absicht er errieth. Er ergriff sofort sein Sprachrohr und rief dem Diebe zu:

„Laß die Forelle schon,
Sonst ist der Strang dein Lohn.“

Der Fremde sah sich um, gewahrte aber den Warner nicht und ergriff mit seiner Beute die Flucht. Der Burgherr glaubte, daß seine Warnung gefruchtet habe, sein scharfes Auge aber folgte dem Manne, bis er in sein Häuschen eintrat.

Am nächsten Morgen meldete jedoch der Eseltreiber, daß die Forelle nicht mehr im Brunnen stehe. Der ergrimmte Burgherr ließ nun den Dieb aus seinem Hause holen und herrschte ihn zornig an. Als der Mann seinen Diebstahl eingestand und der Burgherr erfuhr, daß die große Forelle bereits verspeist sei, ließ er den Bösewicht bei dem Eselsbrunnen aufhängen.

18. Das steinerne Kreuz.

Bei den Falkenbergen liegt eine enge Waldschlucht, die das Teufelsthal heißt. In demselben hat ein steinernes Kreuz als Wahrzeichen eines schrecklichen Mordes gestanden. An jener Stelle erschlug nämlich ein Burgherr der Kinsburg einen Ritter von Falkenberg im Ueberfall. Nur die Gattin des Ermordeten hatte die verruchte That gesehen. Der Kinsburger beseitigte aber auch diese und schwor das Geschlecht der Falkenberger zu vertilgen. Ein Knappe der Edeldame aber rettete deren beide Kinder, Knabe und Mädchen, und brachte sie zum Bischof nach Breslau. Dort wuchsen sie auf und schworen dem Knappen, die Mordthat an den Kinsburgern zu rächen. Der Knabe aber fiel, als er zum Manne gereift war, auf der Kreuzfahrt im gelobten Lande und hinterließ ein Töchterlein, welches seine Schwester in Obhut nahm. Diese zog sich mit dem Kinde in die Wildniß zurück und schlug ihren Wohnsitz in dem verrufenen Teufelsthale auf. Dort wuchs in stiller Verborgenheit das Kind zu einer herrlichen Jungfrau heran. Auf ihrem Lieblingsplatze, an dem steinernen Kreuze, wo ihr Großvater erschlagen worden war, erspähte sie einst der junge Ritter Gottfried von Kinsburg, welcher in der Wildniß jagte. Der Liebreiz des Fräuleins machte das Herz des jungen Burgherrn höher schlagen und auch die schöne Waldblume prägte sich das Bildniß des stattlichen Ritters ein. Ihre Muhme aber erzählte ihr von der Gräuelthat, welche des Ritters Ahn an dem arglosen Falkenberger begangen hatte, und flüchtete sofort nach Breslau. Als der Kinsburger wieder in das Teufelsthal kam, fand er nur noch den alten Knappen, der ihm mittheilte, daß zwischen den Falkenbergern

und Kinsburgern ewiger Haß bestehen müsse, bis der Mord in dem Teufelsthale gesühnt sei. Der junge Ritter betheuerte, daß er das Unrecht vergüten wolle, der treue Knappe verrieth aber den Aufenthalt der Edeldame nicht. Endlich erblickte Gottfried das Fräulein in der Messe zu St. Elisabeth in Breslau. Aber auch die alte Falkenbergerin hatte den Ritter erkannt und war sofort mit ihrer Nichte von Breslau fortgeeilt. Nirgend vermochte Gottfried den Aufenthalt der Heißgeliebten zu erfahren.

Zwei Jahre blieben seine Nachforschungen unbelohnt. Als er aber wieder einmal bei dem Teufelsthale den Eber jagte, hörte er plötzlich einen Hilferuf und erblickte die Geliebte. Dieselbe klammerte sich an das steinerne Kreuz und ein Wegelagerer bedrohte sie mit hochgeschwungener Mordwaffe. Mit einem Sprunge stand Gottfried bei dem wilden Gesellen und streckte ihn zu Boden, die Geliebte aber rettete er vor den Kumpanen des Erschlagenen auf seine feste Burg.

Dort erzählte ihm das Fräulein, daß es seit zwei Jahren in den Händen der Räuber gewesen und nur durch List den Mißhandlungen derselben entgangen sei. Es hatte den bösen Gesellen nämlich erzählt, daß unter dem steinernen Kreuze im Teufelsthale ein großer Schatz vergraben liege, der aber erst in zwei Jahren am Walpurgistage von einer reinen Jungfrau gehoben werden könne. In dieser Zeit waren der alte Knappe und die alte Falkenbergerin von den Räubern zu Tode gemartert worden und nach Ablauf der zwei Jahre, wollte der Führer der Wegelagerer auch die Edelmaid ermorden, weil sie den Schatz unter dem Kreuz nicht finden konnte. Grade zu dieser Stunde erschien Gottfried zu ihrer Rettung.

Der Kinsburger bot seine Waffengefährten auf. Er vertilgte mit ihrer Hilfe die Räuberbrut im Teufelsthale, ehe er der schönen Falkenbergerin die Hand am Altare reichte.

Die schreckliche That des Anherrn war durch den mannhaften Enkel gesühnt.

19. Die Laurichenburg.

Im Schlesierthale hat vor vielen hundert Jahren die feste Laurichenburg auf einem Bergesgipfel gestanden. Heut ist die Stelle leer, denn die Burg ist sammt dem Berge in die Tiefe versunken und eine ebene Wiese deckt Thürme und Dachfirsten der alten Raubburg.

20. Der Untergang der Laurichenburg.

Als der Junker Hans Burgherr auf der Laurichenburg war, lud derselbe manche Blutschuld auf seine Schultern und peinigte nicht nur Klöster und Städte, sondern auch seine Vasallen und Trabanten, die am Fuße des Burgberges in Laurichendorf wohnten.

Einst beging er eine schreckliche Blutschande. Ein Mönch aus Grüssau, verkündete ihm deshalb, daß das Gottesgericht über ihn und seine Burg hereinbrechen werde. Zwar verlachte der Junker den Mönch, der mit dem Schloßkaplan die Burg verließ, aber er fühlte doch Angst und schämte sich innerlich seiner bübischen That.

Der Koch brachte ihm bald darauf einen seltsamen, schillernden Aal von besonderer Größe, wie man noch nie einen solchen in dem Burggraben gefangen hatte. Als der Aal auf der Tafel stand, mundete er dem Junker so wohl, daß er ihn beinahe ganz verzehrte. Nur ein einziges Stück blieb übrig, welches der Koch sich gutschmecken ließ. Kaum hatte der Junker aber das Mahl beendet, da wurde ihm ganz sonderbar zu Muthe. Als er in den Burghof hinaustrat, riefen ihm die Hühner und Vögel zu, daß die Burg untergehen würde. Er verstand deutlich die Worte des Haushahnes: „Wehe! Wegen deiner Sünden muß die Burg untergehen, sobald die Sonne versinkt. Willst du dich retten, so eile!“

Nun erfaßte den wilden Junker eine jähe Angst. Er eilte, zum Stall und zog den besten Renner heraus. Schon schwang er sich auf dessen Rücken, als der Koch ihn fest hielt und flehentlich bat, ihn mit zu nehmen. Derselbe hatte nämlich Alles verstanden, was die Hennen gackerten und die Schwalben zwitscherten, weil er auch von dem Fische gegessen hatte. Der Burgherr sah die Sonne immer tiefer sinken und stieß den Koch zurück. Dieser klammerte sich jedoch fest an und schwor in seiner Angst, der Herr solle mit der Burg untergehen, wenn er ihn nicht mitnehme. Der Junker aber zog sein Schwert, trennte des Koches Arm von dem Rumpf und jagte wie ein Wahnsinniger über den sinkenden Burgberg hinunter. Als er endlich den nächsten Hügel erreicht hatte, hielt er sein Roß an und wandte sich um. Vergebens spähte jedoch sein scharfes Auge nach seiner Väter Burg; Berg und Schloß waren von der Erde verschlungen worden und ein Sumpf bedeckte ihre Stelle.

Der Junker Hans erkannte nun endlich das Strafgericht Gottes, ging in ein Kloster und that schwere Buße sein Lebenlang.

21. Der Hexenstein.

Südöstlich von der Kinsburg liegt in der Nähe von Michelsdorf der Hexenstein mit der Hexentreppe. In der Walpurgisnacht soll es dort nicht geheuer sein. Auf dem kleinen Felsenplateau tanzen die Hexen und steigen die breueme Hexentreppe auf und nieder. Den unheimlichen Fackeltanz haben schon viele Leute gesehen und auch der Hexen Lockungen gehört, aber noch kein Mensch hat den Reigen mit ihnen tanzen mögen.

22. Die Rumpelmühle.

Bei Ober-Wüstegiersdorf liegen (unweit der Grenze) die Rumpelmühle und der Rumpelbrunnen. In dem Berge, aus welchem die Quelle hervortritt, hört man ein starkes Geräusch. Die Leute heißen dasselbe Rumpeln und sagen, daß es von einer Schmiede im Berge herrühren soll, in welcher der Teufel seine Pläne schmiedet. Wer aber neugierig, die Teufelspläne wissen will, den holt er.

Reimsmaldau.

23. Das Hornschloß.

Bei dem Dorfe Donnerau liegen auf einem kleinen, bewaldeten Hügel die epheuumwucherten Ruinen des Hornschlosses. Der Volksmund sagt, daß die Burg von dem Quarze (Hornstein), der sich in der Gegend findet, den Namen hat.

Digitized by Google

Nach anderer Auslegung sollen die ersten Burgherren aus dem Geschlechte derer von Horn gewesen sein.

Die wahrscheinlichste Auffassung hält die Burg für ein ursprüngliches Jagdschloß, welches seinen Namen von dem Wald- oder Jagd-Horn erhalten hat.

24. Die Flucht des Gefangenen.

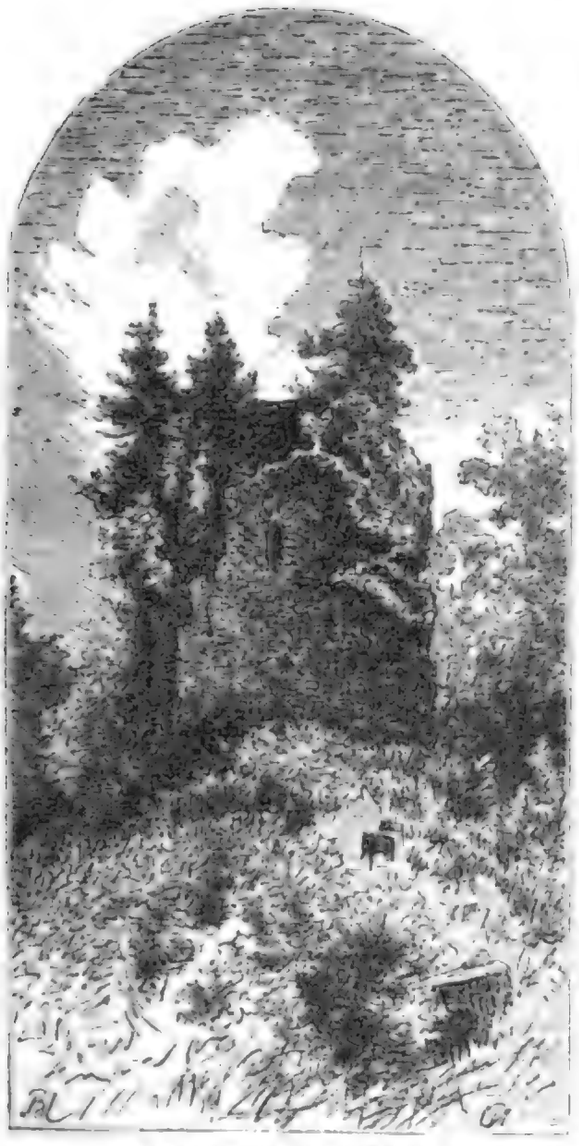
Um das Jahr 1343 hielt Bolko II. einen Ritter in dem festen Thurm der Hornsburg gefangen, weil er seine Oberherrlichkeit nicht anerkannte. Der Ritter hatte gegen den Herzog gefochten und durfte auf dessen Gnade nicht rechnen. Deshalb strengte er seine ganze Kraft an, um aus dem Kerker zu entkommen. Mit seinen Zähnen soll er einen Nagel aus der Dielung gerissen und mittels desselben mit großer Ausdauer ein Loch unter die Eisenstäbe der Fensterluke gemacht haben, bis er dieselben auseinanderbiegen und durch die entstandene Oeffnung hindurchschlüpfen konnte. Er soll in ein Strauchwerk gefallen und unbeschädigt entkommen sein. (Siehe I, 4.)

25. Der erschlagene Burgherr.

Auf dem Hornschlosse soll im Jahre 1378 der Burgherr, Kunze von Schweinichen, im Rittersaale gesessen und gezecht haben, als ein schweres Gewitter aufzog. Ein frommer Mönch warnte ihn und forderte, daß er anstatt des Zechens beten solle. Der Burgherr lachte aber und spottete, daß er das Trinken den Grüssauer Patern gleichthue, das Beten denselben aber allein überlasse. Kaum hatte er diese vorwitzigen Worte gesprochen, da streckte ein Wetterstrahl ihn nieder. Der Trinkhumpen soll von dem Blitze zu einem Klumpen an seine Hand geschmiedet und mit ihm begraben worden sein.

26. Das Freudenschloß.

Am Goldberg bei Dreiwasser liegen über dem Freudengrund die Ruinen des 1497 zerstörten Freudenschlosses, auch Freudenburg genannt. Die Leute sagen, daß in den alten Thurm, der noch zum Theil steht, die Dohlen einst goldene Eier gelegt hätten, die der Burgherr, um die Freuden des Himmels zu erkaufen, der heiligen Maria zu Thale (in Grüssau) geschenkt habe.



Das Freudenschloß.

27. Der unterirdische Gang.

Als die Freudenburg noch von Burggrafen befehligt war, soll ein mächtiger unterirdischer Gang bis auf die Kinsburg geführt haben. In diesem Gange sollen in den Hussitenkriegen die Mönche aus dem nahen Kloster ihr Hab und Gut versteckt haben.

28. Der Goldberg.

Die alten Burgherrn der Freudenburg sollen unermeßlich reich gewesen sein. Sie haben ihre Schätze, die nicht im Schlosse untergebracht werden konnten, vor demselben über einen Haufen zusammengeworfen und mit Gerölle und Erde verschüttet. Später ist darüber ein großer Wald gewachsen und der Berg, in welchem die Reichthümer noch vergraben liegen, wird auch heut noch der Goldberg genannt.

XIV. Landeshut und Umgegend.

1. Der Name der Stadt.

Die Stadt Landeshut, welche am Einfluß der Zieder in den Bober gelegen ist, soll ihren Namen von der Burg erhalten haben, welche Bodo I. (Bolko) von Schweidnitz im Jahre 1288 gegen die räuberischen Einfälle der Böhmen zur Hut seines Landes erbaute, die aber im Jahre 1426 von den Hussiten zerstört wurde.

2. Die Eroberung von Landeshut.

Im Jahre 1345 hatten die Söldner des böhmischen Königs Johann Landeshut sammt der Burg überfallen und eingenommen. Darüber ärgerte sich der Herzog Bolko von Schweidnitz gewaltig und berief seine Vasallen zu sich, die seinen Grimm theilten. Die Herren waren aber alle darüber einig, daß ein Sturm auf die feste Burg nutzlos sei und stimmten für deren Ueberrumpelung durch List. Das war jedoch nicht leicht; denn die Böhmen hielten sichere Wacht. Der Herr von Neuhaus ersann endlich einen Plan, dessen Ausführung auch gelang.

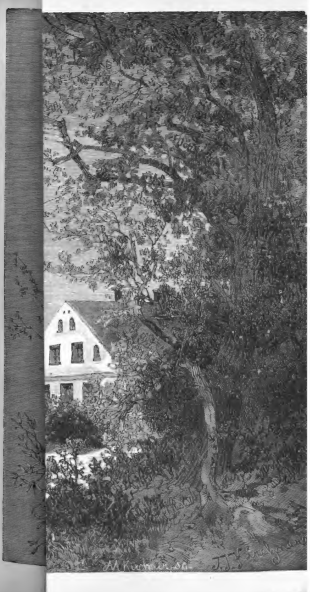
Der Herzog rüstete eine Menge Wagen aus, welche in dem hohlen Bauche tapfere Ritter aufnahmen, von außen aber Heufudern glichen. Diese sandte er mit schwacher Bedeckung in die Nähe von Landeshut. Er selbst versteckte sich mit seinen Rittern in einem Gebüsch und beobachtete die herannahende Wagenfahrt. Die Böhmen lugten emsig nach den Heufudern aus und erbeuteten dieselben, als die wenigen Trabanten bei ihrem Anblick die Flucht ergriffen. Jubelnd führten die Räuber die Wagen zur Stadt. Als aber kaum die Thore derselben geöffnet waren, um die Leute einzulassen, sprangen die deutschen Ritter aus ihren Verstecken hervor und schlugen die Feinde nieder. Der Herzog sprengte mit den Seinen wie ein Sturmwind herbei und half die Böhmen aus der Burg verjagen.

3. Die tapferen Frauen.

Als die Hussiten im Jahre 1426 Landeshut belagerten, waren bei der kühnen Vertheidigung fast alle Bürger verwundet worden. Die Feinde frohlockten schon, daß die Mauern bald leer sein würden. Sie hatten jedoch nicht der Weiber gedacht. Diese besetzten die gewordenen Lücken und leisteten den Anstürmen solche brave Gegenwehr, daß die Hussiten aus Wuth das Schloß am Burgberg in Brand steckten und fluchend abzogen.

4. Das Kloster Grüssau.

In einem herrlichen Thale bei Landeshut liegt das Kloster Grüssau. Dasselbe hat den Namen von seinem Erbauer, dem Herzog Heinrich dem Frommen, erhalten, welcher bei dem Anblick



der schönen Au, auf der heut der Ort liegt, ausgerufen haben soll: „Grüß' Dich Au!" Der Volksmund hat die drei Worte in Grüssau zusammen gezogen. Damals soll das Kloster den Benedictinern überwiesen, aber bald wieder eingegangen sein. Im Jahre 1291 wurde an dessen Stelle von Herzog Bolko I. von Schweidnitz ein Cisterzienserkloster und eine Kirche (Gnadenhaus der seligsten Jungfrau zum Thale) erbaut, deren Einweihung am 8. September 1292 durch den Bischof Johannes III. von Breslau erfolgte.

5. Der Fürstenbrunnen.

In Grüssau führt eine Quelle den Namen der Fürstenbrunnen. An denselben knüpft sich die Sage der Gründung des Klosters. Als nämlich Herzog Bolko I. (1291) in dem wilden Krisoborer Thale jagte, war nirgend ein Trunk zu finden und der Herzog glaubte, mit seinen Begleitern verschmachten zu müssen. Die ausgesandten Späher kamen immer wieder mit der unerwünschten Botschaft zurück, daß nirgend ein Quell aufzufinden und das Land förmlich ausgetrocknet sei. In dieser Noth nahm der Herzog seinen Siegelring vom Finger, warf ihn fort und gelobte, wenn derselbe an einer Quelle gefunden würde, der heiligen Jungfrau dort eine Kirche und ein Kloster zu erbauen. Wieder gingen die Späher aus. Dieselben hatten aber wenig Glauben, daß sich des Herzogs Wunsch erfüllen könne. Plötzlich jedoch ertönte ein Freudenruf, denn einer der Jäger hatte den Ring und neben demselben eine sprudelnde Quelle gefunden. Der Herzog labte sich mit seinen durstigen Leuten und löste noch in demselben Jahre sein Gelöbniß ein. Die Quelle hat seit sechshundert Jahren unabläßig Wasser, die früher große Heilkraft besaßen, gespendet und den Namen Fürstenbrunnen behalten.

6. Liebau.

Die Stadt Liebau ist ebenfalls von Herzog Bolko I. gegründet worden. Die Legende meldet, daß auf ihrer Stelle einst in wildem Urwald ein Wallfahrtskirchlein mit einem wunderthätigen Bilde und daneben eine Eremitage gestanden habe. Zu dem Bilde, welches die heilige Maria darstellte, wallten Kranke und Unglückliche von Nah und Fern und gingen niemals unerhört den Heimweg. Der Gnadenort wurde aber durch einen gräulichen Mord

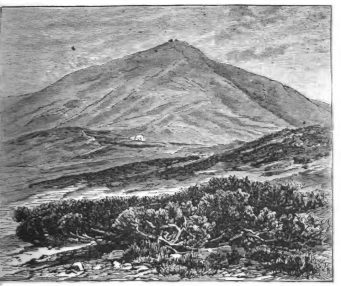
entweiht; Wegelagerer erschlugen an dem Kirchenpförtlein den frommen Einsiedlergreis, der seit Jahrzehnten das Kirchlein hütete. Was die wüsten Räuber von Gold- und Silberwerth auf dem kleinen Altar fanden, nahmen sie fort und zertrümmerten die Fenster der Kapelle. Als der Herzog Bolko, der schon öfter zu dem Gnadenorte gewallfahrtet war, diese Schandthat erfuhr, machte er sich sofort dahin auf den Weg. Er kniete vor dem Bilde der heiligen Gottesmutter nieder und betete. Als er aber aufblickte, sah er das Bild genäßt und gewahrte die herniederfallenden Thränen aus Mariens Augen. Leise und klagende Engelsstimmen ertönten und die Priester aus des Herzogs Gefolge erklärten, daß die heilige Jungfrau nicht mehr an dem entweihten Orte bleiben wolle. Der Herzog befahl sofort, das Gnadenbild nach Grüssau in die neue Kirche zu bringen. Dort versiegten Marias Thränen und das Bild, welches noch heute vorhanden ist, machte Grüssau zum Gnadenort. An der Stelle aber, welche durch den Mord entweiht worden war, gründete Bolko eine Stadt und nannte sie „unserer lieben Frau Au", woraus später Liebau geworden ist.

7. Burg Liebenau.

Bei dem Orte Schwarzwaldau, zwischen Landeshut und Gottesberg liegt die Ruine Liebenau. Von derselben wird erzählt, daß ihr Burgmann (der Burgherr, wahrscheinlich Burgmann von Schweinichen, geb. 1456), der ein arger Zecher war, viermal so viel Wein trinken konnte, als der fromme Bruder Kellermeister in dem nahen Kloster Grüssau, welcher nach dem Genuß von fünf Maß Wein noch wunderbar sang.

8. Der schwarze Kluge.

Auf dem Ringe zu Landeshut haben zu verschiedenen Zeiten in der Mitternachtsstunde Leute den „schwarze Kluge" gesehen. Derselbe erscheint als schwarze Gestalt, die eine Hand abwehrend ausstreckt und den Kopf nicht auf dem Rumpfe, sondern unter dem Arme trägt. (Siehe III. 18). Kluge soll bei Lebzeiten Kaufmann und Hausbesitzer zu Landeshut gewesen sein und ist wegen Widersetzlichkeit gegen die Anordnungen des hohen Magistrats im Jahre 1699 am Ringe mit dem Schwerdte gerichtet worden.



Die Schneekoppe.

XV. Rübezahlmärchen.

1. Der verliebte Berggeist oder wie Rübezahl zu seinem Namen kam.

Das Riesengebirge ist seit uralten Zeiten unter der Herrschaft eines Berggeistes gewesen. Jahrhunderte lang lebte derselbe mit den Menschen in Friede und Eintracht. Seitdem er sich aber einmal verliebt hatte, sich von seiner Geliebten betrogen und von anderen Menschen verhöhnt wähnte, neckte er Reisende, die sein Revier betraten, oft auf recht boshafte Weise. Namentlich ließ er sich von keinem Menschen ungestraft Rübenzagel, Rübenschwanz

Digitized by Google

oder Rübezahl nennen. Er wurde immer fuchswild und tobte mit Sturm, Schnee, Regen, Donner und Blitz, weil er durch dieſe Spottnamen an ſeine verlorene Geliebte erinnert wurde.

Er hatte nämlich einmal ein ſchönes Edelfräulein entführt und in ſein feſtes Schloß im wilden Berglande eingeſperrt. Dort war dem hübſchen Kinde aber bange geworden; denn es war nicht nur den Eltern und dem Bräutigam entriſſen, ſondern auch jeden menſchlichen Umganges beraubt. Der Berggeiſt gab ſich zwar alle Mühe, die Holde aufzuheitern, es wollte ihm aber nicht gelingen. Er hatte ihr einen herrlichen Palaſt auf die Höhe des Rieſenkammes gezaubert, neben demſelben lag ein Luſtgarten mit prächtigen Sträuchern und Blumen und in den Zweigen der Bäume flatterten und ſangen unzählige ſeltene Vögel. Die Edeldame war über dieſe Pracht und Herrlichkeit zwar ſehr erſtaunt, ihr Herz aber vermochte ſich dem Berggeiſte, der als ſchöner junger Prinz vor ihr erſchien, nicht zuzuwenden; es ſehnte ſich immer mehr nach den Eltern und dem Bräutigam.

Eines Tages fand ſie der Berggeiſt beſonders traurig in einer Jasminlaube, er wollte ſie tröſten, aber ſie wehrte ihn ab.

„Gehe, laſſe mich in meiner Einſamkeit ſterben, denn ohne meine Geſpielinnen, liegt mir an dem öden Leben nichts und ich fühle, daß mich meine Sehnſucht nach den Freundinnen tödtet.“

Der Berggeiſt ſchüttelte den Kopf und eilte bis an ein Gemüſebeet kehrte aber bald zurück und legte dreizehn Rüben zu den Füßen ſeiner Angebeteten.

„Du darfſt nicht ſterben, Geliebte; eher ſollen alle Menſchen in meinem Reiche verderben! Nimm dieſen Stab, berühre mit demſelben die Rüben und Du wirſt Deine Geſpielinnen vor Dir ſehen.“

Das Edelfräulein that ſeinem Geheiß gemäß und umarmte bald ihre Freundinnen.

Aus dreizehn Rüben machte der Berggeiſt noch dreizehn Pagen und wiederum aus dreizehn Rüben, dreizehn Kammerzofen und Aufwartmägde.

Das Edelfräulein war wie umgewandelt; es ſcherzte und neckte mit den Freundinnen. Der Berggeiſt ſtand unſichtbar daneben und bewunderte die Schöne. Sein ganzes Bergreich, ſeine Kobolde und ſeine unendlichen Schätze hätte er in dieſen Stunden für ihre Liebe hingegeben. Sie aber vermißte den ſchönen Prinzen keinen

Augenblick, ihre Blicke hingen an den Zügen ihrer Freundinnen. Mit Schreck gewahrte sie jedoch, daß diese von Minute zu Minute alterten und zu gebeugten Mütterchen zusammenschrumpften. Die junge Dame war darüber außersich vor Schmerz und machte dem Berggeist bittere Vorwürfe. Dieser entschuldigte sich damit, daß seine Macht nicht weiter reiche und die Mädchen nur so lange frisch und jung bleiben könnten, als Saft in den Rüben sei.

„Ich will Dir frische Rüben bringen, Geliebte, und den Zauberstab in Deinen Händen lassen. Du kannst dir dann jeden Augenblick Gestalten schaffen, wie Du dieselben begehrst."

Die Edeldame überlegte nun, ob sie nicht mit dem Zauberstabe sich die Freiheit schaffen könne, und hatte den klugen Einfall durch eine Biene, die sie aus einer Rübe schuf, ihrem Bräutigam Kunde von ihrem Aufenthalt zu senden. Das Bienlein wurde aber die Beute einer Schwalbe und kehrte nicht wieder. Aehnlich erging es einem abgesandten Finken, den ein Falke erwischte. Eine Elster jedoch richtete den Auftrag aus und kehrte mit der Nachricht zur Edeldame zurück, daß der Geliebte sie drei Tage lang an der Grenze des Kynast'schen erwarten wolle.

Nun versuchte das Fräulein eine List; es zeigte sich dem Berggeist heiter und freundlich und sagte ihm sogar, daß es sein Liebesverlangen erhören wolle, zuvor müsse er aber alle Rüben im Garten zählen, die es sämmtlich in Brautjungfern verwandeln wolle.

„Verzählst Du Dich aber um eine einzige Rübe, so nehme ich mein Wort zurück; denn ich bin abergläubisch und nehme dann an, daß ich nicht glücklich würde."

Rübezahl wurde ganz närrisch vor Freude. Er lief in den Lustgarten und säete eine Menge Rübensamen aus, auf daß es an Brautjungfern nicht fehle. Damit aber das Wachsen derselben nicht zu lange dauere, ließ er hundert Kobolde ein unterirdisches Feuer schüren. Und die Rüben wuchsen in wenigen Stunden zu beträchtlicher Größe. Er selbst kauerte sich auf die Knie und begann die Zählung. Oft hatte er nun das halbe Feld überzählt, bei seinen Liebesgedanken aber wieder die Zahl der Rüben vergessen; denn er malte sich schon aus, wie er als Fürst mit hunderten von Dienern in goldenen und silbernen Caroſſen sein Weibchen im Reiche umherführen und den Menschen zeigen wollte. Er mußte deshalb immer von Neuem mit der Zählung beginnen, zu der er sich mit derben

Flüchen und vielen Seufzern anließ, welche letzteren als Sturmwind in die Thäler hinabbrausten, so daß davon in dem Hirschbergschen viele Baumwipfel geknickt und viele Dächer abgedeckt wurden.

Die Edeldame lachte über den verliebten Narren. Sie nahm ihren Zauberstab, machte aus der größten Rübe ein Roß und entfloh auf demselben nach der Grenze. Dort harrte ihrer der glückliche Bräutigam und führte sie im sausenden Galopp auf das Schloß ihrer Eltern.

Als der Berggeist nach unsäglichen Mühen endlich die Rüben genau gezählt hatte, kehrte er wonnetrunken und erwartungsvoll auf die Burg zurück, fand aber das Nest leer. Zwar schwang er sich noch schnell in die Lüfte, um die Entflohene einzuholen, konnte aber nur noch sehen, wie die Treulose in den Armen eines Ritters über die Grenze seines Bergreiches jagte. Er schleuderte ihr sofort mehrere Bündel Blitze nach, welche wohl einige hundert Bäume zerschmetterten, die Fliehenden aber nicht mehr erreichten.

Seit jener Zeit ist nun der Berggeist ein erbitterter Weiberfeind geworden. Er mochte nur noch alte Junggesellen leiden und hörte gern dieselben auf das Weibervolk schimpfen. Arglos erzählte ihm einst ein solcher Graubart, daß das Edelfräulein die Geschichte von dem Rübenzählen ausgeplaudert habe und die Menschen ihm den Spottnamen Rübenzagel oder Rübezahl gegeben hätten. Da wurde der Alte rasend; er schwor, jeden, der diesen Namen ausspräche, furchtbar zu bestrafen. Er vernichtete in seiner Wuth mit Sturm und Blitz die prächtige Burg und den daranliegenden Garten, wo das Fräulein gehaust hatte, und man kennt nur noch deren Plätze. Der Volksmund heißt sie heut noch Rübezahls Schloß und Lustgärtlein.

2. Das wandelbare Geld.

Zwei Tuchmacher, welche zur Messe zogen, begegneten einst auf dem Hochgebirge einem vornehmen Herrn. Dieser hielt sie an und verlangte Tuch zu kaufen. Die Leutchen waren sofort bereit und öffneten ihre Ballen. Der Fremde, welcher kein anderer als der Berggeist selbst war, kaufte den beiden Tuchmachern die Hälfte ihrer Tuche ab und bezahlte sie mit Goldstücken. Vergnügt zogen die Verkäufer weiter. Als sie aber in der Herberge ihr Gold nachzählen wollten, hatte sich dieses in Zahlpfennige verwandelt. Sofort

liefen sie zurück um den betrügerischen Herrn noch zu erwischen. Sie begegneten aber einer vornehmen Kutsche, in welcher ein Fürst saß, der sie anrief. Sie erzählten demselben von dem Betruge. Als dieser sich aber das Geld zeigen ließ, bestand es wieder aus prächtigen Goldstücken. Der Fürst lachte die Tuchmacher herzlich aus, weil sie sich so schlecht auf gutes Geld verständen, und wechselte die Goldstücke gegen harte Thaler aus.

Die Tuchmacher waren jedoch sehr bestürzt, als sie in der Herberge für die Thaler weiße Scherben in ihren Geldkatzen fanden.

Sofort liefen sie der Carosse nach und erwischten sie an der Grenze. Nun wurde aber der vornehme Herr zornig, jagte die armen Tuchmacher fort und fuhr in gestrecktem Galopp auf den Riesenkamm hinauf.

Niedergeschlagen traten die Tuchmacher ihre Weiterreise an und kehrten von der Messe mit geringem Verdienste in ihren Wohnort zurück. Als sie dort aber die Säckchen mit den Scherben öffneten, fanden sie, daß Scherben und Thaler sich in große türkische Goldstücke verwandelt hatten. Dabei lag aber ein Pergament mit der Warnung:

„Für hohe Preise, schlechtes Geld,
Läßt Euch gewiß verderben.
Zieht deshalb ehrlich durch die Welt,
Sonst erntet ihr nur Scherben."

Die Tuchmacher hatten bei dem Geschäft viel verdient und ihre Angst bezahlt erhalten. Sie dachten später stets an den Spruch des Berggeistes, machten nie mehr unverschämte Preise, und wurden reiche Leute.

3. Der Ackersmann.

Rübezahl hat einst im Hochgebirge geackert. Den Pflug aber hatte er mit einem Pferde, einem Esel, einem Ochsen und einem Bock bespannt. Ein Mann, welcher über das Gebirge ging, sah dem lächerlichen Gespann zu. Als Rübezahl ihn bemerkte, trat er zu ihm und befahl den Pflug so lange zu führen bis er einmal in das Dorf gesprungen sei. Er solle aber die Steine aus den Furchen über einen Haufen zusammenwerfen. Der Mann befolgte Rübezahls Wunsch. Als dieser zurückkehrte, war er mit der Arbeit sehr zufrieden. Er gab dem Manne einen Sack und trug ihm auf,

ſich denſelben mit den ausgeleſenen Steinen und dem Boden, der an dem Pflugſchaar hing, zu füllen. Der Mann that dies und ging ſeines Weges. Bald wurde ihm aber der Sack ſo ſchwer, daß er einen Theil deſſen Inhaltes ausſchütten mußte. Als er daheim ſich jedoch den Reſt beſah, waren Steine und Erde zu prächtigen Goldklumpen geworden. Er merkte natürlich, daß der Ackersmann Rübezahl geweſen ſei und dachte auch an die weggeworfenen Steine. Deshalb eilte er wieder auf das Gebirge und ſuchte das Feld, auf welchem er den Pflug geführt hatte, fand aber an deſſen Stelle nur ein Knieholzgeſtrüpp.

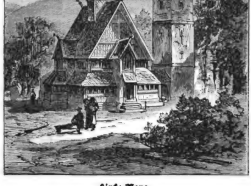
4. Beſtrafter Wucher.

Ein Getreidewucherer hatte in wohlfeiler Zeit eine ungeheuere Menge Getreides zuſammengekauft und daſſelbe auf ſeinen Böden aufgeſchüttet. Es entſtand dadurch eine große Theurung und die Menſchen litten viele Noth. Sie boten dem Wucherer zehnmal ſo vieles Geld für ſeine Vorräthe, wie er dafür gegeben hatte. Der harte Mann wollte aber fünfzigmal ſo vieles dafür haben und ſchwor, billiger nicht zu verkaufen, wenn auch die halbe Stadt erhungern ſollte. Rübezahl erfuhr dieſe ſchlechte Handlungsweiſe, verwandelte ſich in einen Kaufmann und begab ſich zu dem Wucherer. Er feilſchte mit demſelben um den aufgeſchütteten Weizen und Roggen. Der Wucherer ließ aber von dem ungeheueren Preiſe nicht ab und Rübezahl gewährte denſelben endlich. Als man nun auf die Böden kam und das Getreide eingeſackt werden ſollte, hatte dieſes ſich in Treſpe und Ziegenbeinſamen verwandelt. Der Wucherer war mit einem Schlage zu einem Bettelmann geworden, verzweifelte und erhängte ſich. Der hohe Rath der Stadt ließ das ganze Unkraut auf einen Haufen vor der Stadt werfen. Als es aber dort verbrannt werden ſollte, nahm es wieder ſeine Geſtalt als ſchöner Roggen und Weizen an. Tauſende von Menſchen eilten herbei, füllten Kiſten, Körbe und Säcke und ſtillten auf billige Weiſe ihre Noth.

5. Die goldenen Buchenblätter.

Einſt wanderte eine ſehr arme Wittwe mit zwei Kindern in das Gebirge um Steinwurzeln zu ſuchen. Als die abgehärmte Frau fleißig hackte und die Kinder gierig die Wurzeln benagten,

trat Rübezahl hinter einem großen Baumstamme hervor und sagte, daß er der Frau etwas besseres schenken würde, als die Wurzeln. Er schüttete die dieselben aus dem Korbe und warf dafür Buchenblätter hinein. Darauf führte er sie auf einen schönen Waldpfad, auf der sie schon von Weitem ihre Wohnung schauen konnte. Als aber Rübezahl verschwunden war, schüttete die Frau doch den größeren Theil der Blätter aus und legte wieder dafür Steinwurzeln in den Korb. Daheim putzte sie nun die Wurzeln zur Mahlzeit ab und gewahrte mit freudigem Erschrecken, daß die Buchenblätter sich in Gold verwandelt hatten. Sofort eilte sie wieder hinaus, in den Wald, um die weggeworfenen Blätter wieder zu sammeln, diese hatte aber der Wind über alle Berge gejagt. Als sie die goldenen Blätter verkaufte, bekam sie dafür eine solche Menge Geldes, daß sie mit demselben Haus und Hof kaufen konnte und nie mehr Noth litt.



Kirche Wang.

Digitized by Google

6. Der Goldsand.

Aus einer großen Reichshauptstadt war einst ein vornehmer Herr in das Riesengebirge gekommen, um dessen Schönheiten zu sehen. Er war begeistert von den herrlichen Bergen und grünen Thälern und merkte kaum, daß sich eine Menge Sand in seinen Schuhen gesammelt hatte. Als er in der Herberge angekommen war, erzählte er einem Fremden, das Riesengebirge sei so schön, daß er nicht einmal den Sand in den Schuhen gefühlt habe; denn er hätte gar nicht Zeit gehabt, seine Augen von den Naturschönheiten abzuwenden und an sich zu denken.. Der Fremde lächelte schalkhaft und meinte, daß der Berggeist sich über solche Rede freuen würde, wenn er sie hörte. Derselbe sei nämlich stolz auf seine Berge und für so großes Lob würde er gewiß den Sand in den Schuhen zu Gold machen. Der Fremde hatte sich kaum fortbegeben, so zog der Herr die Schuhe aus und staunte nicht wenig; denn dieselben waren wirklich mit Goldsand angefüllt. Natürlich merkte er, daß der Fremde kein anderer als Rübezahl gewesen war.

7. Der große Frosch.

Das Märchen von dem großen Frosch ist eines der bekanntesten im Riesengebirge.

Vor mehreren hundert Jahren hat sich Rübezahl einmal über das entsetzliche Froschgequake im Hochgebirge geärgert. Er wußte aber lange Zeit nicht, wie er dem Spektakel ein Ende machen sollte. Endlich hatte er einen gescheiten Einfall. Er verwandelte sich selbst in einen colossalen Frosch und hüpfte um eine Kuh herum. Als er sich tüchtig aufgeblasen hatte, war er größer, wie diese. In dieser Gestalt hatte er nun zu quaken angefangen und einen solchen Mordskandal gemacht, daß die Kuh sofort davon gestorben ist. Alle Frösche im ganzen Hochgebirge streckten ebenfalls aus Schreck alle vier Beine von sich und seit dieser Zeit soll, zu Rübezahls Freude, kein einziger Frosch auf dem Hochgebirge zu finden sein.

8. Der unterirdische Kampf.

In ganz alten Zeiten soll es ebenso, wie auf der Erde, auch unter der Erde große Könige gegeben haben. Rübezahl hatte sich nun einmal mit einem unterirdischen Könige verfeindet. Er ritt

auf einem großen Ochsen zum Kampfe und befahl einem Handwerksburschen, ihm zu folgen. Als die beiden zu einem großen Erdloche gekommen waren, gab Rübezahl dem Burschen die Zügel in die Hand und lachte grimmig. Hier, halte mir meinen Ochsen. Ich habe nämlich einen Streit mit einem unterirdischen Könige auszufechten. Wenn du eine Gans aus dem Loche herausfliegen siehst, so habe ich in dem Kampfe gesiegt, kommt aber eine Eule heraus, so bin ich verloren und du kannst mit dem Ochsen heimziehen.

Der Handwerker hielt treu bei dem Ochsen Stand, obwohl ihn eine große Angst überkam, als er das Kriegsgeschrei und Waffengeklirr unter sich hörte. Auch der Ochse wurde unruhig und warf mit den Hörnern die Erde auf.

Endlich kam eine Gans aus dem Erdloche geflogen und der Bursche athmete erleichtert auf. Es dauerte auch nicht lange, da kam Rübezahl selbst auf die Oberwelt zurück. Er triefte von warmem Blute und stöhnte noch von den Anstrengungen des Kampfes. Den Burschen aber klopfte er treuherzig auf die Schulter.

„Ei, du bist doch ein braver Kerl, daß du mir meinen Klepper gehalten hast. Mancher Andere wäre längst auf und davon geritten. Nun, du sollst aber auch dein Stück von dem Ochsen haben und zufrieden damit sein."

Bei diesen Worten riß er ein Horn aus dem Kopfe des Ochsen und reichte es dem Burschen. Dieser nahm es und begab sich in die nächste Herberge. Als er dort das Horn näher besah, war dasselbe ein prächtiges altdeutsches Trinkhorn, welches innen mit Gold ausgeschlagen und außen mit großen Diamanten und Rubinen besetzt war. Der Bursche verkaufte das Horn für ein Vermögen an einen Herzog und dasselbe soll sich noch heut in einer fürstlichen Sammlung von Kostbarkeiten befinden.

Das Loch, durch welches Rübezahl in die Erde gekrochen ist, wollen aber noch viele Leute in der Nähe der schwarzen Schneegrube gesehen haben. Hineingewagt hat sich aber noch Niemand bis auf den heutigen Tag.

9. Das Fräulein mit der Erdbeere.

Rübezahl lag einst schnarchend im Wolfshau. Von einer Burg herüber hüpfte ein Edelfräulein an dem Arme eines Ritters, sang, sprach und küßte so laut, daß der Berggeist erwachte. Er hatte

eben sehr schön geträumt, wie er mit einem Liebchen in einem prächtigen Palaste kos'te. Ein solches Erwachen zur nüchternen Wirklichkeit war natürlich sehr unangenehm und er beschloß, sich an den Störenfrieden zu rächen. Er verwandelte sich rasch in einen schmucken Jäger und zog, ein frohes Liedlein trillernd, dem Liebespaare entgegen. Als dasselbe um einen Fels bog, rannte er ungestüm an das Fräulein an.

„Oho! verzeiht! Wer hätte hier in der Wildniß daran gedacht an eine Dame anzulaufen. So scharfsichtig wäre vielleicht der Berggeist selbst nicht gewesen."

Das Edelfräulein lachte laut auf.

„Der Popanz Rübezahl hat überhaupt keine Augen."

Der Ritter nickte.

„Und Sitten noch weniger; er würde bei solchem Anlauf sich auch nicht einmal entschuldigt haben."

Der lustige Weidmann schüttelte den Kopf.

„Ihr irrt Euch; der Berggeist ist sehr höflich gegen Höfliche und neckt nur Unhöfliche. Wenn ihr übrigens so wenig Vertrauen zu ihm habt, so wendet Eure Schritte. Ihr kommt hier in sein Lieblingsrevier, wo er sich nicht ungestraft höhnen läßt." Das Edelfräulein lachte noch mehr.

„Rübezahl ist ein Hirngespinnst, das hier, in meines Vaters Walde, nichts zu suchen hat."

Der Jäger drohte schalkhaft mit dem Finger, sprach noch einige Scherzworte und empfahl sich.

Das Pärlein hüpfte weiter und kam an einen Abhang. Flüchtig sprengte da ein Rudel Hirsche vorbei und an einer einzelstehenden Buche floh ein Eichhorn hinauf in das Geäst. Die Verliebten setzten sich unter den Baum, schwatzten und kosten und hatten die Warnung des Jägers längst vergessen.

Da warf das Eichkätzchen von der Buche ein Vogelei herab und das Fräulein, welches sich nach demselben bückte, gewahrte daneben eine riesige Erdbeere. Dieselbe war so schön und so saftig, daß der Ritter vorschlug, damit des Fräuleins Mutter ein Präsent zu machen.

Das Liebchen aber schäkerte weiter und zerdrückte die süße Frucht. Nun war das Beerlein nicht mehr verschenkungsfähig und sollte verspeist werden. Als die Edelmaid aber daran roch, klebte

es auf ihrer Nase und leuchtete frischroth vor ihren Augen. Mit einem Aufschrei wollte sie es wegwischen, aber vergeblich; es war fest an die Nasenspitze gewachsen.

Als der Ritter diese Verunstaltung sah, ließ er das Fräulein sitzen und suchte sich ein anderes Holdchen aus.

Das Edelfräulein aber hörte nicht auf, den Berggeist zu beschimpfen und hat dafür sein Lebenlang keinen Mann bekommen. Im ganzen Lande wurde es spöttisch das Fräulein mit der Erdbeere genannt.

10. Der geschenkte Kegel.

Ein Dorfbursche ging eines Sonntags auf das Gebirge. Mitten im Walde sah er eine Kegelbahn, auf welcher mehrere junge Burschen Kegel schoben. Einer derselben forderte ihn auf, mitzuspielen, was er auch that. Das Glück war ihm dabei hold und er kegelte und vergnügte sich bis zum Abend. Als er nun den Heimweg antreten wollte, scherzte einer der Mitspielenden und bot ihm zum Andenken einen Kegel an. Der Bursche steckte denselben in die Tasche und empfahl sich. Als er daheim in seiner Kammer den Kegel herausziehen wollte, war derselbe verschwunden. Wohl wunderte er sich darüber, griff aber noch einmal in die Tasche und fand darin eine Menge Goldkörner. Er dachte nun natürlich, daß einer der Kegelschieber Rübezahl gewesen sei und ging am nächsten Sonntag aus, um die Kegelbahn zu suchen. Nirgend fand er jedoch dieselbe wieder und konnte nur in seinen Gedanken dem Rübezahl für das Geschenk danken.

11. Rübezahls Schöpse.

Als einst drei böhmische Fleischer über die Grenze herüber kamen, bemerkten sie einen Schäfer, der eine Heerde fetter Schöpse hütete. Sie traten an denselben heran und feilschten mit ihm um die Thiere. Bald merkten sie, daß der Schäfer ein etwas blöder Mensch sei, und drückten ihm die Heerde für eine geringe Summe Geldes ab. Vergnügt trieben sie darauf die prächtigen Schöpse nach der Grenze und lachten den betrogenen Schäfer aus. Dieser war aber Rübezahl selbst gewesen, der sich nur so dumm gestellt hatte, um die Fleischer auf ihre Ehrlichkeit zu prüfen. Als die Schöpse munter forttrollten, kam ein großer schwarzer Hund hinterher gelaufen und bellte laut. Die Fleischer wollten denselben zurück-

jagen, als sie sich ihm aber näherten, verschwand er und mit ihm die Schöpsheerde. Nun wetterten und schimpften sie wacker auf den Berggeist. Dieser aber rief ihnen aus einer großen Fichte zu, daß sie sich aus seinem Reviere scheeren sollten, wenn sie überhaupt noch lebend heimkommen wollten, denn für ihre Betrügereien, die sie an den Menschen und an ihm verübten, hätten sie den Tod verdient.

Als die Fleischer diese Worte vernahmen, dachten sie nicht mehr an ihr eingebüßtes Geld für die Schöpse, sondern eilten, was sie laufen konnten, heim und waren froh, als sie dort mit heiler Haut ankamen.

12. Rübezahl und die Badegesellschaft.

Vor zweihundert Jahren saßen einmal sechs Herren und sechs Damen zu Warmbrunn im Propsteibade. Es war eine lustige Gesellschaft, welche sich zusammengefunden hatte; die Mädchen sangen und die Herren neckten die behäbigen Frauen. Ein Berliner Bäckermeister aber wollte behaupten, man müsse still sitzen, wenn das Bad dem Körper etwas nützen solle. Um eine ruhige Unterhaltung zu Stande zu bringen, fing er an, Rübezahlgeschichten zu erzählen. Ein hübsches Mägdlein warnte den dicken Bäckermeister, den Spottnamen des Berggeistes fortwährend auszusprechen.

„Er wird Euch einen Schabernack mitspielen, wie er das schon vielen Leuten gethan hat, die höhnisch von ihm sprachen."

Der gute Berliner und die ganze Badegesellschaft lachten aber über die Warnung und behaupteten, daß Rübezahl nur im Hochgebirge seinen Spuck treibe, im Thale aber keine Gewalt über die Menschen habe. Der dicke Berliner glaubte garnicht an einen Berggeist.

„Wenn es einen solchen Unhold gäbe, so würde er uns alle als Mohren aus dem Bade kriechen lassen."

Herren und Damen lachten über diesen Einfall und meinten, daß es ihnen lieber wäre, wenn Rübezahl ihre Badehemden in Silber verwandele.

Unter solchem Geplauder verging die Zeit und der Bäckermeister war der Erste, welcher das Bad verlassen wollte. Er verneigte sich. Jäh erschreckt jedoch wich die Gesellschaft von ihm zurück; denn er war schwarz wie ein Mohr geworden. Das Entsetzen wuchs aber noch, als die Badenden sich gegenseitig ansahen; alle hatten

eine tiefschwarze Hautfarbe bekommen. Nur das hübsche, artige Mägdlein, welches den Berliner gewarnt hatte, war weiß geblieben. Das Badehemd desselben aber hatte sich in edles Silber verwandelt.

Die bestürzte Gesellschaft flog in die Badecabinen schlüpfte in ihre Kleider und eilte nach Hause.

Da lagen nun die Frauen und Mägdlein weinend und die Herren fluchend in ihren schneeweißen Betten und wußten sich nicht zu helfen. Als sie aber zur Mittagszeit wieder aus den Federn hervor krochen, da sahen sie mit Genugthuung, daß ihre Hautfarbe wieder ehrsamen Deutschen glich.

Das silberne Hemd des holden Mägdleins ist aber nicht wieder zu Leinen geworden; es ist edeles Metall geblieben und hat dem hübschen Kinde einen vornehmen Bräutigam verschafft.

Die wieder weißgewordenen Mohren haben den Berggeist nicht wieder bei seinem Spottnamen genannt.

13. Die goldenen Schollen.

Vor mehreren hundert Jahren ist einmal ein junger Mann aus fremdem Lande in das Riesengebirge gekommen, um seine Mineraliensammlung zu vervollständigen. Als derselbe auf dem Koppenkegel die Geschichten von dem Berggeist hörte, nahm er sich auch dort einige Erdschollen und verwitterte Steine mit, um dieselben seiner Sammlung einzufügen und seinen Freunden sagen zu können:

„Seht, das sind Sachen von der höchsten Spitze des gewaltigen Riesengebirges, in welchem der Berggeist Rübezahl sein Wesen treibt."

Als er den herbeigeeilten Freunden dieses in seiner Heimath sagte, staunten dieselben die Mineralien an und fanden, daß sie theils gediegenes Gold, theils prächtige Edelsteine waren. Sofort machten sich die meisten davon auf den Weg, um in Rübezahls Goldland zu ziehen, wo sie zwar keine goldenen Schollen, aber wohl eine goldene Aussicht fanden. —

14. Die Diamantpillen.

Eine arme, fieberkranke Frau hatte sich jahrelang mit ihrer häßlichen Krankheit geschleppt, aber nirgend Hilfe gefunden. Endlich rieth man ihr eine Wurzel zur Heilung an, welche in den

Knieholzwäldern des Hochgebirges wächst. Die elende Frau erklomm mühevoll das Gebirge um die betreffende Wurzel zu suchen. Als sie sich aber ermüdet auf einen Baumstock niedergesetzt hatte, trat ein alter Herr zu ihr und erfuhr ihr Vorhaben. Er lachte jedoch über die Wurzelgeschichte und sprach: „Ich kenne ein weit besseres Mittel als dieses gegen das Fieber. Nehmt hier einige von diesen Pillen und die übrigen bewahrt Euch gut auf; denn sie sind ein Vermögen werth.“

Die arme Frau dankte herzlich für die schöne Gabe und wollte dem menschenfreundlichen Herrn zu Füßen fallen. Dieser aber wehrte sie ab und sagte, daß er ein Warmbrunner Doktor sei, der sich später einmal nach ihr erkundigen wolle.

Die Frau nahm sofort einige Pillen und fühlte auch bald deren Wirkung; krank war sie in das Gebirge gegangen und gesund kehrte sie heim. Als sie in ihrem Kämmerlein die übrigen Pillen besah, fand sie, daß dieselben prächtige Diamanten geworden waren, für die sie ein unendliches Geld bekam. Rübezahl hatte sie nicht nur gesund, sondern auch reich gemacht; denn er war der Doktor gewesen.

15. Der seltene Krebs.

In den Gräben des Hochgebirges sind Krebse keine Seltenheit, ja sogar in den Dörfern giebt es solche. Einen ganz seltenen, großen Krebs hat aber einmal eine Stadtgesellschaft gefangen, die in einem Bache krebste und nur Gutes von dem Berggeiste sprach. Der große Krebs wurde mit dem übrigen Fange zusammen in der nächsten Baude in den Topf gesteckt und gesotten. Als derselbe aber verspeist werden sollte, hatte er goldene Scheeren und funkelnde Edelsteine schauten aus seinen Augenhöhlen.

So belohnte der Berggeist die Leute, die von ihm Gutes sprachen und in seinem Reiche niemals den Spottnamen „Rübezahl“ aussprachen.

16. Rübezahl und der Eierhändler.

Ein armer Eierhändler ging einst über das Gebirge. Fünf Schock frischgelegte Eier barg sein Handkorb und er hoffte dafür einen hübschen Groschen Geld zu bekommen. Aber „der Mensch denkt, Gott lenkt!“ Kaum hatte er die Schlingelbaude aus den Augen, da traten zwei bärtige Kerle an ihn heran, die wahre Galgen-

schlingelgesichter hatten. Diese nahmen ihm den Korb sammt den Eiern ab. Bitten und Thränen änderten den Sinn der Räuber nicht. Dieselben drohten sogar, den armen Händler mit ihren Haselknüppeln niederzuschlagen, wenn er sich nicht aus dem Staube mache. Da ging nun der arme Mann mit leeren Händen zurück, seinem Heim zu, wo hungernde Kinder nach Brot schrieen und ein krankes Weib nach Stärkung verlangte.

Müde und gramerfüllt setzte er sich auf einen Stein nieder. Ein lustiger Waidmann kam den Pfad emporgeklommen und hörte des Beraubten Klage.

„Schade, daß ich nicht hier war; ich hätte den Strolchen ihren Weg gewiesen!“

Er nahm sogleich mit dem Händler die Verfolgung der Räuber auf. Aber vergebens; nirgend zeigte sich eine Spur von denselben.

Als nun bergabwärts die Verfolger in einen Wald kamen, gaben sie die letzte Hoffnung auf, die Uebelthäter zu erwischen. Der Händler dankte dem Jäger für seine Bemühungen:

„Wenn der gute Berggeist mein Elend wüßte, der würde mir gewiß meinen Verlust ersetzen und die Bösewichter für den Raub bestrafen!“ Der Andere nickte:

„Das glaube ich auch. Ich kann Dir aber vielleicht auch helfen. Steige hier auf diesen Baum und nimm dir dort aus dem Elsternneste die Eier heraus. Im Thale bekommst Du von Fremden solche Dinge gut bezahlt und Du hast wenigstens einen kleinen Ersatz für die verlorenen Hühnereier.“

Der Händler that nach des Jägers Geheiß und jeder ging seines Weges.

Die Elstereier brachte der arme Mann nun nach Schmiedeberg und kramte dieselben dort aus dem Tuche heraus, in welchem er sie zwischen weichen Moosen sicher gebettet hatte. Laut jubelnd aber schrie er auf; denn die Eier waren in Goldkugeln verwandelt! Er verkaufte dieselben einem reichen Goldschmiede und erwarb dafür — unten im Lande — ein Gut, welches er das Elsternvorwerk nannte. Ein goldenes Ei aber hatte er sich zurückbehalten. Auf diesem war nämlich die Inschrift eingegraben, die er täglich beherzigte und noch auf seinem Sterbebette seinem Sohne predigte:

„Verzweifle in der Armuth nicht
Und bleibe in dem Reichthum schlicht.“

17. Rübezahls Schminke.

Eine häßliche alte Jungfer, die mit allen Leuten schwatzte und über alle Leute klatschte, hatte einst einem Ausschreier den Auftrag gegeben, daß er ihr ein Mittel besorgen solle, welches die Runzeln und Blatternnarben verdecke und die Haut lilienweiß mache. Sie dachte nämlich immer noch, einen Mann zu bekommen, und würde ihr halbes Leben darum gegeben haben, wenn sie bald hätte Hochzeit machen können.

Rübezahl hatte nun den Ausrufer gehört und die Geschichte von der verliebten Jungfer erfahren.

Er begab sich sofort zu ihr und stellte sich als Doktor med. et chir. vor, der ein Geheimmittel besitze, nicht allein alte Mädchen jung, sondern sogar die häßlichste Gans schön und klug zu machen.

Die alte Jungfer hätte den Doktor fast aus Freude umarmt, aber sie sah sich denselben noch zur rechten Zeit an und bemerkte, daß er nicht nur ekelhaft häßlich, sondern auch ihr geschwisterhaft ähnlich war. Das Geheimmittel aber mußte sie erfahren und bot ihm eine schöne Summe Geld für dasselbe. Rübezahl besann sich zwar zuerst, ob er den Kauf schließen solle, endlich aber wurde er mit seiner Partnerin einig. Er gab ihr eine Schminke, strich die Bezahlung ein und ging seiner Wege.

Die Jungfer malte mit der erhaltenen Schminke sofort das Gesicht und stellte sich selbst im Traume vor, wie schön sie werden und wie sie die ihr verhaßten jungen Mädel ausstechen würde in der Männer Gunst. Es kam aber ganz anders. Als sie den nächsten Tag in den Spiegel schaute, sah sie schwarz aus, wie ein Mohr. Sie lief nun zu allen Doctoren der Umgegend und fuhr sogar nach Wien, aber sie blieb schwarz; denn Niemand konnte ihr helfen. Als sie nun einsah, daß sie grundhäßlich und steinalt sei, wurde sie eine Betschwester und blieb bis zu ihrem Tode schwarz.

18. Die Fledermäuse.

Zwei Wilddiebe gingen einst im Hochgebirge auf Beute aus. Rübezahl kannte dieselben schon längere Zeit und beschloß, sie aus seinem Reviere zu vertreiben. Als er sie im Haselholze heranschleichen sah, verwandelte er sich in einen prächtigen Birkhahn, flog auf eine freistehende Birke und balzte, daß es eine Herzenslust war. Die beiden Schleichjäger krochen vorsichtig näher und schossen den Hahn

herunter. Sie packten denſelben in ein Tuch ein und zogen vergnügt bis zur nächſten Schenke, um dem Wirthe die Beute zum Kauf anzubieten. Viele der anweſenden Gäſte hatten noch keinen Birkhahn geſehen und drängten ſich herbei. Als das Tuch geöffnet wurde, war aber der Hahn verſchwunden und dafür lagen eine Menge Fledermäuſe in einem Knäuel. Plötzlich erhoben ſich dieſe Thierchen, flogen in der Stube umher und Gäſten und Wirthsleuten in die Geſichter. Natürlich liefen alle Anweſenden zur Thür hinaus, ſo ſchnell ſie konnten. Dieſer Spaß war aber den Leutchen doch zu arg. Sie fielen in ihrem Grimme über die beiden Wildſchützen her und prügelten ſie tüchtig durch. Dieſelben merkten, daß Rübezahl ihnen ſo böſe mitgeſpielt hatte, und ließen ſich ſpäter weder in deſſen Reviere, noch bei dem erzürnten Schankwirth ſehen.

19. Rübezahl, Bauer und Gaſtwirth.

Ein armer Bauer aus den Hinterdörfern iſt einſt in das Thal herabgekommen, um eine Fuhre buchenes Holz zu verkaufen. Als er in einem Gaſthauſe ausſpannte, gefiel dem Wirth das Holz. Er ſtellte ſich deshalb zu dem Bauern an den Schenktiſch, ſetzte ihm eine Flaſche Schnaps vor und klopfte ihn freundſchaftlich auf die Schulter.

„Ich werde Dir Dein Holz abkaufen. Du brauchſt alſo nicht erſt in der Stadt herumlaufen und einen Käufer ſuchen.

Das Bäuerlein war damit einverſtanden, denn daheim warteten Weib und Kind auf das Geld, um dafür Winterſachen auf dem Jahrmarkt zu erhandeln.

Der Bauer trank ſeinen Schnaps und der Wirth eilte geſchäftig hin und her. Die Flaſche wurde allmählich leer, der Wirth füllte ſie wieder und lachte.

„Wir ſprechen bald von dem Preiſe. Du mußt aber noch eine halbe Stunde Geduld haben, bis meine Frau kommt.

Einſtweilen fing bei dem Bauer der Schnaps zu wirken an. Er miſchte ſich unter die anderen Gäſte, fing in ſeinem Rauſch zu ſchimpfen an und beläſtigte dieſelben.

Dies hatte der Wirth vorausgeſehen. Er ergriff den Betrunkenen und warf ihn zur Thüre hinaus. Das Holz hatte der Hausknecht bereits abgeladen, Geld dafür war aber dem Bäuerlein nicht

Der Kachelfall.

gezahlt worden. Als dieses nun seinen Rausch ausgeschlafen hatte, verlangte es Bezahlung. Der Wirth stellte sich zuerst ganz unwissend, dann schrie er den armen Mann aber böse an.

„Heller für Pfennig habe ich Dir Dein Holz baar bezahlt. Was kann ich dafür, wenn Du Dir das Geld in der Betrunkenheit stehlen läßt. Ich habe sogar den Schnaps noch nicht mit verrechnet, den Du trankst und werde mir Deine Pferdedecke behalten, bis Du meine Forderung beglichen hast."

Der arme Bauer mußte ohne Geld den Heimweg antreten. Als er durch den Wald im Gebirge fuhr, begann er laut zu weinen und schalt sich wegen seines Leichtsinnes. Ein lustiger Jägers-

Digitized by Google

mann hörte des Mannes Leid, winkte ihm, den Wagen anzuhalten, und ließ sich den Streich des schurkischen Gastwirths erzählen. Als der Bauer geendet hatte, schlug der Jäger mit seinem Stocke zornig auf einen Radreifen, so daß goldene Funken umhersprangen, und reichte dem Bauer die Hand.

„Den Wirth werde ich für seine Schlechtigkeit bestrafen und Dir will ich den Schaden ersetzen; denn ich bin der Berggeist, der aus Wurzeln Gold machen kann."

Er gab dem Bauer eine Wurzel und schickte ihn heim, wo derselbe wirklich eine Rolle Goldstücke in der Tasche fand. Rübezahl begab sich des anderen Morgens aber in die Stadt und sprach bei dem Gastwirth vor.

„Ich bin ein tüchtiger Arbeiter und habe gehört, daß Du eine Klafter Buchenholz klein zu hacken hast. Du könntest mir diese Arbeit überlassen; denn ich brauche Brot für meine Kinder."

Der Wirth sah sich den strammen Mann an und nickte.

„Die Arbeit will ich Dir schon zulassen, aber Geld dafür gebe ich dir nicht; denn die Zeiten sind schlecht und das bischen Geld, was man einnimmt, muß man festhalten.

Du kannst Dir aber so vieles Holz mitnehmen, wie Du erträgst und dich tüchtig satt bei mir essen."

Der Arbeiter nickte langsam mit dem Kopfe.

„Ein Paar Kreuzer Geld wären mir schon lieber gewesen, als das Holz. Wenn Du aber durchaus mir nur Holz und Essen geben willst, so muß ich eben damit fürlieb nehmen."

Als Rübezahl nun das Holz angewiesen erhielt, zog er ein Bein aus der Hüfte und schlug in wenigen Augenblicken die sämmtlichen Buchenscheite zu kleinen Stücken.

Der Wirth wunderte sich, daß die Arbeit so rasch gethan war, gab dem fleißigen Arbeiter einen kleinen Teller Essen und dachte, man muß den Mann sich nicht von vornherein verwöhnen, den kann man öfter brauchen.

Rübezahl schüttelte aber gewaltig den Kopf.

„So haben wir nicht gewettet, Meister! Ich will mich satt essen und dazu brauche ich mehr."

Der Wirth meinte jedoch, daß er seinen Arbeitern niemals größere Portionen gäbe und: er solle sich nur am Buchenholze schadlos halten.

Dies ließ ſich Rübezahl nun nicht zweimal ſagen. Er trat in den Hof hinaus und packte ſich die kleingeſpaltene Klafter Holz bis auf das letzte Scheitchen auf den Rücken. So beladen ſtellte er ſich vor den Wirth und lachte, daß es dem ſchlechten Menſchen durch Mark und Bein ging.

„So gehe ich ſchadlos aus und der Bauer, den Du betrogen haſt, auch.“

Der Wirth zitterte am ganzen Körper und nahm ſich vor, keinen Menſchen fürder zu betrügen. Der Bauer fand aber desſelben Tages das Buchenholz wieder in ſeinem Wald.

20. Rübezahl, Glaſer und Müller.

In der heißen Jahreszeit ging einſt ein Glaſer über den Kamm des Rieſengebirges. Die Sonne drückte ihm gewaltig auf den Rücken, der ſchon an der Laſt böhmiſchen Glaſes zu tragen hatte, welches in einer Hocke wohlgeborgen war.

Rübezahl ſah den müden Wanderer und bemerkte, daß er ſich nach einem Ruheplätzchen umſah. Sofort duckte er ſich zuſammen und verwandelte ſich in einen Stein. Kaum hatte der Glaſer denſelben bemerkt, da ſchritt er auf ihn los und ſetzte ſich. Doch der Stein verſchwand plötzlich in der Erde, der Glaſer fiel auf den Rücken und rings um ihn herum die Scherben ſeines Glaſes.

Der arme Mann begann nun laut zu klagen; denn er hatte ſein letztes Geld mit dem Glaſe verloren und wollte verzweifeln. Als nun Rübezahl das Unglück ſah, was er angerichtet hatte, regte ſich ſein Mitleid. Er erſchien in der Geſtalt eines Bauers vor dem Klagenden und ſagte, daß er ihm das Glas doppelt und dreifach erſetzen wolle. Er ſei nämlich der Berggeiſt und brauche grade einen biederen Menſchen, um den ſchuftigen Müller im nahen Dorfe zu beſtrafen, der den armen Menſchen ſchlechtes Mehl für gutes Korn und leichtes Brot für ſchweres Geld gebe. Er befahl dem Glaſer, das Rückengeſtell mit Kieſelſteinen zu füllen und ſich ihm auf den Rücken zu ſetzen. Als der Glaſer dem Gebote nachgekommen war, ſaß er auf einem Eſel und dieſer lachte laut auf.

„Du darfſt Dich nicht fürchten, Glaſerlein! Ich werde Dich ganz friedlich bis zur Thalmühle tragen und dort wirſt Du mich für etwa zwanzig Gulden dem Müller verhandeln. Du ſackſt Dir das Geld ein und trollſt fort.“

Der Ritt auf dem ſchmucken Eſel war ganz nach des Glaſers Geſchmack. Der Müller ſtand unter der Thür, als der Reiter angetrabt kam. Er ſtülpte ſeine Zipfelmütze auf das rechte Ohr, ſah mit Kennerblicken auf den Eſel und winkte dem Reiter.

„He! was gilt der Graue. Ich möchte einen Mühleſel erſetzen.“

Dem Glaſer kam dieſe Anſprache nach ſeinem Wunſch.

„Warum nicht gar! Zum Säckeſchleppen iſt mein Hanſel zu ſchwach. Zum Reiten würde ich ihn Dir aber verkaufen; Dich und Deine lange Zipfelmütze trägt er ſchon.“

Fünfzehn Gulden und einen Einkaufstrunk bot der Müller für das Thier. Der Glaſer wollte mehr haben, wurde aber endlich handelseinig. Er nahm ſein Geld und zog ab.

Der Müller übergab den Eſel ſeinem Knechte.

„Nimm den Grauen und gieb ihm von dem verſchlämmten Heu zu freſſen; denn lange wird er bei mir nicht ſtehen. Wenn er von dem Schlamme krank wird, ſo iſt das Nachbar Veitens Sache, der ihn kaufen wird. Dreißig Gulden koſtet das Vieh und bei zehn Gulden Verdienſt geht es wieder weg.“

Der Knecht führte den Eſel in den Stall und warf ihm übelriechendes Heu vor. Der Eſel aber ſchnupperte daran und ſchüttelte ſich.

„Nimm nur das Zeug wieder fort; ich eſſe kein Heu, ſondern nur Braten und Kuchen.“

Einen wirklichen Eſel hatte der Knecht doch noch nicht ſprechen gehört, um ſo größer war deshalb ſein Schreck. Er lief zu dem Meiſter und berichtete ihm das Vorgefallene mit aufgehobenen Händen.

Der Müller jedoch ballte ſeine Zipfelmütze vor Vergnügen in den Händen.

„Dieſe Art Eſel, wie Du einer biſt, die träumt und ſpricht ſolches dummes Zeug, aber der Graue im Stalle nimmermehr.“

Der Knecht betheuerte, daß er die Wahrheit geſprochen habe, und erklärte, allein den Stall nicht mehr betreten zu wollen.

Nun ſchimpfte der Meiſter den armen Knecht tüchtig aus und ging in den Stall. Kaum hatte ihn aber der Graue erblickt, ſo nickte er mit dem Kopfe.

„Es mag Dir komiſch vorkommen, daß ich reden kann, aber es iſt eben nicht anders; ich bin nämlich auf der Hochſchule in Prag geweſen und habe dort Weintrinken, ſowie Braten- und Kuchen-

Mannstein im Hain.

Käse und Brot im Hain.

essen gelernt. Auch auf Stroh schlafe ich nicht, sondern in Federbetten."

Zuerst war der Müller sprachlos vor Staunen, bald gewann jedoch der Geiz die Oberhand.

„Na, da kann ich Dich nicht gebrauchen; denn zu solchem Fressen wäre mir mein eigenes Kind nicht zu Nutze! Der Hallunke, der Glaser, hat mich mit Dir betrogen. Aber, warte nur, ich gebe Dich ihm zurück und finde den Betrüger gewiß unter dem Teiche in der Schänke."

Er sattelte schnell den Esel und ritt dem Glaser nach. Auf dem Wege schlug er erbarmungslos auf das Thier und kneifte es wüthend mit den Beinen. Der Graue ließ sich dies aber nicht lange gefallen, sondern fing laut zu schreien an.

„Du bist ein Vieh- und Menschenschinder, der jetzt seine Strafe erleiden soll. Die Menschen betrügst Du mit schlechtem Mehl und leichtem Brote und die Thiere quälst Du ohne Erbarmen."

Pfeilschnell sprengte der sprechende Esel nun einen Berg hinunter und auf einen Teich zu. Der Müller sah seinen sicheren Tod und bat und fluchte. Der Esel ließ sich jedoch in seinem Laufe nicht bändigen. Er sprang mit dem auf seinem Rücken festgewachsenen Reiter in den Teich. Der Müller fing nun von Neuem an jämmerlich zu schreien und zu bitten und versprach, in seinem Leben nie wieder die Thiere zu quälen, noch die Menschen zu betrügen. Er leistete einen heiligen Eid, sein Versprechen zu halten.

Als er kaum den Schwur gethan hatte, saß er auf einem Ballen Leinwand und der Esel war verschwunden. Er dankte Gott für seine Rettung und ging heim. In der Leinwand fand er sein Geld wieder und noch gute Räthe auf den Lebensweg. Er hielt sein Wort und wurde ein geachteter Mann, den Rübezahl später noch oft mit Wohlthaten belohnte.

Der arme Glaser war glücklich in seiner Heimath angelangt und hatte in seinem Rückengestell viele tausend Goldstücke gefunden; denn Rübezahls Kieselsteine waren zu lauterem Golde geworden und enthoben den braven Mann jeder Lebenssorge.

21. Rübezahl, Hans und Ritter.

Im Hochgebirge wohnte einst ein böser Ritter auf einem festen Schlosse, der sich die Zeit damit vertrieb, seine Untergebenen nutzlos zu quälen. Einst rief er den Bauer Hans, einen Insassen seines Dorfes, herbei und befahl ihm, eine Rieseneiche mit Strunk und Stiel in den Burghof zu schaffen. Hans stellte dem Herrn vor, daß er mit seinem mageren Gaule ihm immer gern zu Diensten sei, aber Unmögliches nicht vollbringen könne.

Der Ritter ließ die Peitsche auf des Bauers Rücken fallen und stieß wüthende Flüche aus.

Er rief seinen Burgvoigt und befahl demselben, den Hans am Abend aufzuhängen, wenn die große Steineiche von dem Galgenberge bei Sonnenuntergang nicht am Burghofe läge.

Schweren Herzens trollte der Bauer mit seinem Pferde in den Busch, wußte aber nicht, wie er das Unmögliche möglich machen solle. Als er traurig und nachdenkend vor dem Riesenstamme der Eiche stand, trat ein graubärtiger, ehrwürdiger Greis zu ihm und frug, was er vorhabe. Hans erzählte des Ritters unbilliges Verlangen und empfahl dem Greise sein Weib und Kind, wenn der Burgherr seine Drohung wahr machen sollte. Der Greis schüttelte jedoch sein silberweißes Haupt.

„Die Eiche werde ich dem Herrn zur Stelle besorgen und Du wirst für die Deinen noch lange selbst sorgen können."

Als er diese Worte gesprochen hatte, riß er die Rieseneiche wie einen Hanfstengel aus der Erde und warf dieselbe vor des Ritters Schloß. Dieser wunderte sich, wie der Hans die Eiche angefaßt haben mochte, und wollte auf den Burghof eilen. Aber

die Aeste der Eiche versperrten das Portal, so daß Niemand hinein und heraus konnte. Der Burgherr mußte eine Thüre auf der entgegengesetzten Seite ausbrechen lassen, um einen Ausgang zu haben. Rübezahl drohte, den ganzen Wald auf die Burg zu werfen, wenn der Herr nicht aufhöre, die Bauern zu quälen. Als dies der böse Ritter hörte, ergriff ihn eine große Furcht, er änderte seinen Lebenswandel und zog weit fort, hinunter in das Land. Dem Haus aber gab er Hof und Aecker zu eigen, wo die Rieseneiche am Galgenberge gestanden hatte.

Der Hainfall.

22. Rübezahls Tanzplatz.

Auf dem Wege zum Hainfalle liegt ein waldumkränzter Wiesenplatz, welcher Rübezahls Tanzplatz genannt wird. Dort soll der Bergalte oft große Festlichkeiten geben; es wird getanzt und gejubelt. Dazu spielt auf dem kleinen Felsenblocke unter dem Strauchwerke die Musikkapelle. Bockfuß und Kuhbein spielen die Solis und der

Gehörnte dirigirt. Von weitem haben die Menschen den Koboldtanz wohl schon manchmal belauscht, auf den Tanzboden aber hat sich nur ein einziges Mal ein Fuhrmann gewagt. Denselben hat aber eine solche Angst vor der Musik und dem teuflischen Hohngelächter der Tänzer erfaßt, daß er auf und davon gelaufen ist und sein Leben lang die Musik gehaßt hat.

23. Der enthauptete Rübezahl.

Einst hatten die Städter einen Bauer in Haft genommen und unschuldig zum Tode verurtheilt. Daheim weinten die Seinen und klagten dem Berggeiste ihr Unglück. Rübezahl ging aber in den Kerker zu dem Verurtheilten und schickte ihn heim. Er selbst nahm die Ketten an seine Hände und harrte als armer Sünder der Hinrichtung. Als die Henker ihn zum Richtplatze schleppten, lachte er höhnisch und beschimpfte sie. Auf dem Richtplatze hatte sich aber vieles Volk versammelt und diesem rief er zu, daß er unschuldig gemordet werde. In dem Volke regte es sich zu seinen Gunsten, die Henker beeilten sich aber und schlugen dem höhnischen Gesellen mit Herzenslust den Kopf ab. Die herzlosen Schergen erschraken aber; denn nicht ein Menschenkopf, sondern ein Krautkopf war von dem Rumpfe getrennt worden und ein mächtiger Krautstrunk lag neben dem Richtblocke.

Das Volk sah in dem Vorgange ein Gottesgericht, weil man einen Unschuldigen gerichtet habe, und forderte die Abschaffung der Todesstrafe.

Viele hundert Jahre ist auch dann kein Mensch mehr in jener Stadt hingerichtet worden.

24. Rübezahl und die Handwerksburschen.

Zwei arme Handwerksburschen zogen einst über das Hochgebirge. Sie wollten nach dem Süden ziehen, um dort ihr Glück zu versuchen; denn in Schlesien hatte das Handwerk durch die schrecklichen Hussitenkriege schwer gelitten und lag fast ganz danieder. Am großen Teiche ruhten sie aus und nahmen ihr Frühstück aus dem Ränzel, um sich zu stärken. Obwohl sie nur knapp mit Brot und Wein versehen waren, boten sie dennoch einem anderen Wanderer, der sich zu ihnen gesellt hatte, davon an. Der Fremde hatte Hunger und war erfreut, daß die Burschen ihn nicht darben ließen. Er

frug sie, woher sie kämen und wohin sie gingen. Als er ihre Absicht vernahm, in fremde Lande zu ziehen, rieth er ihnen davon ab. Er sagte, daß er ein alter Wanderer sei und gefunden habe, daß man im Auslande auch nicht das Gold in Haufen verdiene, vielmehr oft ärmer in das Vaterland wiederkehre, wie man fortgegangen sei! Das alte Sprichwort bliebe eben ewig wahr:

„Bleib' im Lande und nähr' dich redlich."

Die Handwerksburschen pflichteten dem Fremden bei. Sie sagten, daß es ihnen nicht in den Sinn kommen würde, auszuwandern, wenn sie Arbeit in der Heimath bekämen, oder Geld geliehen erhielten, daß sie selbst ein eigenes Haus gründen könnten. Wer sollte ihnen aber dazu verhelfen?

Der Fremde sah ernst auf die schmucken Burschen und klopfte den Einen auf die Schulter.

„Ihr seid zwei brave Jungen; den letzten Rest aus Brotsack und Flasche theiltet ihr mit einem Fremden, von dem ihr glaubtet, daß er Euch nichts wiedergeben könne. Dies thun nur gute Menschen, deren es leider sehr wenig giebt. Ich will Euch deshalb belohnen. Nehmt Euch jeder hier einen Haselstock und füllt Eure Taschen mit Glimmerschiefer an. Unten im Thale gebt dieses Zeug dem reichsten Kaufmann, der mein Freund ist, und es wird Euch geholfen sein. Die Handwerker wußten nicht, was sie denken sollten, thaten aber nach des Fremden Wunsch und zogen mit herzlichem Dank zurück nach dem Thale. Dort frugen sie nun nach dem reichsten Kaufmann. Man nannte ihnen den Geldwechsler in der nahen Stadt. Sofort begaben sie sich zu dem Manne hin, richteten den Gruß von seinem Freunde im Hochgebirge aus und erzählten, was dieser ihnen auftrug.

Der Kaufmann lachte laut auf.

„Ich habe keinen Freund im Gebirge und der Fremde wird sich mit Euch wohl einen schlechten Spaß gemacht haben."

Die beiden Burschen sahen sich erschreckt an, konnten aber nicht glauben, daß der fremde Wanderer sie angeführt habe, und baten den Kaufmann, sich nur zu besinnen, ob nicht dennoch ein Freund von ihm im Gebirge sei.

Der Geldwechsler lachte aber wieder.

„Das müßte grade der Berggeist sein, von dem ich schon sehr vieles Gute gehört und gesprochen habe."

Die Handwerker wollten schon betrübt fortgehen, als dem Kaufmann einfiel, den Glimmerschiefer zu sehen. Als die Burschen denselben auf den Zähltisch schütteten, sahen sie mit freudigem Staunen, daß der Glimmer zu reinem Golde geworden war. Der Kaufmann fand auch, daß die vermeintlichen Haselstecken von gediegenem Golde waren, er kaufte den Burschen das blanke Metall ab und bezahlte es ehrlich. Die Burschen wußten nun, daß der Fremde der Berggeist war. Sie gelobten, sein Geschenk, welches sie zu reichen Leuten machte, gut zu verwenden und brave Meister zu werden.

25. Rübezahl und der Raubritter.

Ein Raubritter trieb seit langer Zeit sein Unwesen in dem schönen Riesengebirge. Rübezahl erfuhr die Gräuelthaten desselben von den Wanderern und von den Bauern, die er arg mißhandelte und beraubte. Als nun der Berggeist den Wegelagerer einst in dem Hinterhalte gewahrte, wo er mit seinen Knappen einer Reisegesellschaft auflauerte, beschloß er, ihn zu bestrafen. Sofort rief er seine Kobolde herbei und verwandelte sie in Ziegen. Er schritt nun, wie ein Hirt, mit seiner Heerde den Weg bergabwärts, an welchem der Räuber auf Beute harrte. Die schönen Ziegen gefielen dem bösen Ritter. Er befahl, den Hirten zu binden und die Ziegen auf seine Burg zu treiben. Der Hirt wehrte sich aber tapfer und schlug mit seinem Stabe die Knappen zurück. Ergrimmt stürzte der Ritter auf denselben los, aber sein Schwert fiel klirrend in Stücke, als es mit voller Wucht auf den Kopf des braven Ziegenhirten gesaust war. Wie ein Sturmwind stürmten nun die Ziegen auf die Wegelagerer los, sprangen auf deren Pferde und schlugen Ritter und Buben ganz jämmerlich, so daß ihnen für alle Zeit das Rauben und Wegelagern vergangen ist. Sie merkten wohl, daß der Ziegenhirt Rübezahl selbst war, und zogen weit fort, in das flache Land.

26. Der Baudenwirth.

Rübezahl hatte einst eine verlassene Baudenwirthschaft bezogen, um die Fremden zu necken. Eines schönen Tages kehrte eine große Gesellschaft, Herren und Damen, bei ihm ein und verlangten Essen, Trinken und Nachtlager. Rübezahl machte den Fremden viele Verbeugungen und betheuerte, daß sie bei ihm auf das Beste aufgehoben sein sollten. Nun war aber ein Gastwirth aus einer

großen Stadt unter der Gesellschaft, welcher den Wirth ärgerte. Er tadelte nämlich Essen und Trinken und schimpfte, daß die Zimmer zu schlecht und die Bedienung zu langsam sei.

Rübezahl entschuldigte sich höflich und meinte, daß er bald die besseren Zimmer würde geöffnet haben, wenn ihm der Herr von vornherein gesagt hätte, daß er ein Fürst sei, was er jetzt erst durch seine Ansprüche errathen könne.

Die anderen Reisenden lachten darüber und merkten wohl, daß der Wirth den fremden Gast durchschaute und zum Besten hatte. Dieser schimpfte aber weiter und wollte die besseren Zimmer sehen.

Rübezahl klopfte an die Wand und es öffnete sich eine Thür, welche in einen prachtvollen Saal führte, der in seiner Mitte eine lange Speisetafel hatte, die mit silbernen und goldenen Schüsseln bedeckt war. Er forderte die Gesellschaft auf, Platz zu nehmen und klopfte wieder an die Wand. Nun sprangen aus einer Thür dreizehn schöne Pagen in prächtigen Anzügen hervor und überreichten den Gästen in goldenen Pokalen, die mit Wappen des türkischen Kaisers geziert waren, den edelsten Wein, der aus Holzklötzern lief, welche an der Wand des Saales lagen. Rübezahl entfaltete in seiner Wirthschaft überhaupt eine fürstliche Pracht. Der fremde Gastwirth behauptete aber prahlerisch, daß er daheim noch besser aufwarten könne. Ein anderer Gast gerieth deshalb mit ihm in Streit und behauptete, daß dies eine grobe Unwahrheit sei. Hitzig stritten die Beiden hin und her, bis der fremde Wirth laut schrie, er wünsche, daß dem schlechtesten Wirth in der Gesellschaft Ochsenhörner wüchsen. Kaum hatte er aber dies gesprochen, da wuchsen ihm Hörner aus dem Schädel und der Kopf formte sich zu einem Rinderhaupte um. Laut ertönte an der Tafel sein Brüllen, welches aber kein Mensch verstehen konnte.

Die Gesellschaft gönnte dem albernen Prahler sein Geschick und zechte fröhlich weiter. Die Gattin des Ochsenhäuptigen merkte jedoch, daß der Berggeist die Verwandlung bewerkstelligt habe, und gab dem bösen Rübezahl viele abscheuliche Namen. Dafür wuchs aber auch ihr ein Horn nach dem andern aus dem Kopfe und bald waren die beiden Gatten einander würdig. Nun nahm das Gemuhe der beiden Bestraften und das Gelächter der anderen Gäste kein Ende, bis alle bezecht waren und einschliefen.

Am anderen Morgen war aber die Baudenwirthschaft verschwunden, die Gäste lagen im feuchten Grase und die Köpfe des vorlauten Ehepaares hatten wieder ihre alte Form angenommen.

Wenn man Rübezahls Neckereien nicht schon so oft gehört hätte, könnte man fast glauben, daß die Reisegesellschaft, ohne Rübezahls Baude gesehen zu haben, betrunken in das Gras gefallen sei und die ganze Geschichte blos geträumt hätte. Das ist aber nicht anzunehmen.

27. Die Ziegenliese.

Bei einem Müller im Hochgebirge diente einmal eine sehr hübsche dralle Magd, die sich mit jedem jungen Burschen neckte und eine sehr leichtfertige Dirne war. Einst ging dieselbe in das Heu auf die Waldwiese und sang dabei Spottlieder auf den Berggeist Rübezahl. Als sie eifrig das Heu in Kappen setzte, ehe sie den Heimweg am Abend antrat, fand sich ein schmucker Bursche zu ihr und neckte sie.

„Liese, würdest Du mir einen Kuß geben, wenn ich der Berggeist wäre?“

Die Liese schüttelte energisch den Kopf.

„Den Popans küßte ich nicht, er möchte machen, was er wollte; der alte Isegrimm kann sich ja seine Hexen küssen lassen.“

Sie schimpfte immer ärger, ließ sich dabei aber von dem jungen Burschen an dem Kinn fassen und einen tüchtigen Kuß geben. Als dies jedoch kaum geschehen war, veränderte sich der junge Mensch in den leibhaftigen Berggeist. Er stand mit drohender Miene vor der erschrockenen Magd und zeigte auf ihr Kinn. Die Liese lief nun, was sie laufen konnte, dem Dorfe zu. Als sie aber bei einem Haufen bekannter Burschen vorüberkam, ertönte ein tolles Gelächter:

„Die Liese ist am Kinn behaart,
Seht nur den langen Ziegenbart!“

Jeder Mensch sah dieses Bärtchen schon von weitem, die Liese selbst konnte es aber weder fühlen, noch im Spiegel sehen. Ueberall aber wurde sie verhöhnt und die Ziegenliese geheißen. Als sie die frommen Patres im Grüssauer Kloster um Rath frug, soll der Bart unsichtbar gewesen sein. Dieselben haben sie wegen ihres Aberglaubens tüchtig ausgelacht. Als sie aber wieder in ihr Dorf kam, tönte und summte es wieder an allen Ecken in ihre Ohren:

„Die Liese ist am Kinn behaart,
Seht nur den langen Ziegenbart."

Und den Bart hat das arme Ding behalten müssen und ist bis an ihr Lebensende die Ziegenliese genannt worden.

28. Rübezahl und der Barbier.

Mit struppigem Bart und wirrem Haupthaar, ein echter Wilderer, trat Rübezahl einst in ein Barbiercabinet.

Der Bartscheerer und seine anwesenden Kunden lachten über den grimmigen Gesellen.

Rübezahl aber setzte sich unaufgefordert auf einen Polstersessel.

„He, Meister, würdet Ihr das Kunststück fertig bringen, mir Bart und Kopfhaar in Ordnung zu machen? Es soll Euch wahrlich nicht gereuen!"

Der feine Haarkünstler schien wenig Lust dazu zu haben, die Aussicht auf einen guten Verdienst machte ihn jedoch willig.

„Nun, ein Kunststück scheint mir solche 'Arbeit wirklich zu sein, aber grade deshalb will ich dieselbe thun; meine Kunden sollen sehen, was ich kann."

Rübezahl legte einen Fünfguldenzettel auf den Spiegeltisch und ließ die Schur beginnen.

Das war aber ein schweres Werk. Eine Scheere nach der anderen versagte den Dienst und der Barbier gerieth bei seiner Anstrengung in den Schweiß. Endlich war der Kopf geschoren und gescheitelt, an den Bart wollte der Meister aber nicht heran.

„Steckt Euer Geld wieder ein und laßt Euch dafür einen Anderen den Bart scheeren, ich bin müde."

Rübezahl redete dem Meister gut zu und verdoppelte die Zahlung.

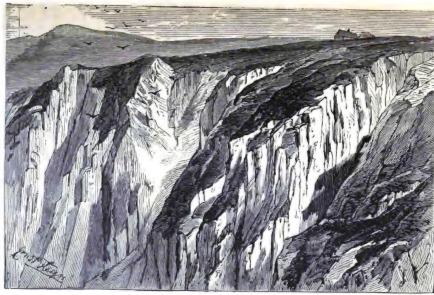
Der Barbier besann sich nicht länger.

„Zehn Gulden sind viel Geld! Dafür kann man schon noch einmal probiren."

Wieder kam dem guten Manne der Schweiß hervor und Messer auf Messer wanderte stumpf auf den Tisch. Endlich war auch diese Arbeit gethan. Rübezahl stand auf, schüttelte dem Barbier die Hand und verließ wie ein Salonmensch das Zimmer.

Der Meister sah ihm nach und wischte sich die Stirn ab.

„Einen solchen Kopf habe ich in meinem Leben noch nicht geschoren und gesehen."



Die kleine Schneegrube.

Digitized by Google

Er hob einen Büschel des struppigen Haares von der Dielung empor, um ihn in das Kamin zu werfen.

Erstaunt aber hielt er denselben fest; er war zu gediegenem Gold geworden.

Nun merkte der pfiffige Figaro, wer der verwilderte Gast gewesen sei, er sammelte die goldenen Haare und nannte sich fortan:

„Hoffriseur des Berggeist's."

29. Der goldene Streusand.

Rübezahl hatte sich einst in einen Bettler verwandelt und einen vornehmen Herrn, welcher das Gebirge bereiste, um ein Almosen angesprochen. Der Herr aber schüttelte ablehnend den Kopf.

„Warum arbeitest Du nicht, anstatt zu betteln. Du hast ja gesunde Knochen und bist ein Kerl zum Bäume ausreißen."

Rübezahl erklärte, daß er sonst wohl arbeite, aber längere Zeit krank gewesen sei, und bot dem Herrn ein Säckchen mit Streusand zum Kauf an. Dieser nahm das Angebotene und gab dem Manne zwei harte Thaler mit dem Bemerken, daß er wieder arbeiten solle.

Als nun der Herr in seiner Heimath angekommen war, sagte er seiner Gemahlin scherzend, er hätte ihr einen Beutel Gold von dem Berggeiste mitgebracht. Die Dame band das Säckchen auf und fand wirklich schweren Goldsand darin, der vielen Geldwerth hatte.

30. Die goldenen Stoppelrüben.

Es war einmal dem Berggeiste eingefallen, einem armen Bäuerlein die Stoppelrüben ernten zu helfen. Ein Fuhrmann sah die saftigen Rüben und bat den fleißigen Arbeiter; ihm einige zu schenken, da ihm die Zunge fast ausgetrocknet sei. Rübezahl kam der Bitte des Mannes nach und dieser dankte herzlich. Er ging neben seinem Wagen und verzehrte eine Rübe, die ihm prächtig mundete, die übrigen steckte er in die Tasche und hielt später vor einem Wirthshause. Als er dort seine Pferde besorgt hatte, wollte er sich wieder eine Rübe schälen, erstaunte aber nicht wenig, denn die Rüben waren aus gediegenem Gold. Er sah ein, daß der fleißige Arbeiter der Berggeist gewesen und war demselben von Herzen dankbar.

31. Der Getreidekäufer.

Einſt fuhr ein Bauer mit einer Ladung Getreide über das Gebirge, welche er in Böhmen zu verkaufen gedachte. Als er nun beinahe die Grenze erreicht hatte, begegnete ihm ein ſtattlicher Mann, welcher ihm das Getreide abkaufen wollte. Der Bauer dachte es ſich, daß der Käufer der Berggeiſt ſei, und ließ denſelben ſelbſt den Preis für die Waare ſagen, da er ſchon lange keine Marktpreiſe gehört hatte.

Rübezahl ſah ſich das Getreide an und ließ es in einem einſamen Waldhauſe abladen und ausſchütten. Darauf ging er mit dem Bauer in den Keller und wies ihm mehrere gefüllte Säcke an, die er ſich für ſein Getreide aufladen ſolle. Der Bauer war damit einverſtanden und dachte, ein gutes Geſchäft gemacht zu haben. Rübezahl verbot ihm jedoch, in die Säcke hinein zu ſehen, und befahl ihm, lieber einen davon wegzuwerfen, als ſie zu öffnen, wenn den Pferden die Laſt zu ſchwer werden ſollte. Der Bauer fuhr heimwärts. Bald aber konnten die Pferde die Laſt nicht mehr ziehen und er mußte einen Sack nach dem anderen herunterwerfen, bis nur noch ein einziger übrig war. Aber auch dieſer wurde den Gäulen zu ſchwer und der arme Bauer ſtand rathlos bei dem Geſpann. Endlich ſiegte aber auch die Neugierde in ihm und er band den Sack auf. Nun wurde er aber böſe. Der Inhalt war nämlich Schutt und Aſche, den er zur Hälfte auf die Straße ſchüttete. Er ſchalt auf den betrügeriſchen Berggeiſt und trabte fort. Als er daheim angelangt war, wollte er den Reſt aus dem Sacke in den Hof ſchütten, erſtaunte aber ſehr, denn der Inhalt war prächtiges Golderz. Er erhielt für daſſelbe vieles Geld und ärgerte ſich, daß er keinen Vorſpann geholt hatte, als ſeine Gäule den letzten Sack nicht mehr fortſchleppen konnten. Er ging zwar aus, um die anderen Säcke zu ſuchen, ſeine Mühe war aber vergebens.

32. Rübezahl und der Fuhrmann.

Vor Alters ſoll der Weg von Warmbrunn nach Friedeberg in jämmerlichem Zuſtande geweſen ſein. Rübezahl hatte von Voigtsdorf bis Hahnchen und Krommenau Steine darauf regnen laſſen und von Camenica bis Steinhauſen und Kunzendorf durch Gewittergüſſe große Rillen in denſelben geriſſen. Für Fuhrleute war

es sehr schwer, darauf fortzukommen und die meisten derselben machten einen großen Umweg, um Schwierigkeiten zu vermeiden. Fremde und ortsunkundige Leute verirrten sich aber oft auf denselben. Rübezahl machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, Leute zu belohnen, die auf dem elenden Wege geduldig weiter zogen, ohne auf den bösen Berggeist zu schimpfen.

Eines Tages begegnete er grade auf dem unfahrbarsten Theile des Weges einem Frachter.

„Nun, wohin, Freund? Schwere Ladung auf dem schlechten Wege!“

Der Fuhrmann lüftete den Hut.

„Gott grüß Euch, gnädiger Herr! Nach Friedeberg will ich. Der Weg ist freilich schlecht, aber ich hoffe doch, darauf fortzukommen. Man muß eben tüchtig aufpassen.“

Rübezahl nickte.

„Was habt Ihr denn geladen?“

Der Fuhrmann wies mit der Peitsche nach dem Wagen.

„Felle, Herr.“

Der Berggeist lachte.

„Felle also. Und die bringt Ihr wohl von Warmbrunn?“

„Ja, von Warmbrunn.“

Rübezahl kicherte laut und rieb sich vor Vergnügen die Hände.

„Da habt Ihr gewiß auch das meinige darunter. Ich war nämlich dort Badegast und da haben mir die . . . das Fell über die Ohren gezogen.“

Der Fuhrmann knallte mit der Peitsche.

„Das will ich wohl gerne glauben, aber wie soll ich nur das Fell von den andern erkennen. Ich wollte es Euch gerne wiedergeben.“

Rübezahl griff mit den Händen einen Pack Felle an.

„Eure Felle sind roh, das meinige ist gegerbt; dafür haben nämlich meine Lehrer gesorgt. Ich bin übrigens froh, daß ich es los bin, vielleicht ist Euch mit meiner Haut einmal wohler, dann denkt an mich.“

Der Berggeist verabschiedete sich und ließ den Fuhrmann weiterfahren. Dieser kam aber nicht weit; hinter Kunzendorf brach ihm ein Rad und er mußte umladen.

Von einem Felde hatten Leutchen sein Unglück gesehen. Sie eilten herbei, holten einen anderen Wagen herbei und befrachteten

denſelben mit der verunglückten Ladung. Als der Fuhrmann das letzte Pack Felle von ſeinem Wagen emporhob, bemerkte er unter demſelben ein ausgegerbtes Leder. Er konnte daſſelbe aber nicht in die Höhe heben, weil es zu ſchwer war. Deshalb wickelte er es auf und war erſtaunt und erfreut zugleich, denn in demſelben lag ein großer Silberklumpen.

Der Berggeiſt ſtand plötzlich wieder neben dem Wagen.

„Das iſt mein Fell! Was drin iſt, brauch' mit Verſtand in reiner Hand!"

Ebenſo raſch, wie er gekommen, war Rübezahl auch wieder verſchwunden und der Fuhrmann eilte dankerfüllt mit ſeinem Schatze nach Hauſe. Er ſtellte das Fuhrwerk bald darauf ein und kaufte ſich in der Jauervorſtadt zu Liegnitz das Sieben-Jungfern-Vorwerk; deſſen Beſitzer noch heute das Märlein erzählen, wie ihr Urahn durch den lieben Berggeiſt zu Hab und Gut kam.

33. Die geſtohlenen Pferde.

Im dreißigjährigen Kriege ſtahlen im Rieſengebirge die Söldner Alles, was ſie fortſchleppen konnten. Dies ärgerte den Berggeiſt Rübezahl, deſſen innerſtes Revier ſie nicht einmal verſchonten. Eines Tages wollte er die verhaßten Schweden, welche das Bolzenſchloß zerſtört hatten, beſtrafen. Er verwandelte ſeine Kobolde deshalb in prächtige Pferde, ſich ſelbſt aber in einen Pferdehirten. Er trieb ſeine Heerde bis an die Vorberge hinab, wo ſie die Schweden gewahrten. Nun machten dieſe ſofort einen Raubzug darauf und nahmen die ganze Heerde, trotz des Hirten Bitten. Kaum aber hatten die Diebe die Gäule zuſammengekoppelt, ſo wurden dieſe ſchrecklich wild und bäumten ſich. Die gebräunten Kriegsknechte ſaßen aber feſt und ließen ſich nicht aus dem Sattel bringen. Als dies die koboldartigen Pferde merkten, drehten ſie ſich fortwährend im Kreiſe herum, bis ſie ermüdet zuſammenſanken und verendeten. Die Soldaten aber wurden von unſichtbaren Händen tüchtig durchgeprügelt und fielen ohnmächtig neben die Roſſe. Als ſie wieder zu ſich kamen, waren die Pferdeleichen verſchwunden und ſie merkten mit vielem Aerger, daß der Berggeiſt ſein böſes Spiel mit ihnen getrieben hatte. Obwohl ſie ſonſt furchtbar rüde und frech waren, ſo traute ſich doch Keiner von ihnen, den Berggeiſt zu verhöhnen oder zu verfluchen.

So verschaffte sich Rübezahl sogar bei den wilden Kriegsvölkern Respekt.

34. Der goldene Dolch.

Rübezahl hatte sich einst im Gebirge mit einem Studenten prächtig unterhalten und schließlich denselben gebeten, einen Dolch und einen Brief in der Stadt abzugeben, aber erst im Thale auf die Aufschrift des Briefes zu sehen. Der Student versprach, Alles richtig zu besorgen. Im Thale fand er jedoch, daß die Aufschrift an ihn selbst lautete. Er erbrach den Brief und las, daß er sich mit dem Berggeist unterhalten habe und den Dolch zum Andenken nehmen solle. Der Dolch war aber, als er ihn näher besah, von gediegenem Golde und hatte den Griff reich mit großen Diamanten besetzt.

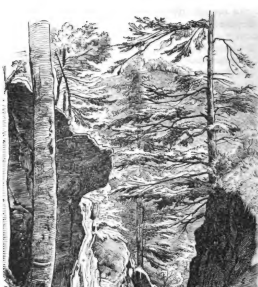
35. Rübezahl und die Vogelschützen.

In Volkenhain soll Rübezahl einst den Schützen einen üblen Spaß gespielt haben. Es war dies noch zu Volkos Zeiten, der ein eifriger Förderer der Schützensache gewesen ist.

Aus weiter Runde waren die geladenen Gäste zu einem Vogelschießen herbeigeeilt. Auch Rübezahl hatte sein Bündel geschnürt und war auf dem Festplatze, der unter der Burgmauer seitwärts vom Hungerthurme lag, eingetroffen.

Zuerst freute er sich über die schmucken Schützen und mischte sich unter dieselben in der Gestalt eines fremden Landmanns. Als aber der Nachmittag anbrach und die Schützen zu tief in die Gläser geguckt hatten, wurde er den berauschten Schreiern bald abhold. Die Musikbande brachte ihn nur noch zum Lachen; denn die Instrumente gaben in den Händen der weinlaunigen Burschen jämmerliche Töne von sich und der Kapellmeister, der mit dem Kopfe auf einem Tische lag, schnarchte den Takt dazu, während der Wind den grauen Filz desselben dem Schankmädel unter die Röckel trieb. Die Schützen machten darüber derbe Witze.

Rübezahl war in seiner Einsamkeit an solche Sachen nicht gewöhnt und erröthete bis unter die Haarwurzeln. Er wendete sich von den Schankständen ab und ging zum Schießstande. Da thronte auf der Stange oben ein schöner Vogel und die Schützen schossen tapfer darauf los, aber die Bolzen gingen vorbei und



Der Höllengrund.

blieben wahrscheinlich irgendwo in der Luft stecken, wenn sie nicht etwa auf die Erde hinter der Stange fielen. Die Schützen fluchten über ihre Ungeschicklichkeit und behaupteten endlich, daß Nixbegabl den Vogel verhext habe. Es wurde nun der Berggeist auf die schnödeste Weise beschimpft und kein guter Faden an ihm gelassen.

Das ärgerte den fremden Landmann und er stellte sich dicht vor die Scheltenden hin.

Digitized by Google

„Mit Verlaub, Ihr Herren! An Euern Fehlschüssen ist nicht der Berggeist, sondern der Weingeist schuld. Der Vogel ist schon zu treffen."

Den waghalsigen Sprecher sah man von allen Seiten scheel an und des Schützenhauptmanns schwere Hand legte sich auf seinen rechten Arm.

„Du Prahlhans, zeig, was Du kannst!"

Er drückte ihm die Armbrust in die Hände und befahl ihm, zu schießen. Der Fremde ließ sich dies nicht verdrießen; er legte an und schoß den Vogel herunter. Nun standen die Schützen da und staunten über die Geschicklichkeit des Landmanns; der Hauptmann hatte den Vogel aufgenommen und der Bolzen steckte wirklich darin. Als aber einer der Schützen den Bolzen aus dem hölzernen Vogel herausziehen wollte, erhob sich dieser, flog in die Höh' und schrie laut und vernehmlich:

„Wer ist nun Vogelkönig?"

Aller Augen suchten den fremden Landmann, derselbe aber war plötzlich aus ihrer Mitte verschwunden. Einige behaupteten, daß er sich gedrückt habe, weil er keine Festzeche bezahlen wollte, Andere aber dachten: „Rübezahl hat die Vogelschützen geäfft!"

36. Rübezahls Feuersteine.

Rübezahl traf einst eine sehr arme Frau im Gebirge, welche Feuersteine suchte. Als er ein Gespräch mit derselben angesponnen hatte, erfuhr er ihre bittere Noth und wunderte sich, daß es Menschen giebt, welche von dem Unglück so schwer verfolgt sind. Er tröstete die Arme und nahm sich vor, ihr zu helfen. Mit Eifer suchte er nach Feuersteinen und fand auch wirklich bald zwei große Stücke, die er der Frau reichte. Diese ging heim und versuchte Feuer zu schlagen. Die Funken aber fielen schwer zur Erde nieder und waren starke Goldkörner. Die arme Frau ahnte, daß der Fremde, der ihr die Steine gab, der Berggeist gewesen sei und dachte mit großem Dank an denselben. Mit den Feuersteinen schlug sie sich aber ein großes Vermögen zusammen, mit dem sie sich ein Wohlleben bis an ihren Tod schuf.

37. Rübezahl und der Juwelier.

Ein reicher Juwelier sah sich einst das Hochgebirge an. Als er in den Anblick des herrlichen Thales versunken, auf einem Fels-

kegel ſtand, geſellte ſich ein alter Mann zu ihm, der herrliche Edelſteine zum Verkauf bot. Der Fachmann lobte die ſeltene Schönheit der Steine und kaufte dieſelben. Bei der Bezahlung reichte ihm jedoch das gewöhnliche Geld nicht aus und der Mann war erbötig, für den fehlenden Reſt ganz ſeltene Goldmünzen zu nehmen, die er bei dem Juwelier gewahrt hatte. Dieſer ging darauf ein und das Geſchäft war abgeſchloſſen; jeder ging ſeines Weges. Nach einigen Stunden begegnete dem Juwelier ein vornehmer Herr zu Pferde und verlangte goldene Ringe und Ketten zu kaufen, welche er auch erhielt. Als nun der Fremde Bezahlung leiſtete, ſah der Juwelier mit Staunen, daß ſich unter dem Gelde die ſeltenen Münzen befanden, die er dem alten Manne gab.

Er frug deshalb den Herrn, wer ihm die Münzen gegeben habe. Dieſer wurde aber darüber aufbrauſend und ſagte, daß er ſich darum nicht zu kümmern habe. Der Juwelier legte daheim ſeine ſeltenen Münzen in einen Kaſten, erſtaunte aber, als er des anderen Tages an ihrer Stelle gewöhnliches gutes Geld fand.

Bald darauf fuhr ein Graf vor dem Juweliergeſchäft vor, kaufte eine Menge Kleinodien und bezahlte wieder mit den ſeltenen Goldmünzen. Der Juwelier merkte wohl, daß Rübezahl in dreierlei Geſtalten ihm erſchienen ſei, und zeigte ſich ungeheuer höflich. Dies war aber auch ſein Glück, denn er hatte bei dem Scherze des Berggeiſtes viele tauſend Gulden verdient.

38. Der goldene Käſe.

Einſt begegnete im Hochgebirge eine arme Landfrau dem Berggeiſte, welcher einen Krug Milch in der Hand trug. Sie ſprach ihn um ein Almoſen an und Rübezahl ſchenkte ihr den Krug mit dem Geheiß, ſie ſolle ſich ſatt trinken und aus der übrigen Milch einen Käſe machen, den ſie in der Stadt gut bezahlt bekommen würde. Die Frau dankte herzlich, trank ſich ſatt und machte daheim aus dem Reſte der Milch einen Käſe. Als ſie dieſen in der Stadt aber verkaufen wollte, ſah ſie mit Staunen, daß er in ihrem Tüchlein zu purem Golde geworden war. Auch der irdene Krug hatte ſich in edles Metall verwandelt. Die arme Frau wurde durch dieſes fürſtliche Geſchenk Rübezahls reich und ihre Bekannten beneideten ſie um ihr Glück.

39. Die Goldkäfer.

Als ein Kräutersammler einst im Hochgebirge mühsam Theestauden sammelte, rief ihm Rübezahl zu, daß er sich lieber die großen schwarzen Käfer von einem Unrathhaufen ablesen solle, er würde sie in der Apotheke gut bezahlt bekommen. Der arme Mann glaubte, daß dies leicht möglich sei, da die Apotheker ja viele Dinge gebrauchen, die er nicht kannte. Er füllte seinen Korb mit den langsamen Kriechern und trat den Heimweg an. Als er aber in seiner Wohnung in den Korb sah, hatten sich die Käfer in Kohlen verwandelt. Betrübt schüttete er den Inhalt aus; denn er hatte seinen ganzen Weg umsonst gemacht. Als er aber genau auf die Kohlen blickte, bemerkte er, daß unter denselben viele Goldkäfer lagen. Er bekam eine Menge Geld dafür, welches ihm gestattete, seine alten Tage im Wohlleben zu verbringen.

40. Rübezahl und der Viehhändler.

Im Hirschberg'schen lebte einst ein betrügerischer Viehhändler. Weit und breit war er als schlimmer Gesell bekannt; wer ein Geschäft mit ihm machte, war über das Ohr gehauen. Er suchte sich namentlich die armen Gebirgsleute auf, handelte von denselben eine gute Kuh für eine schlechte ein und ließ sich viele Gulden Geld dazuzahlen. Die Leutchen sahen zu spät ihren Schaden ein, ihr Jammer aber rührte den Händler nicht.

Rübezahl sah schon lange diesen Gaunereien zu und beobachtete den schlauen Patron wieder, als er ein Bäuerlein in einer Schänke betrunken machte, demselben eine magere Kuh für zwei fette Kühe gab und den sinnlos Betrunkenen noch einen Schuldschein über hundert Gulden unterschreiben ließ. Nachdem der Betrüger die dürre Kuh an den Standbaum vor der Schenke gebunden hatte, trieb er seine fette Beute ab. Bei der nächsten Schänke hielt er an; der Wirth derselben stand unter der Thüre und schwenkte seine Zipfelmütze.

„Willkommen, Bruder! Was Du für schöne Waare bringst!“ Der Händler schmunzelte.

„Schön ist sie, aber auch theuer genug und nicht viel dran zu verdienen. Deine dürre Rothschecke und hundertzwanzig Gulden gab ich dafür.“

Der Wirth konnte sich an den schönen Kühen nicht satt sehen, handelte um dieselben und erstand sie schließlich für hundert und vierzig Gulden.

Unter der alten Ulme, neben der Wirthsstube, wo rohe Tische und Bänke angebracht waren, wurde der Leinkauf getrunken. Der Händler ließ sich auch einen Imbiß gutschmecken, den er sich extra ausbedungen hatte.

Während die Beiden plauderten, kam ein Reiter auf einem prächtigen Pferde einhergesprengt und hielt unter der Ulme.

„He, Wirth! Lasse mir das Pferd hier im Schatten herumführen und bringe mir ein Maaß Ungarwein."

Der Schankwirth eilte zum Hause.

„Michele, Michele! rasch! Führe dem Herrn das Pferd. Schänkin! Schänkin! ein Maaß Ungarwein, von dem alten, dem theuern. Und ein Tischtuch, Schänkin: Es ist ein feiner Herr gekommen."

Der Angekommene setzte sich zu dem Händler, Michele führte den schnaubenden Rappen, der Wirth kam mit dem Maaß Wein, die Schänkin mit dem Tischtuch und der Händler verwandte kein Auge von dem prächtigen Gaule.

Der Fremde kostete den Wein und klopfte dem Wirth auf die Schulter.

„Ein prächtiger Wein, Freund!"

Der Wirth verbeugte sich ohne Unterlaß und drehte die Zipfelmütze in seinen Händen. Die dralle Schänkin stand daneben und wischte sich mit dem Schürzenzipfel den Mund.

Der Fremde schien sich beliebt machen zu wollen, er bestellte für Wirth, Wirthin, Viehhändler und Michele von dem vorzüglichen Wein, leerte selbst ein Maaß nach dem anderen und ließ auch Speisen auftragen.

Der Händler gewahrte bald mit Vergnügen den Rausch des Fremden und frug, ob er ihm nicht seinen Gaul verkaufen wolle. Derselbe zeigte keine Abneigung.

„Meinethalben. Aber fünfhundert Gulden kostet er. Keinen Kreuzer weniger. Und der Wirth nimmt das Geld für mich; ich bin bezecht und kann nicht zählen."

Der Händler besah sich den Rappen und besann sich keinen Augenblick.

„Bei meines Vetters Schlafmütze! Tausend Gulden ist der Gaul im Werth. Für fünfhundert Gulden ist er gefunden. Außerdem lege ich einen falschen Hundertguldenzettel dazu und so kommt er mich netto auf vierhundert Gulden. In Wien gilt das Thier tausend Gulden. Sechshundert Gulden sind verdient.“

Er zog lächelnd den langen leinenen Geldsack aus der Geldkatze, zählte dem Wirth Silbergeld auf und legte aus seiner Brieftasche mehrere Scheine dazu.

„So stimmt es.“

Der Wirth strich das Geld ein und bewahrte es seinem Gaste auf, der unter der Ulme ein Schläfchen machte.

Der Händler schwang sich behend auf den Rappen und sprengte davon.

Des Fremden Schlaf dauerte nicht lange; er rief dem Wirth und forderte das Geld. Dieser zählte bereitwillig die Summe auf, erfuhr aber zu seinem Schreck, daß die Hundertguldennote gefälscht sei.

Wirth, Schänkin und Michele rangen die Hände, schimpften auf den schurkischen Händler und erzählten von demselben ein Dutzend ähnlicher Streiche.

Der Fremde schien über das Gehörte entrüstet, beruhigte aber den Wirth und steckte den gefälschten Schein ein.

„Ich werde den Gauner schon wieder finden.“

Er bezahlte die Zeche, gab der Schänkin die Hand, dem Michele ein Trinkgeld und wollte gehen, gewahrte aber neben der Ulme die beiden schönen Kühe, welche der Wirth von dem Händler erkauft hatte.

„Ei der Tausend. Du hast ein paar schmucke Schecken. Die paßten in meinen Hof.“

Es währte nicht lange, da war ein Handel geschlossen; der Wirth erhielt zweihundert Gulden, schöne Goldstücke, der Fremde die Kühe und Michele trieb dieselben für einen Gulden Handgeld zum nächsten Wirthshaus.

Dort hatte das arme Bäuerlein seinen Rausch ausgeschlafen und wollte aus Aerger über seinen Handel, aus Wuth über den Händler und aus Furcht vor seinem Weibe vergehen. Alle Tröstungen der Wirthsleute waren nutzlos. Als Michele mit den

Kühen ankam, brach das Bäuerlein in helle Thränen aus und erzählte dem fremden Herrn sein Unglück.

Dieser ließ sich die magere Kuh zeigen und fand, daß sie goldene Hörnerspitzen habe. Er bot dem Wehklagenden ein Geschäft an.

„Gieb mir deine Kuh mit den Goldhörnern, nimm diese beiden fetten Kühe dafür und zweihundert Gulden. Du hast dabei keinen Schaden."

Der arme Mann warf sich freudig dem Fremden zu Füßen.

„Du mußt der gütige Berggeist sein! Hab tausendmal Dank. Du hast mir mehr wiedergegeben wie ich verlor. O, was hätte mein Weib dazu gesagt!"

Dem Bäuerlein war geholfen und es zog fröhlich mit seinen beiden Schecken heim. Der Fremde aber, der wirklich der gepriesene und gefürchtete Berggeist war, schenkte die magere Kuh dem Michele, der ihm unterwegs anvertraut hatte, daß er mit der Christel vom Nachbarschänke zusammenziehen wollte, zur Brautgabe. Michele, in dessen Taschen sich auch die Trinkgelder des Fremden zu schweren Goldstücken verwandelt hatten, zog fröhlich heim, der Berggeist aber, der wieder einige Maaß Wein getrunken hatte, legte sich bei dem Gasthause unter einen mächtigen Lindenbaum und schlief ein. Die Wirthsleute beobachteten ihn sorgsam, sie glaubten, daß er noch einige Gulden bei ihnen verzehren würde.

Kaum aber erklang das laute Schnarchen des Schlafenden, da kam der Viehhändler zu Fuß bei dem Gasthause an und tobte.

„Ein vornehmer Herr will der Gauner sein und betrügt mich, wie es kaum der schurkische Rübenzagel aufbrächte! Eine Schindmähre hat er mir für funfhundert Gulden verkauft, die den Koller hat; kaum war ich zwei Stunden geritten, da blieb das Vieh stehen wie ein Stock und war auf alle Arten nicht weiter zu bringen. Ich bin betrogen und will mein Geld zurück haben!"

Der Berggeist wachte bei diesem Gepolter auf und lachte.

„Wie dumm der Mensch ist! Ich hab ihm doch nur den Gaul und nicht die Reitkunst verkauft."

Der Händler gerieth über solchen Spott in eine entsetzliche Wuth, packte den Herrn an einem Beine und zerrte ihn lautschreiend am Rasen dahin.

„Mein Geld heraus! Mein Geld heraus."

Die Anna-Kapelle.

Plötzlich aber verstummte der Wüthende, er stürzte auf das Gesicht und hielt das ausgerissene Bein des Fremden, der ächzend hinter ihm lag, in den Händen.

Nun ergriff den sauberen Patron eine große Angst und er eilte fort, um der Anzeige zu entgehen. Rübezahl aber steckte höh-

nisch lachend sein Bein wieder in die Hüfte, trank noch einige Maaß Wein, die er mit Gold bezahlte, und ging seiner Wege.

Der betrügerische Viehhändler floh weit fort und die Gebirgsbewohner waren von dem Wichte erlöst.

41. Die goldenen Erbsen.

Ein munterer Handwerksbursche wanderte einst über den Gebirgskamm. Seine Taschen waren zwar leer, seine Brust aber voller Lieder. Als er zu einem Quell kam, löschte er sich den Durst mit dem kristallklaren Wasser und füllte seinen Glasbeutel. Unweit davon sah er einen Bauer stehen, der sein herrliches Erbsenfeld beschaute. Der Bursche frug, ob er sich einige Schoten pflücken dürfe, und erhielt die Erlaubiß dazu, doch mit der Bedingung, daß er ein lustiges Liedlein singen sollte. Er ging darauf ein und sang:

„Ich bin ein lust'ger Handwerksmann,
Der hämmern und auch sägen kann.
Doch bei der Arbeit, leicht und schwer,
Sind immer meine Taschen leer;
Denn's geht, was täglich ich verdien',
Des Nachts auf das Vergnügen hin."

Der Bauer lachte tüchtig über das Liedlein und sagte dem Burschen, daß er nur für seine Liebste eine Tasche mit Schoten füllen und ihr einen schönen Gruß von dem Berggeiste ausrichten solle.

Der Handwerker stopfte seine Taschen voll und ging seiner Wege. Als er in der Nachtherberge von des Bauers schönen Schoten und von dem prächtigen Felsenquell erzählte, wünschte der Wirth eine Schote zu sehen, denn er dachte, daß der Bauer der Berggeist gewesen sein könnte.

Der Bursche schüttete seinen Vorrath auf den Tisch und drückte eine Schote auf. Die Erbsen in derselben waren aber gediegenes Gold. Auch in den anderen Erbsentaschen fanden sich Göldkörner vor und der Bursche war zum reichen Manne geworden. Als er in seiner Freude den Glasbeutel hervorzog, um denselben mit Wein füllen zu lassen und des Berggeistes Wohl zu trinken, bemerkte er, daß auch das Wasser sich in Goldsand verwandelt hatte. Er drehte sofort seine Schritte der Heimath zu, brachte seiner Liebsten Rübe-

zahls Gruß und Geschenk und machte bald darauf Hochzeit. Die beiden Häuser, welche er sich in der Stadt kaufte, hieß er zum Andenken an sein Erlebniß „die goldenen Erbsen."

42. Der Botenstock.

Ein Bote hatte einmal seinen Stock an die Thür einer Baude gelehnt und Rübezahl ist auf den sonderbaren Einfall gekommen, sich in denselben zu verstecken. Als nun der Bote seinen Weg weiter fortsetzte, ergriff er ahnungslos seinen Stock und stützte sich darauf, aber der Stock rutschte ab und der Bote fiel auf die Erde. Er besah sich den Stock, es war jedoch sein alltäglicher Gefährte. Als er sich aber wieder auf denselben stützte, rutschte er wieder ab. Verdrießlich legte der Mann nun den Stock auf die Schulter. Derselbe war aber so schwer geworden, daß er ihn nicht mehr ertrug. Nun kam er auf den Einfall, ihn als Steckenpferd zu gebrauchen und der Ritt ging prächtig. Der Stock legte in kurzer Zeit eine Meile zurück und ging besser wie ein wirkliches Reitpferd. Der Bote war darüber sehr erfreut und kümmerte sich nicht im geringsten um das Gelächter der Vorübergehenden. Rübezahl bekam aber den Spaß bald satt. Als der Bote von der Stadt seinen Rückweg wieder antreten wollte, versagte der Stock den Ritt. Er war eben wieder der alte Botenstock geworden.

43. Rübezahl und die Grenzbeamten.

An der kleinen Kapelle, zwischen der Wiesenbaude und dem Brunnenberge, lagerte einst ein Pascher, der mit Waaren über die Grenze gezogen war. Der Ballen, welcher die geschwärzten Gegenstände enthielt, hatte ein tüchtiges Gewicht und der Pascher schien von der schweren Last und dem zurückgelegten Wege völlig ermüdet, Obgleich er ein robuster Mann war. Er hatte seine Kräfte weit über das Maaß angestrengt. Auf seiner Rast übermannte ihn daher der Schlaf und er ruhte so sanft und schlief so fest, als läge er in einem Eiderdunenbett. Von der Geiergucke her aber lugten Grenzbeamte weitum und erschauten den Schläfer. Sein Erwachen war kein angenehmes, denn die Hüter des Gesetzes beschlagnahmten die Waaren und führten den armen Schleichhändler nach dem Zollamte fort.

Rübezahl lag in Gestalt eines vornehmen Herrn, hinter einem Felsblock, an welchem die Beamten ihren Fang vorüberführten. Er grüßte dieselben höflich, erhielt aber nur einen knurrigen Gegengruß und auf seine Frage, ob er sich dem Zuge wohl anschließen dürfte, keine Antwort. Der Pascher allein hatte artig seinen Hut gelüftet und ihm zugenickt.

Der Berggeist ließ sich durch das unwirsche Wesen der Beamten aber nicht abhalten; er schloß sich ihnen an und begann ein Gespräch, welches nach und nach recht eifrig wurde, da er es verstand, die Herren lustig zu machen. Er erzählte Witze und spendete Tabak. Als man nun gar Rast machte und Rübezahl Wein und Imbiß mit seinen Reisegefährten theilte, wurden dieselben sogar höflich. Bald brachten sie aber das Gespräch auf den Berggeist und schimpften auf denselben.

„Der garstige Popans ist nur ein Hirngespinst der dummen Gebirgsleute. Wir sind aus der Hauptstadt hierher versetzt und glauben solche Possen nicht."

Der Pascher, der bisher geschwiegen hatte, ergriff jetzt die Partei des Geschmähten und achtete nicht auf das wiederholte Gebot der Beamten, den Mund zu halten.

Er ereiferte sich vielmehr über dieses Verbot und rief:

„Vielleicht sprecht Ihr noch einmal mit Respect von dem Bergfürsten."

Die Beamten lachten darüber, aber der vornehme Herr pflichtete dem Pascher bei und meinte, daß es ebenso unbillig sei, den Berggeist zu verspotten, als ungerechtfertigt, diesen armen Mann mit sich zu schleppen, ohne den Waarenballen geöffnet zu haben; es sei in demselben gewiß nichts Steuerbares enthalten.

Die Beamten sahen einander an und schüttelten ungläubig die Köpfe.

„Was sollte nur sonst darin sein? Aus Spaß aber wollen wir nachsehen."

Der Pascher mußte seinen Pack öffnen und die Beamten starrten neugierig hinein, stampften aber bald unwillig mit dem Gewehr auf den Boden; denn der Inhalt erwies sich als kleingespaltenes Holz, wie dasselbe die Bergbewohner zum Verkauf fahren. Nun blieb natürlich kein Grund übrig, den Mann auf das Zollamt zu führen, und man ließ ihn seinen Weg ziehen. Der vornehme Herr

bot den Beamten noch eine Prieſe aus ſeiner goldenen Doſe und ging mit dem Paſcher nach Hohenelbe zu. Die Erſteren aber ſtiegen auf die Geiergucke zurück, um auf einen anderen Fang zu lauern. Das ſoll denſelben jedoch nicht geglückt ſein, denn ſie mußten von Rübezahls Tabak auf ihrem Wachtpoſten ſo furchtbar nieſen, daß ihnen das Waſſer aus den Augen lief und ſie nicht drei Schritte weit ſehen ließ. Der Paſcher kam mit ſeinem Ballen glücklich in Hohenelbe an und fand darin ſeine Waaren vor, außerdem in ſeinen Taſchen aber ſo viele Dukaten, daß er es ſpäter nicht mehr nöthig hatte, den gefährlichen Schleichhandel zu betreiben. Und dies mag auch Rübezahl erfreut haben; denn der Bergalte mag den Betrug nicht leiden und iſt den Paſchern immer abhold geweſen.

44. Der Geldverleiher.

Vor langer Zeit iſt Rübezahl unter dem Gebirgsvolke als Geldverleiher bekannt geweſen, der keine Zinſen nahm und bedrängten Leuten gern aus der Noth half.

Eines Tages hatte ſich nun ein Bauer aufgemacht, um von dem Berggeiſt ein Darlehn zu erbitten. Er traf denſelben in ſeinem Luſtgarten und trug ſeine Bitte vor. Fünfzig Thälerchen wollte er geborgt haben und in einem Jahre zurückbezahlen. Rübezahl ging zu einem Felsblock und kam mit einem Geldſacke zurück. Dieſem entnahm er fünfzig Thaler und händigte ſie dem Bauer ein.

Das Bäuerlein zog vergnügt heim und richtete mit dem Gelde die Wirthſchaft wieder auf. Im nächſten Jahre hatte er eine gute Ernte und war in der Lage, das geliehene Geld zurückzahlen zu können. Er machte ſich deshalb auf und ging in Rübezahls Luſtgarten. Dort traf er aber einen anderen Herrn an und frug nach dem guten Berggeiſte, dem er fünfzig Thaler, die er ihm geliehen, zurückbringe. Der fremde Herr nahm das Bäuerlein bei der Hand und ſagte:

„Weil Du ein ehrlicher Mann biſt, kannſt Du Dir das Geld behalten.“

Als er dieſe Worte geſprochen hatte, war er in die Erde verſchwunden. Der Bauer ging heim und öffnete dort ſeinen Beutel.

Nun war aber seine Freude auf das Höchste gestiegen. Die Silberthaler hatten sich nämlich in ebenso viele türkische Goldstücke verwandelt, welche ein großes Vermögen ausmachten.

45. Gevatter Rübezahl.

Ein Arbeiter war schon viele Jahre verheirathet und wünschte sich mit seiner Frau ein Kind; denn die Eheleute glaubten fest an das Sprüchlein „Kinder bringen Segen."

Segen hätten die Leutchen aber brauchen können, denn es sah bei ihnen im Geldbeutel und in der Stube verteufelt windig aus.

Endlich erfüllte sich wirklich der Eheleute Wunsch; der Storch brachte einen strammen Jungen und die Mutter meinte: „Wenn er nur auch den Segen bald mitgebracht hätte." Daran war aber vor der Hand nicht zu denken und der Vater ging aus, Taufzeugen zu bitten. Da ist es nun Sitte, die drei ersten Menschen zu Gevattern zu laden, die dem Vater auf seinem Gange begegnen. Der Arbeiter ging auch auf den ersten Mann, der ihm entgegen kam, zu, und dieser nahm die Gevatterschaft an, bedauerte aber, daß er grade Nichts zur Hand hätte, dem Täufling ein Pathengeschenk zu geben. Er gab dem Vater einstweilen seine Schürze und ein Knieband. Der Mann war über solche Geschenke natürlich nicht sehr erbaut, brachte sie aber doch seiner Frau. Als diese nun die Schürze aufwickelte, fand sie dieselbe mit böhmischen Gulden angefüllt und das Knieband war eine schwere Goldkette. Die Eheleutchen wußten, daß solche Geschenke nur Rübezahl geben kann und dankten demselben von Herzen. Das Geld aber reichte aus, daß der Mann ein eigenes Haus kaufen konnte. Derselbe glaubte bis zu seinem Tode an das Sprichwort: „Kinder bringen Segen."

46. Das köstliche Damenbrett.

Ein Meister auf dem Damenbrett, der vorzüglich Dame, Wolf und Schaf und Mühle spielte, besuchte alljährlich das Riesengebirge. Er wurde in seinem Sommeraufenthalte auch mit Rübezahl bekannt, der oft als vornehmer Herr mit ihm spielte. Einst schenkte ihm der Berggeist zum Andenken ein schönes Damenbrett. Mit demselben hatte der Mann Glück und gewann darauf große Summen Geldes im Spiele. Endlich schlug aber ihm die Glücks-

göttin ein Schnippchen, wandte ihm gänzlich den Rücken und er verlor sein ganzes Vermögen. Wüthend ergriff er nun sein Damenbrett, auf dem er sich zum Bettler gemacht hatte, und schlug es an die Wand, daß es auseinander berstete. Bald gewahrte er jedoch, daß er thöricht gehandelt hatte; denn die schwarzen und weißen Tafeln desselben hatten sich plötzlich in prächtige Edelsteine verwandelt. Die zertrümmerten Brettwände warf er in das Feuer, sie verbrannten jedoch nicht, sondern schmolzen zu einem Goldklumpen zusammen. Nun ahnte er erst, daß der Herr, welcher ihm das Damenbrett geschenkt hatte, Rübezahl gewesen sei.

Er verkaufte das Gold und die Edelsteine und erhielt eine große Geldsumme dafür, die er sicher anlegte. Einen Stein hatte er sich jedoch davon aufgehoben und befolgte den Spruch, welcher darauf stand:

„Kein Spieler ist noch reich gestorben;
Auch Du wärst bald dabei verdorben.
Flieh' nun von heut ab jedes Spiel,
Sonst ist der Bettelstab Dein Ziel."

47. Der Goldmacher.

In früherer Zeit hat es Leute gegeben, welche glaubten, daß man aus der Weißwurzel, welche im Riesengebirge wuchs, Gold machen könne. Rübezahl war aber den Goldmachern sehr gram und strafte jeden, der Weißwurzel holen kam oder Mondkraut herausriß. Ein Goldmacher wußte wohl, daß der Berggeist seine Sorte haßte, er begab sich aber doch auf das Gebirge und suchte in der Mitternachtsstunde Mondkraut und Weißwurzel. Plötzlich erschien jedoch der Berggeist und jagte ihn fort. Er warnte ihn, je wieder sein Revier zu betreten. Der Goldmacher aber probirte doch wieder und Rübezahl ertappte ihn auch dieses Mal. Er ließ es jedoch abermals bei einer Warnung und der Goldmacher ging unbeschädigt heim. Es erwachte aber bald zum dritten Male in dem Manne der Wunsch nach Weißwurzel und er begab sich an einen ganz anderen Ort im Hochgebirge, wie ehedem.

Als er aber dort emsig nach Wurzeln suchte, ertönte ein schreckliches Gepolter und Rübezahl stand mit drohender Miene neben ihm. Rings umher standen wüthende Thiere mit gähnendem Rachen. Zitternd vor Angst fiel der Goldmacher auf die Knie und

hat um sein Leben. Rübezahl verlangte eine große Summe Geldes, welche der Mann am dreizehnten Tage der Fastenzeit an denselben Platz bringen sollte, und ließ den Gefangenen ziehen. Dieser brachte mit Mühe und Noth die große Summe zusammen und fand sich am bestimmten Tage damit am Ort und Stelle ein. Als Rübezahl nun sah, daß der Goldmacher ein ehrlicher Kerl war, schenkte er ihm das Strafgeld und gab ihm noch zum Andenken einen großen Baumschwamm, der sich in den Händen desselben in einen schweren Goldklumpen verwandelte. Der Goldmacher hat nie mehr daran gedacht, Weißwurzel suchen zu gehen.

Thurmfalk.

48. Der Helfer in der Noth.

Rübezahl ist auch einmal einem armen Studenten ein Helfer in der Noth geworden. Der Student war gezwungen, seine Studien einzustellen, da seine Mittel ausgegangen waren. Traurig wanderte er deshalb über den Hochkamm. Dort begegnete er einem vornehmen Herrn, hinter welchem ein Diener mit einer Reisetasche ging. Der Herr rief den Bruder Studio an und hörte dessen schlimme Lage. Er tröstete denselben und sagte, er würde sich in Prag für ihn verwenden. Vorläufig solle er aber ein Buch zum Andenken mitnehmen, welches große Weisheit enthalte. Der Student war hocherfreut, dankte dem Herrn und zog weiter. Als er aber in der nächsten Herberge das Buch aufschlagen wollte, war es zu einem massivem goldenen Kästchen geworden, welches mit Dukaten und Edelsteinen angefüllt war. Der Student war dadurch nicht nur in den Stand gesetzt, seine Studien fortzusetzen, sondern er konnte sogar seinen alten Eltern ein angenehmes Leben schaffen. Der junge Mann ist später ein berühmter Gelehrter geworden, der alljährlich in das Riesengebirge kam, wo sich Rübezahl in allerlei Gestalt gern mit ihm unterhalten hat.

49. Die goldenen Späne.

Einst hatte ein armer Mann sein kleines Töchterchen in den Wald nach Spänen geschickt. Als dasselbe einen Holzhauer gewahrte, bat sie ihn um einige Späne. Der Mann nahm einige Hände voll Abfälle und warf sie dem Kinde in die Schürze. Nun ging das Mädchen heimwärts, das Schürzchen wurde aber immer schwerer und die Kleine mußte viele Späne wegwerfen. Als sie nun daheim angekommen war, schalt sie der Vater tüchtig aus, daß sie nur ein paar Splitter brachte. Das Kind erzählte darauf, wie schwer die Späne geworden wären, die ihr ein Holzhacker gegeben hätte. Der Vater schaute nun in die Schürze und fand, daß drei Späne noch darin waren, die sich aber in pures Gold verwandelt hatten. Er eilte hinaus, um die weggeworfenen Schätze zu holen, konnte aber keine Goldspäne finden, obwohl er viele Tage suchte.

50. Der bestrafte Schneider.

Rübezahl hat einst einem Schneider ein prächtiges Tuch gegeben und befohlen, ihm daraus einen Anzug zu machen. Der Schnei-

der war über den Auftrag sehr erfreut und schnitt sich ein Drittel des Tuches ab, um dasselbe anderweitig zu verwenden. Rübezahl merkte aber den Betrug bei Ablieferung des Kleides. Der Schneider schwor jedoch hoch und theuer, daß er nicht einen Fingerbreit von dem Tuche zurückbehalten habe. Rübezahl wurde über diese Dreistigkeit zornig, bestieg einen Ziegenbock und sprengte davon. Der Schneider war tödtlich erschrocken über das Gesicht, welches der Ziegenbock gemacht hatte, und eilte schnurstracks nach Hause. Dort glaubte er nun den Arbeitslohn schon verlieren zu können, da das gestohlene Tuch denselben ihm dreifach ersetze. Aber er täuschte sich gewaltig, denn das schöne Tuch verwandelte sich in seinen Händen in grobe Sackleinwand. Rübezahl hatte den Schneider für seine Betrügerei bestraft. Er spielte ihm aber auch noch einen besonderen Schabernack mit. Sobald nämlich der Schneider in späterer Zeit eine Ziege meckern hörte, dachte er, daß ihn jemand Meister, Meister rufe. Und dies soll sich auf alle Schneider fortgepflanzt haben, die bei ihren Arbeiten nicht ehrlich zu Werke gehen.

51. Die wunderbaren Karten.

Ein unglücklicher Spieler hat einst den Berggeist um ein Kartenspiel gebeten, mit welchem er sein verlorenes Vermögen wiedergewinnen könne. Rübezahl hat ihm auch wirklich solche wunderbare Karten geschenkt und gesagt, daß er die Karten nicht wegwerfen, sondern verbrennen solle, wenn sie abgegriffen sein würden. Er müsse aber mit jeder Karte sich eine Pfeife Tabak anzünden. Als der Spieler mit den Karten probirt hat, ist ihm das Glück doch nicht hold gewesen und er hat sich wüthend mit einer Karte eine Pfeife angeraucht. Die Karte ist jedoch nicht verbrannt, sondern zu Gold und Edelsteinen zusammengeschmolzen. Er ist durch diese Karten zu einem reichen Manne geworden und es geblieben, weil er nie mehr gespielt hat.

52. Bestrafte Neugier.

Einst zogen drei arme Burschen über das Gebirge und Rübezahl begegnete ihnen in einer schönen Kutsche. Die Burschen sprachen den vornehmen Herrn um ein Almosen an. Dieser gab jedem der jungen Leute ein eingewickeltes Geldstück, bedeutete denselben aber, das Geld nicht anzusehen, bis sie in die nächste Herberge kommen würden.

Der eine der Burschen war jedoch neugierig und öffnete sein Päckchen. Er warf aber den Inhalt verdrießlich fort; denn es war eine werthlose Spielmarke. Der zweite der Burschen öffnete sein Geschenk ein Stück vor der Herberge und fand einen Thaler darin. Der dritte sah erst in der Schenke in sein Päckchen und fand einen fünffachen Dukaten in demselben. Seine beiden Begleiter ärgerten sich über ihre dumme Neugier und wurden von dem Wirthe noch obendrein tüchtig ausgelacht.

53. Das goldene Blut.

Als einmal ein Handelsmann von dem Markte heimkehrte, begegnete ihm im Gebirge ein Mann, mit dem er in ein Gespräch gerieth. Plötzlich fing dem Fremden die Nase zu bluten an. Der Handelsmann bot demselben sein Taschentuch an, welches der Fremde, der das seine verloren hatte, mit Dank annahm. Schließlich nannten die beiden sich ihre Namen und trennten sich. Daheim zog der Handelsmann sein Taschentuch heraus, um es seiner Frau zur Wäsche zu geben. Aber wie erstaunte er! Die Blutflecken waren zu ansehnlichen Goldklümpchen geworden und das Taschentuch war sauber, wie wenn es unbenutzt gewesen sei. Das goldene Blut Rübezahls, welcher natürlich der Fremde war, soll heut noch in einer fürstlichen Raritätenkammer zu sehen sein.

54. Fürst Rübezahl.

Rübezahl hat sich einmal vor vielen Jahren als Fürst sehen lassen. Es soll nämlich einst eine Gesellschaft vornehmer Personen aus geistlichem und weltlichem Stande auf das Gebirge gekommen sein, um vielleicht den Berggeist, von dem sie so viel Wunderbares gehört hatten, zu sehen. Als sie nun auf einem Berge angekommen waren, erhob sich in ihrer Nähe ein Getümmel von Pferden und Carossen. Ein unendlicher Zug schöner Damen saß zu Pferde und in einem zwölfspännigen Wagen saß ein graubärtiger Herr. Cavaliere und Lakaien umsprengten die Damen und den fürstlichen Wagen. Die Damen trugen so viele Edelsteine, daß die Mitglieder der Gesellschaft die Augen vor dem ungeheueren Glanze schließen mußten. Als der Zug vorüber war, erhob sich aber aus allen Bäumen und Sträuchern ein höhnisches Gelächter, welches die Gesellschaft sofort errathen ließ, das der fürstliche Zug aus Rübezahl und seinen Kobolden bestanden hatte.

55. Der Mäusemarkt.

Rübezahl ist einmal in eine Stadt gekommen und hat sich angeboten die Mäuse und Ratten wegzufangen. Der hohe Rath der Stadt ist auf das Anerbieten eingegangen und hat dem Rattenfänger einen ziemlich bedeutenden Geldbetrag dafür bewilligt. Darauf hat sich aber Rübezahl auf den Markt gestellt und gepfiffen. Da sind nun sämmtliche Mäuse und Ratten aus der Stadt zu ihm und an ihm hinauf gelaufen. Mit dieser großen Masse Ungeziefer beladen soll dann Rübezahl zum Thore hinausgewandert sein. Der Platz, auf welchem er gestanden hat, wird aber noch heutigen Tages der Mäusemarkt geheißen.

56. Die verwandelten Ratten.

In einer Stadt im Riesengebirge haben einst die Ratten in großer Menge gehaust. Als die Bürger sich keinen Rath mehr mit dem Ungeziefer wußten, begab sich eine Deputation zu dem Berggeist. Diesen traf sie auf seiner Kegelbahn und erhielt von ihm ein Pulver, welches die Ratten vertreiben sollte. Er kam sogar selbst in die Stadt und verkaufte viele Pfunde Rattenpulver. Die Ratten starben sämmtlich davon und Rübezahl befahl, die todten Thiere auf einen Haufen zusammenzutragen und zu verbrennen, damit für alle Zeiten die Rattenplage gebannt sei. Die Bewohner thaten, wie befohlen, erstaunten aber sehr, als auf dem Markte die Ratten zu Erdklumpen und Steinen wurden. Rübezahl soll in Gestalt eines Patriarchen über dem Haufen geschwebt und die Leutchen tüchtig ausgelacht haben.

57. Der Spuck im Geldbeutel.

Ein schwedischer Oberst hat im dreißigjährigen Kriege einst einer Stadt im Riesengebirge eine große Kriegskontribution auferlegt und ist mit dem schönen Gelde, welches in einem Getreidesacke steckte, vergnügt davongezogen. Als er aber im Lager den Sack beobachtete, rührte sich etwas darin und bald wurde daraus ein gräßlicher Spektakel hörbar. Der Lärm soll so arg geworden sein, daß der rauhe Kriegsmann von einer großen Angst erfaßt wurde, abzog und den Geldsack zurückließ. Rübezahl, welcher seine Kobolde in den Sack hineingeschickt hatte, brachte sofort das Geld den armen Bürgern zurück, die ihm dafür herzlich dankbar waren.

58. Die Marodeure.

Der Thürmstein.

Im dreißigjährigen Kriege wurde Rübezahl, der in einer schönen Kutsche fuhr, von sechs marodirenden kaiserlichen Reitern angefallen. Dieselben begannen schon seine Taschen zu durchsuchen, da ergriff Rübezahl einen der Räuber, schlug mit demselben zwei andere todt und jagte die anderen drei bis Friedeberg, wo er sie als Marodeure verhaften ließ.

59. Die lange Nase.

Ein Pferdeknecht ist einmal von Rübezahl geneckt und irregeführt worden. Dies hat der Mann lange Jahre nicht vergessen können und ist dem Bergageist stets feindlich gesinnt gewesen, was er durch allerlei Schimpfworte zu erkennen gab. Dies ärgerte jedoch den Bergageist ganz fürchterlich und er nahm sich vor, den Knecht dafür tüchtig zu bestrafen. Eines Tages begegnete er demselben auf einem Jahrmarkt und unterhielt sich mit ihm. Es dauerte nun gar nicht lange, da fing der Mann aus freien Stücken an jämmerlich auf den erbärmlichen Rübezahl zu schimpfen. Dieser hat aber das Gewettere sich nicht lange angehört, sondern den Knecht bei der Nase gepackt und so sehr daran gezogen daß ihm nicht nur das Schimpfen verging, sondern zu Muthe war, als hätte ihm Rübezahl die Nase ellenlang herausgezogen. Er hat auch später diese Einbildung behalten und seit daran geglaubt, daß

ihm die lange Nase bei allen Geschäften hinderlich sei. Er ist deshalb zum Dorfgespött geworden und hat sich auch wirklich oft ungeheuer läppisch benommen. Er glaubte z. B., daß er an jede Thüre zuerst mit der Nase anrenne und drehte sich deshalb immer um, wenn er eine solche öffnete. Schließlich sagten die Leute im Dorfe, daß der arme Kerl wegen seiner Nase verrückt geworden sei. Daran war aber blos Rübezahl schuld.

60. Der Drache.

Ein Bergwanderer hatte sich im Hochgebirge einst verirrt und mußte mit einem Lager im Freien fürlieb nehmen. Als er sich aber bei einem Felsen hingestreckt hatte, gewahrte er eine Höhle und flüchtete in dieselbe. Wie erschrak er aber! In dem Hintergrunde derselben lag ein gräßlicher Drache, dessen große glühende Augen ihn fest an die Stelle bannten, wo er stand. Er fühlte den heißen Athem des Ungethüms und hörte sein scheußliches Grunzen. Obwohl er sehr ermattet war, wagte er sich doch nicht zu rühren und stand, an die Felsenwand gedrückt, bis der Morgen graute. Als aber das erste Tageslicht in die Höhle drang, war der fürchterliche Drache verschwunden. Der Wanderer besah sich nun die Stelle, an welcher die Bestie gelegen und fand, daß ihm seine Einbildung nur Furcht eingejagt hatte.

Es war nämlich ein hervorspringender Stein im Hintergrunde, in welchem zwei große Goldklumpen steckten. Diese hatte er für Drachenaugen gehalten. Er schlug das Gold ab und schleppte es fort. In einer Herberge erzählte er den Spuck und der Wirth belehrte ihn, daß der Drache kein anderer, als der Berggeist gewesen sei. Das war auch natürlich und glaubhaft.

61. Die goldenen Kugeln.

Einem Jäger begegnete im Hochgebirge einst ein anderer Weidmann. Derselbe stellte sich sehr erfreut über das Zusammentreffen und bat, ihm einige Kugeln zu leihen, da ihm sein Vorrath ausgegangen sei. Der Jäger erfüllte bereitwillig die Bitte. Der Fremde dankte und bog in den Wald ein. Nach einiger Zeit traf er auf dem Thalwege jedoch wieder zu dem Jäger und gab demselben die Kugeln zurück. Er meinte, daß es zum Schusse schon zu dunkel sei und empfahl sich.

Der Jäger steckte die Kugeln in die Rocktasche und schritt nach Hause. Dort nahm er dieselben aber heraus, um sie in den Kugelbeutel zu werfen. Das unterließ er jedoch; denn die Bleikugeln hatten sich in Gold verwandelt. Der Jäger soll gewünscht haben, noch öfter dem Berggeiste, welcher der Fremde jedenfalls gewesen ist, eine solche Gefälligkeit erweisen zu können.

62. Das gestörte Gelag.

Oben im Hochgebirge hat einst ein Graf, der in der Nähe seine Burg hatte, im Freien ein Festgelag gegeben. Als er nun mit den Gästen vergnügt schmauste und zechte, wurde er lustig und rief: „Schöneres Wetter hätte ich nicht bestellen können und es wird wohl auch günstig bleiben, wenn der brummige Rübezahl mir nicht übel nimmt, daß ich ihn nicht auch zu Gaste lud.“

Die Freunde lachten wohl über diese Redensart, bald wurden sie aber ängstlich. Es erhob sich nämlich aus einer Schüssel ein dicker Dampf, der wirbelnd in die Höhe zog und schwere Gewitterwolken bildete. Plötzlich stürzten Schloßen und Regen hernieder, Blitze durchzuckten die Luft und Donner und Sturm grollten um die Wette. Die Gesellschaft stob aus einander und rettete sich, bis auf die Haut durchnäßt, mit genauer Noth das Leben.

Rübezahl lachte aber in dem wilden Donner, daß es noch bis in des Grafen Schloß drang: „Laßt Euch das Festessen gut schmecken.“

63. Die goldenen Bälle.

Aus einer Stadt sind einst mehrere Knaben auf das Hochgebirge gegangen und haben dort mit Gebirgskindern auf einem schönen Rasenplatze Ball gespielt. Als sie Abends heimkamen, waren ihre Eltern sehr böse über ihr langes Ausbleiben, der Mißmuth derselben ging aber bald in Freude über. Als sie nämlich die Bälle der Knaben betrachteten, waren diese zu reinem Golde geworden. Die Gelehrten, welche über diese schöne Verwandlung befragt wurden, behaupteten, daß Rübezahl in Knabengestalt mit den Jungen Ball gespielt und diesen mit den goldenen Bällen ein werthvolles Andenken gegeben habe. Anders kann man sich auch die Geschichte nicht denken.

64. Der Geldspuck.

Drei muntere Reisende zogen einst über das Gebirge. Als sie bei der schwarzen Schneegrube ankamen, bemerkten sie auf dem Pfade einzelne Goldstücke und Thaler liegen. Als sie sich jedoch nach denselben bückten, waren es Scherben und Steinchen. Verdrießlich warfen sie die aufgelesenen Gegenstände wieder fort und schimpften auf diesen Teufelsspuck. Einer derselben aber bückte sich jedoch wieder und füllte eine Tasche mit dem Spuckgelde. Als die Burschen in ein Wirthshaus gekommen waren, erzählten sie von ihrem Erlebniß. Derjenige, welcher seine Tasche gefüllt hatte, war aber nicht wenig erfreut, als er den Inhalt derselben auf den Tisch schüttete. Das Spuckgeld war wirkliches Gold und Silbergeld. Die beiden anderen Burschen wollten dies zwar nicht glauben, der Wirth aber meinte, er wünschte nur, daß er einen Sack mit solchem Gelde besäße. Da liefen die beiden anderen Burschen eilig wieder hinaus und füllten ihre Taschen eifrig mit dem Spuckgelde, welches wieder in Menge auf der Straße lag. Mit vergnügten Gesichtern kehrten sie in das Wirthshaus zurück; denn sie glaubten, daß sie jetzt reicher wären, als ihr Kamerad. Sie täuschten sich jedoch gewaltig. Als sie ihre Taschen ausleerten und auf den Tisch schütteten, summten große Hornissen davon im Zimmer umher, auf der Tischplatte war aber nicht ein einziges Geldstück zu sehen. Dies scheint zwar wunderbar, aber es ist so gewesen.

65. Rübezahl und der Handelsmann.

In den Siebengründen, nordöstlich von dem Krkonos im Böhmerlande, hat vor uralten Zeiten ein Dörflein gelegen, darin viele arme Leutchen lebten, welche sich nothdürftig von Viehzucht nährten. Dieselben kannten kein Geld und tauschten ihre Erzeugnisse, die hauptsächlich in Butter, Käse und Buchenholzsplittern bestanden, gegen Kleidungsstücke und andere Waaren um. Händler kamen aus Schlesien herüber und wußten die einfachen Gebirgsleute tüchtig zu übervortheilen. Darüber ärgerte sich der Berggeist Rübezahl.

Eines Tages sah er einen berüchtigten Handelsmann, der Strümpfe und Tücher einem Bäuerlein anbot und dafür Schafkäse in Zahlung nehmen wollte. Ehe diese Beiden aber handelseinig waren, schritt der Berggeist in Gestalt eines behäbigen Landmannes

herbei, bot lachend dem Händler die geforderte Anzahl Käse für dessen sämmtliche Waaren und schloß vor dem verduzten Bäuerlein schnell den Handel. Der Geschäftsmann packte seine Käse zusammen und zog schmunzelnd seinen Weg; ein so vortheilhaftes Geschäft hatte er schon lange nicht gemacht.

Rübezahl schenkte den Leuten des Dorfes die erworbenen Gegenstände und wußte dieselben so einzutheilen, daß auf jede Maid ein Paar rothe Strümpfe und auf jedes Mütterlein ein buntes Tüchlein kam, während die jungen Burschе mit Hutschleifen und die alten Männer mit Wollwammsen davongingen.

Der Händler war nach einem langen mühevollen Marsche mit seiner schweren Last in seinem Hause angelangt und rief jubelnd seine Frau herbei.

„Minka, einen so dummen Tropf habe ich nimmer getroffen, wie heute! Für einen Groschen Werth hat der Mensch mir immer das Zehnfache in Schafkäse gegeben. Sieh' her, wie schön die Waare ist."

Die Gattin sah neugierig in den geöffneten Ballen und ergriff mit der linken Hand einen Käse, auf den sie bereits das in der Rechten gehaltene Messer zückte; die Probe der angelangten Waaren sollte nicht verschoben werden.

Aber, o wehe! nicht Käse, sondern Spanschachteln, welche Erde und Tannennadeln enthielten, zeigten sich ihrem Auge. Nicht ein einziger Käse war darunter.

Erzürnt warf die Frau die werthlosen Dinge zurück und zankte den Betrogenen aus, der seiner Wuth durch Schimpfreden auf Rübezahl Luft machte. Die ganze Last, welche er mühevoll zu Thale geschleppt hatte, entfernte er grimmig aus seiner Wohnung und warf dieselbe auf einen Schutthaufen auf dem Gehöft.

Da kamen nun die Kinder des Ortes herbei und trugen die Schachteln hinweg, aber auch des Händlers Töchterchen brachte ein hübsches Schächtelchen, auf welchem das bärtige Gesicht Rübezahls bildlich dargestellt war, das gutmüthig zu lächeln schien, wieder zurück in das Haus. Der Vater bemerkte dies und wurde sehr böse; er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die zur Mittagmahlzeit aufgetragene Suppenschüssel überwogte.

„Salchen, sofort gehe und wirf das Ding fort, mit dem mich der häßliche Bergschuft geprellt hat."

Durch des Vaters Zorn wurde das Kind aber arg erschreckt und ließ das Schächtelchen fallen, welches zersprang, so daß dessen Inhalt auf der Dielung herumkugelte. Diese winzigen Körner aber waren nicht Steinchen, sondern pures Gold und der Händler suchte, unterstützt von Frau nnd Kind, dieselben wieder zusammen.

Als die mühsame Arbeit gethan war, eilte er hinab auf den Hofraum, durchwühlte den Schutthaufen und lief im ganzen Orte umher, um die Schachteln von den Mitbürgern zurück zu verlangen. Aber Suchen, Bitten und Drohungen waren vergeblich, leer kehrte er heim und warf sich in großer Verzweiflung auf einen Schemel.

„Gott der Gerechte weiß, wie klug ich bin und wie dumm ich gehandelt habe!“

Kaum waren diese Worte verhallt, da erhob das Rübezahlbildchen auf der Spanschachtel ein schadenfrohes Gelächter und verschwand.

Den Handelsmann ergriff eine entsetzliche Furcht, eiskalt wurde ihm und er nahm sich vor, die armen Gebirgsleute in seinem Leben nicht mehr zu betrügen. Er hielt auch redlich Wort. Da Rübezahl sah, daß er sich in späteren Zeiten immer mit einem kleinen Gewinn begnügte, so lohnte er ihn endlich dafür, indem er ihm bei seinen Kammwanderungen oft einige Goldkörner in die Tasche steckte, bis aus dem kleinen Hausirer ein mächtiger Kaufmann geworden war.

66. Ein Strafgericht Rübezahls.

Auf seinem festen Schlosse im Hochgebirge wohnte vor vielen hundert Jahren ein wilder Raubritter, der mit seinen entmenschten Knappen und Trabanten furchtbar an der Eglitz hauste. Durch Mordthaten und Brandstiftungen war er auch der Schreck der Städter geworden, die sich und ihre Frauen kaum mehr vor ihm zu schützen wußten.

Einst war er wieder in finsterer Herbstnacht den Schmiedebergern auf den Hals gerückt und hatte auf deren Dächer den rothen Hahn gesteckt, so daß der Gluthschein bis an die Schneekoppe hinauf drang, wo Rübezahl stand und dem Jammer zusah.

Bei dem prasselnden Brande gewahrte der Räuber ein schönes junges Weib mit einem blondgelockten Knaben und wurde von

wilder Leidenschaft für dasselbe erfaßt. Er befahl deshalb den Knappen, das Weib in seine Gewalt zu bringen.

Da geschah es nun aber, daß der Ehegatte der schönen Frau, ein tapferer Bürgersmann, Weib und Kind mit Löwenmuth vertheidigte und viele Knappen auf den Sand streckte. Darüber ergrimmte der Ritter und schäumte vor Wuth. Er stellte sich an die Spitze des Knappenhaufens und drang auf den Tapferen ein, bis derselbe kampfunfähig, mit geknebelten Händen und Füßen, vor ihm lag. Die schöne Frau warf sich vor dem Ritter nieder und bat, das Leben ihres Eheherrn zu schonen, der Gefesselte aber schüttelte hohnlachend den Kopf.

„Anna, erniedere Dich nicht vor dem Scheusal; dieser Mensch ist der letzte, der werth wäre, ein so holdes Weib vor sich auf den Knieen zu sehen."

Da befahl nun der Ritter, Mann, Frau und Kind sammt der gemachten Beute auf sein Bergschloß zu führen, und die Knappen rafften vieles gestohlenes Gut zusammen, warfen sich auf die Rosse und sprengten davon.

Rübezahl sah dies alles. Er schüttelte gewaltig sein Riesenhaupt, so daß sein grauer Bart in den Lüften wallte und dieselben zu einem heftigen Sturm entfesselte.

Der Trupp zog immer weiter hinauf auf die bewaldeten Berge und die Natur schien immer aufgeregter zu werden; die Aeste der alten Buchen wogten im Sturm und peitschten die Gesichter der Räuber. Einem derselben rann schon das Blut von der Stirn hernieder, er wischte dasselbe ab und seinem Arm entglitt der Knabe. Ein Angstschrei der armen Mutter übertönte das Waldesrauschen. Der Raubritter befahl, die Rosse anzuhalten, und Frau Anna konnte sich überzeugen, daß ihrem Liebling kein Leid geschehen war. Sie dankte auf den Knieen dafür Gott und sagte laut: „Hierbei hat der gütige Berggeist seine Hilfe walten lassen."

Die Räuberschaar lachte über diese Worte und der Ritter höhnte:

„Solche lumpige Kreatur, wie dieser Rübenzagel, hat in meiner Buben Reihen keine Gewalt; er kann weder Unglück darein bringen, noch solches verhüten. — Um den Knaben wäre es aber nicht schade gewesen, wenn er den Hals gebrochen hätte. Was

ſoll er uns? Hängt ihn ſammt ſeinem geknebelten Vater in der Buchen Kronen hier auf, ich will das Weib allein mir heimnehmen.“

Die Bitten der ſchönen Frau Anna, von ſolchem Gräuel abzuſtehen, fanden taube Ohren und die Knechte hoben lachend das ſchreiende Kind und deſſen Vater zu den Aeſten empor. Aber ſiehe! Die Stricke verſagten ihren Dienſt und ſchlangen ſich um die Hälſe der Henker, ſo daß dieſe röchelnd den Geiſt aufgaben.

Da tobte der Raubritter und nahm ſelbſt einen Strick, um den Knaben aufzuknüpfen, denn ſeine Leute, von Furcht ergriffen, weigerten ſich, den Mord zu begehen.

Aber auch der wilde Ritter theilte ſeiner Knechte Schickſal. Rübezahl hielt ihn, wie die Kinder einen Zappelmann an einem Bändchen halten, hoch in der Luft. Geſchäftige Kobolde ſprangen herbei, löſten die Feſſeln der Gefangenen und führten dieſelben im Triumphzuge auf des Räubers Schloß. Der Berggeiſt ſchenkte den Leutchen die ſtolze Burg und deren Nachkommen waren viele hundert Jahre auf derſelben ſeßhaft, dem Berggeiſt dankbar ergeben und den Städtern ſtets hilfbereite Nachbarn.

67. Die Bäckerſeele.

In Hirſchberg ſoll einmal ein betrügeriſcher Bäcker geweſen ſein, der das Brot immer zu leicht und die Semmeln hohl gebacken hat. Rübezahl ging einſt in der Geſtalt eines Soldaten zu dem Betrüger und kaufte ſich Mundvorrath. Da geſchah es, daß aber denſelben Tag der Bäcker eine Reiſe in das Gebirge machen mußte und Rübezahl denſelben traf. Er ſchlenderte mit ihm langſam dahin, bis der Bäcker ſich auf einen Stein ſetzte, um auszuruhen. Rübezahl that daſſelbe und lachte: „Bei dieſer Gelegenheit kann ich frühſtücken.“

Er brach eine Semmel entzwei, noch eine und eine dritte, warf dieſelben aber zu Boden und ſchrie wüthend: „In dieſen Löchern ſteckt Deine Seele! Die Semmeln habe ich Dir abgekauft, folglich gehört mir auch Deine Seele!“

Bei dieſen Worten verſchwand die Uniform des Soldaten und es wuchſen ihm ein Paar Hörner aus dem Kopfe.

Er ſprang auf den Erſchreckten los und ergriff denſelben am Kragen, als ob er ihm wirklich den Hals umdrehen wolle. Der

Bäcker kniete nieder, bat flehendlich um sein Leben und schwor, nie mehr mit seiner Waare die Menschen zu prellen.

Da ließ ihn der als Teufel gestaltete Berggeist los, tanzte um ihn herum und schrie:

„Der Bäcker bäckt das Brod zu klein,
Der Teufel möcht' Soldate sein.
Doch bäckt er weiter so am Ort,
Hol' ich mir seine Seele fort."

In dem wilden Tanze verwandelte sich der Teufel wieder in einen Soldaten, welcher mit hölliſchem Hohngelächter davonlief.

Der Bäcker gelangte zitternd heim und soll von der Stunde ab die schwersten Brote und die besten Semmeln zu wohlfeilem Preise verkauft haben, wovon sich Rübezahl noch oft persönlich überzeugte.

68. Der goldene Zaum.

Rübezahl ist einst im Gebirge einem Hopfenhändler begegnet und hat denselben nach dem Preise seiner Waare gefragt.

Dieser nahm seinen Hut ab und verbeugte sich.

„Gnädiger Herr, wenn ich nicht weiterfahren darf, will ich meinem Gaule zu Liebe einen Gulden unter dem Marktpreise verkaufen."

Rübezahl besah sich den Hopfen und schloß das Geschäft ab. Als der Händler sein Geld empfangen hatte, schenkte ihm Rübezahl noch einen alten Reitzaum mit einem messingenen Maulkorb, weil er kein bissiges Pferd mehr habe. Der Händler nahm das werthlose Ding und warf es auf seinen Karren. Zu Hause besah er sich jedoch den Zaum und erstaunte über dessen Schönheit und Werth; denn das häßliche alte Ding hatte sich in einen prachtvollen Reitzaum verwandelt. Das Gebiß und der Maulkorb desselben waren aus gediegenem Gold und das Riemzeug war mit funkelnden Edelsteinen besetzt.

Hätte der Händler einen unbilligen Preis für seinen Hopfen verlangt, so würde ihm Rübezahl eine weniger angenehme Ueberraschung zugedacht haben.

69. Belohnte Reue.

Einer Töpfersfrau, welche zum Markte zog und des schlechten Wetters halber auf den bösen Rübezahl schimpfte, hat dieser einst sämmtliche Töpfe zerschlagen. Als das Weib jedoch weinte und

klagte und reuevoll betheuerte, nie mehr den Berggeist zu beschimpfen, trat ein fremder Herr zu den Topfscherben, gab der Frau einen vollen Geldbeutel und ermahnte sie, ihr Wort zu halten. Als das Weib daheim den Beutel öffnete, fand sie eine große Summe Geldes darin und soll später den Berggeist wie einen Gott verehrt haben. Solcher Götzendienst war überhaupt im Riesengebirge nicht selten.

Große Schneegrube.

70. Rübezahls Testament.

Rübezahl bezog einst den Jahrmarkt in Landeshut. Er hatte sich in einen alten gebrechlichen Krämer verwandelt und mit einem großen Kasten, der stark mit Eisen beschlagen und mit drei Vorlegeschlössern verwahrt war, in einem Wirthshause einquartirt.

Dort erkrankte er. Aechzend und stöhnend lag er in dem Bett und verlangte nach dem Bader.

Dieser kam, setzte seine große Brille auf, sah dem Kranken in den Mund, befühlte dessen Puls und schüttelte den Kopf.

„Mit dem wird's wohl auswerden, Becherwirth."

Mühsam richtete sich der Kranke in dem Bette auf.

„Meint Ihr? Nun, ich fürchte mich vor dem Sterben nicht, aber mein Testament will ich vorher machen.

Nehmt die Schlüssel unter meinem Kissen vor und öffnet den Jahrmarktskasten."

Bader, Wirth und Wirthin beeilten sich, diesem Verlangen nachzukommen. Der Deckel des Kastens wurde emporgehoben. Aber erstaunt prallten die Leutchen zurück, ohne indeß die Augen von dem Inhalte abzuwenden. Da gab es nämlich einen Schatz darin, der wohl viele hunderttausend Gulden im Werthe war. Goldene Schüsseln, Becher und Vasen, schwere goldene Ketten und ein großes silbernes Fäßchen mit blinkenden Dukaten füllten den ganzen Raum aus.

Die Erstaunten hielten fast den Athem an und der Wirth preßte beide Hände fest zusammen.

„Wer hätte bei dem ärmlichen Krämer solche Reichthümer vermuthet?"

Der Kranke hüstelte, bat den Bader, das Testament niederzuschreiben und für die Erfüllung desselben mit dem Wirth und der Wirthin gemeinsame Sorge zu tragen.

Langsam und bedächtig gab er seinen letzten Willen kund.

„Die goldenen Schüsseln, Becher und Vasen soll der Fürst Bolko, die goldenen Ketten das schönste arme Mädchen in Landeshut und das silberne Faß die bravste Frau in Grüssau erhalten. Die Dukaten werden getheilt. Tausend Dukaten erhält der Bader, tausend der Wirth, dreitausend die Wirthin, mit hundert soll das Begräbniß bestritten und die übrigen Tausende sollen unter die Armen vertheilt werden."

Ueber die Vollstreckung dieses Testamentes versprachen die drei Anwesenden zu wachen und leisteten einen Bekräftigungseid in die Hand des Kranken, der bald darauf die Augen schloß.

Der Bader erklärte, daß er todt sei.

Kaum hatte man ein Linnen über die Leiche gedeckt, da stieß der Wirth mit dem Arme den Bader.

„Außer uns weiß Niemand von dem Schatze."

Der Bader griff nach des Wirthes Hand.

„Becherwirth, wie wär's wenn auch sonst Niemand davon erführ?"

Der andere nickte und die Wirthin schlug auf den Kasten.

„Niemand, Herr Pathe, Niemand! Wir theilen uns in die Kostbarkeiten.“

Man wurde einig, den Kasten zu verschließen, jeder erhielt einen Schlüssel und später sollte die Theilung vor sich gehen. Das Papier mit dem Testament wanderte in das Kamin. Die Leiche schleppte man in eine Nachbarkammer und der Wirth stellte einen Kasten daneben, den er mit werthlosem Plunder anfüllte. Letzteren hatte er von Jahrmarktleuten für aufgelaufene Zeche annehmen müssen, denn auch damals machten die Leute auf den Märkten nicht immer glänzende Geschäfte und zogen manchmal mit leeren Taschen heim.

Der Wirth machte der Obrigkeit Anzeige, daß bei ihm ein fremder Krämer gestorben sei und bestellte ein Armenbegräbniß. Der Sarg wurde in früher Morgenstunde auf den Friedhof geschafft und in das Grab gesenkt. Kaum rasselten aber die Stricke unter dem Sarge hervor, da erscholl aus dem Grabe ein lautes Gejammer. Der Todtengräber und die Träger verloren allen Muth und liefen davon, um Anzeige zu machen. Darauf begab sich eine Commission mit dem Bader an den Ort und der Sarg wurde geöffnet. Derselbe war aber leer.

Niemand konnte sich dieses Räthsel erklären. Der Bader athmete aber befriedigt auf; denn er war in großer Sorge gewesen, daß der Kerl hätte wieder lebendig und vielleicht gar gesund werden können. Habgierig eilte er sofort zum Becherwirth und drang in denselben, die Theilung vorzunehmen.

Dieser ging auf das Verlangen ein. Als aber der Kasten geöffnet wurde, gab es eine große Enttäuschung; sämmtliche Kostbarkeiten waren verschwunden und einige Hadern lagen darin. Auf dem inneren Deckel jedoch stand geschrieben:

„Heilig war Euch kein Versprechen;
Ihr bracht selbst den heil'gen Eid!
Strafe folget dem Verbrechen
Auf dem Fuß zu jeder Zeit!“

Buchdruckerei C. Maretzke, Trebnitz i. Schl.

Partie in Adersbach.

Führer

durch die

Sagen- und Märchenwelt

der

Grafschaft Glatz.

Von

Max Klose.

Mit zahlreichen Ansichten a. d. Grafschaft.

Schweidnitz.
Verlag von Brieger & Gilbers.

Vorwort.

Der Führer durch die Sagen- und Märchenwelt der Grafschaft Glatz soll ein Handbuch sein für das Wandervölkchen, welches alljährlich auf seinen Erholungsreisen das herrliche Ländchen aufsucht und durchstreift.

Von der Hauptstadt Glatz ausgehend durchwandert der Führer zunächst den südlichen Theil des Landes. Er wendet sich durch das untere Weistritzgebiet in das Bielethal, von dort in das wildromantische Bielegebirge, über die Schneeberge in das Neissegebiet und in das Habelschwerdter Gebirge, um in den nördlichen Theil der Grafschaft einzutreten. Durch das obere Weistritzgebiet gelangt er alsdann an das kolossale Felsengebirge der Heuscheuer und in das Steinegebiet, um seine Rundreise an den Nordabhängen der Hohen Eule zu beenden.

Fast 270 nicht uninteressante Sachen, Sagen und Märchen, weiß der Führer zu berichten. Außerdem weist er eine Menge Illustrationen auf, welche dem Touristen eine hübsche Erinnerung an die durchstreifte Gegend sein werden.

Der besseren Uebersicht halber ist der Inhalt des Führers in dreizehn Hauptabschnitte eingetheilt und das Inhaltsverzeichniß so eingerichtet worden, daß jeder Sagen- und Märchenplatz leicht aufzufinden ist.

Max Klose.

Inhalt.

Seite

I. Glatz und Umgegend.

1. Die Entstehung der Stadt 1
2. Der Name der Stadt . . . 1
3. Das Haidenkirchlein . . . 2
4. Der Schloßbrunnen 2
5. Das Thumstift 2
6. Probst Heinrich 2
7. Die böhmische Straße . . . 3
8. Der Rebellengroschen . . . 3
9. Die Muttergottes-Statue . 3
10. Der Spuck a. d. Marktplatze 3
11. Der heilige Adalbert . . . 4
12. Der Mönch auf der Pfarrhausstiege 4
13. Die Johannesstatue 4
14. Das Glatzer Bier 4
15. Das Fischerstechen 5
16. Die Flucht von der Festung 5
17. Die Gräfin Orsini 6
18. Orsinis Wappen 6
19. Die Erbauung d. Pfarrkirche 7
20. Der weiße Thurm 7
21. Der schwarze Thurm . . . 7
22. Das wunderthätige Bild . 7
23. Des Gnadenbildes Schutz . 8
24. Der selige Ernest 8
25. Die Prophezeihungen des seligen Ernest 9
26. Das seltsame Oel 9
27. Die Gelöbnißkästen 9
28. Der heilige Primitivi . . . 10
29. Die heilige Secunda . . . 10
30. Ein Gottesgericht 10
31. Die große Kerze 10
32. Die Ritterinsignien 11

Seite

33. Das Kreuz am Halbendorfer Wege 11
34. Pater Faulhaber 11
35. Die Schusterwiesen 12
36. Der erste Stadtbrand . . . 12
37. Der schwarze Pudel auf der Reinerzer Straße . . . 13
38. Der Pudel auf der Reichensteiner Straße 13
39. Der Puhberg 13
40. Der Marienbrunnen . . . 13
41. Die Judengasse 14
42. Die Wenzelkirche 14
43. Der Comthurwald 14
44. Das Minorittenkloster . . 14
45. Der Erste und der Letzte . 15
46. Das Blutbad 15
47. Valiska 15
48. Der Ranzenbogen 16
49. Die Schußprobe 16
50. Das Bild der Valiska . . 16
51. Das Flachshaar 16
52. Die Wagenschmierbutte . . 17
53. Der Beutebrand 17
54. Der Ungarnschatz 18
55. Der ist im Teiche gewesen . 18
56. Die sieben Schläfer 19
57. Das vertheidigte Grab . . 19
58. Die Ziskatrommel 20
59. Der Glatzer Toggenburger 21
60. Die Pest in Halbendorf . . 22
61. Das Galgengewende . . . 22
62. Schloß Pischkowitz 22
63. Das Marienbild im Schornsteinfegerbusche 22

Seite

64. Wallisfurth 23
65. Die Rosalienkapelle 23
66. Er wird in die Erlen gehen 23
67. Die Hussitenkapelle 23
68. Der Priestermord 24
69. Der böse Ludwig 24
70. Das abgebrannte Vorwerk 24
71. Die blutende Linde 25

II. Grafenort und Umgegend.

1. Grafenort 25
2. Das Geschlecht der Grafen von Herberstein 25
3. Günthers Brautwerbung . 26
4. Der Neptuntempel 27
5. Die Keilburg 27
6. Die verhexte Lade 27
7. Das Edelfräulein von Alt-Lomnitz 28
8. Die verjüngte Weide . . . 30

III. Ullersdorf u. Umgegend.

1. Der Ortsname 30
2. Das Duell 30
3. Der Erbschlüssel 31
4. Das Mäusewunder 32

IV. Landeck und Umgegend.

1. Der Ortsname 32
2. Die Entstehung der Stadt . 32
3. Das Kirchenunglück 32
4. Die Auffindung der alten Quelle 33
5. Die Zerstörung der Heilquelle 33
6. Das St. Georgenbad . . . 33
7. Das Marienbad 34
8. Der Pfarrer von Thalheim 34
9. Die Johannisbrücke 35
10. Der Gotthelf 35
11. Der fromme Neuhauß . . 35
12. Der Wagnerstein 35
13. Die Burgwäsche 36
14. Die Musik im Wagnerstein 36
15. Der Spuck auf dem Jauersberge 37

Seite

16. Das Ungerhaus 37
17. Die Kunzendorfer Höhlenkapelle 38
18. Der unheimliche Lastträger 38
19. Der rothe Hof 38
20. Die Vierzippelkapelle . . . 39
21. Die verhexte Lade 39
22. Pfaffensteg und Pfaffengründel 39
23. Der Hakenmann 39
24. Burg Karpenstein 40
25. Der Burgname 40
26. Der verliebte Ritter 40
27. Der schwarze Ritter 41
28. Die Schätze im Karpenstein 41

V. Wilhelmsthal u. Umgegend.

1. Die Stadt Wilhelmsthal . 42
2. Die Saalwiesen 42
3. Die vergrabenen Glocken . 43
4. Die Hölle 43
5. Der Nachtjäger 44
6. Das Buschweiblein 44
7. Die Drachen am Kahlen Berge 44
8. Die alte Burg 45
9. Maria zum Schnee 45
10. Die Quarklöcher-Schätze . 45

VI. Mittelwalde u. Umgegend.

1. Die Entstehung der Stadt . 46
2. Der Name der Stadt . . . 46
3. Das Muttergottesbild . . 47
4. Das gräfliche Geschlecht von Althan 47
5. Das Wappen der Grafen von Althan 48
6. Die Angsthäuser 48
7. Der Rehhaus 48
8. Der Kampf mit dem Riesen 49
9. Rehhaus und der Junker . 49
10. Zwei gute Räthe 50

VII. Ebersdorf u. Umgegend.

1. Ebersdorf 53
2. Stephan-Haus 53

Seite

3. Burg Schnallenstein . . . 53
4. Das Schloßfräulein im Schnallenstein 54
5. Das Burgfräulein und der Bauer 57
6. Die Schätze im Schnallenstein 57
7. Die Zerstörung der Burg Schnallenstein 58
8. Die Salzlöcher 58
9. Der Feierabend 59
10. Der Feuermann am Kalkofen 59
11. Der Teufelsvertrag 59
12. Das vergrabene Geläut . 60
13. Der verfluchte Hof 61
14. Der Lindenreiter 62
15. Die Erbauung der ersten Kirche zu Neundorf 62
16. Die Neundorfer Kirche . . 62
17. Der Schleier der Königin . 63

VIII. Habelschwerdt und Umgegend.

1. Die Entstehung der Stadt 64
2. Der Name der Stadt . . . 64
3. Der Spuck auf dem Siegerts 64
4. Der Drache 65
5. Die Floriankapelle 66
6. Die Zwerghochzeit 66
7. Der Wolf kommt 66
8. Die Stadtvertheidigung . . 67
9. Das Irrlicht 67
10. Die Kobelsburg 67
11. Der Galgenberg 68
12. Die St. Florian-Reliquie . 68
13. der Gabersdorfer 69
14. Die Sieben Hirten 69
15. Schloß Plomnitz 70
16. Die Lichtmännchen 71
17. Die Buschrülpen auf dem Heidelberge 71
18. Die lange Brücke 72
19. Die Kirchenschnure 72
20. Der Hammerstollen 72

Seite

IX. Reinerz und Umgegend.

1. Die Entstehung der Stadt 73
2. Der Stadtname 73
3. Der unterirdische Gang . . 73
4. Die Papiermühle 73
5. Das Bad 73
6. Die stehende Sonne 74
7. Der Pelzelteich 74
8. Das Waschweib 74
9. Die Kreuzspinne 75
10. Der Todtenkopf 75
11. Die Marienquelle 76
12. Der wilde Jäger 76
13. Der Vogelhannes 76
14. Der Vogelhannes und der Förster 77
15. Der Vogelhannes und der Weber 78
16. Der Vogelhannes und die Viehmagd 78
17. Der Vogelhannes und der Bauer 79
18. Der Vogelhannes und der Liebhaber 79
19. Der Vogelhannes und die Greisin 80
20. Der Vogelhannes und das Pilzweib 80
21. Der Vogelhannes und der Müller 81
22. Der Vogelhannes und die Dorfknaben 81
23. Der Vogelhannes und der Lehrbursche 81
24. Der Vogelhannes und der Leiermann 82
25. Wie der Vogelhannes in den Wald kam 82
26. Der goldene Stollen . . . 83
27. Das Liebespaar 84
28. Der vergrabene Schatz . . 85

X. Lewin und Umgebung.

1. Die Entstehung der Stadt 86
2. Der Name der Stadt . . . 86
3. Die Hexe von Lewin . . . 86

Seite

4. Das Hummelschloß 87
5. Der Gattenmord 88
6. Die Hummelfrau 88
7. Der Hummelritter 90
8. Die Zerstörung der Burg 91
9. Der Hummeldolch 91
10. Die Hummelschätze 91
11. Die Heimkehr 92
12. Die Teufelsschenke 93
13. Der wilde Tänzer 93
14. Der Spieler 94

XI. Wünschelburg und Umgegend.

1. Die Entstehung der Stadt 95
2. Der Name der Stadt . . . 95
3. Die Burg 96
4. Das Jagdschloß 96
5. Die Bartholomäuskirche . . 96
6. Die Pest 96
7. Das Seelenbad 96
8. Der Hussitenüberfall 97
9. Das Kloster 97
10. Die Todtengräber 98
11. Die glühende Leiche 98
12. Das Schulereiten 99
13. Das Wunder zu Albendorf 99
14. Die Pulverkerzen 100
15. Das Gottesgericht 100
16. Der schwarze Ritter 100
17. Der Rabenstein 101
18. Die Hirnschale 101
19. Die Heuscheuer 101
20. Die Heuscheuer-Jungfrau . 102
21. Der Heuscheuerwirth . . . 102
22. Der Heuscheuerwirth und der Handwerksbursche . . . 103
23. Der Heuscheuerwirth und der Wilddieb 104
24. Der Heuscheuerwirth und das Beerweib 104

Seite

25. Der Heuscheuerwirth und der Wanderer 104
26. Der Heuscheuerwirth und der Pfarrer 105
27. Der Heuscheuerwirth und der Lehrbursche 105
28. Der Kronenraub 106
29. Die schwarze Henne 106
30. Der Kirchenbau 107
31. Der Osterbach 107
32. Das Gloriawasser 107

XII. Schlegel und Umgegend.

1. Der Teufelslauf 108
2. Das Wetterläuten 109
3. Das alte Schloß 109
4. Die alte Burg 110
5. Das Christusbild 110
6. Die Sebastiankapelle . . . 110
7. Die Wettersäule 110

XIII. Neurode und Umgegend.

1. Der Stadtname 111
2. Die Pestkapelle 111
3. Die Tuntschendorfer Predigten 112
4. Der große Thurm 112
5. Die Krainsdorfer Glocke . 112
6. Die Teufelsnägel 112
7. Der Teufelsbann 113
8. Der Truppenempfang . . . 114
9. Der Otternstein 115
10. Die Schätze im Otternstein 115
11. Die Burgfrau 115
12. Der General 116
13. Der General und der Eierhändler 116
14. DesGeneralsVertheidigung 117
15. Die todte Familie 117
16. Köpprich 117
17. Die Kningenburg 118

I. Glatz und Umgegend.

1. Die Entstehung der Stadt.

Im Jahre 933 soll Kaiser Heinrich I. an der Stelle der heutigen Hauptfestung Glatz eine Burg gegen die Ueberfälle der Polen angelegt haben, welche in zwei Theile, das Ober- und das Niederschloß getheilt war. Am Abhange des Schloßhügels siedelten sich bald viele Handwerker und Handelsleute an, welche im Schutze der festen Burg eine Stadt erbauten.

Nach einer anderen Sage soll Glatz bereits von den Römern angelegt worden sein und davon der Heidenthurm in den Festungswerken noch Zeugniß geben.

Nach einer dritten Auslegung soll die heidnische Fürstin Valiska die ersten Anfänge des Schloßes erbaut haben.

2. Der Name der Stadt.

Der Name der Stadt Glatz soll böhmischen Ursprungs und von dem festen Schlosse auf die Stadt übertragen worden sein. Der ursprüngliche Name lautete Kladsko. Desselben hat bereits Cosmas in einer Schrift im 11. Jahrhundert erwähnt. (Contra poloniam castellum Kladsko est situm juxta flumen nomine Nizzam . . .) Aus Kladsko hat die deutsche Zunge Glatz gemacht. Nach einer anderen Erzählung nannten die Böhmen die als Grenzveste erbaute Burg „Klucz“ (Schlüssel), weil dieselbe die in das Land führenden Wege beherrschte und demnach der Schlüssel zu demselben war.

Schließlich erzählt eine weitere Sage, daß eine heidnische Fürstin (Valiska, Siehe 1) mit ihrem Bräutigam auf dem Eichberge

(dem heutigen Kranich) gewesen sei und mit demselben einen großen Klotz den Berg hinabgerollt habe. Dieselbe soll über den rasenden Lauf des Ungethüms so entzückt gewesen sein, daß sie den Ort, wo er liegen blieb, „Klotz“ nannte, woraus später „Glatz“ entstanden sein soll.

3. Das Heidenkirchlein.

Auf der höchsten Spitze der heutigen Hauptfestung Glatz hat ehemals eine Kapelle gestanden, welche auf den Trümmern eines heidnischen Tempels erbaut gewesen sein soll. Dieselbe hieß das Heidenkirchlein und wurde 1769 abgebrochen, nachdem sie viele Jahre als Pulvermagazin benutzt worden war.

4. Der Schloßbrunnen.

Auf der Festung Glatz wird noch heut der 100 Meter tiefe Brunnen gezeigt, welchen die Heiden in uralter Zeit in der Burg Kladsko angelegt haben sollen. In der unheimlichen Tiefe soll des Nachts oft Kettengerassel wahrgenommen worden, später aber verstummt sein, als man ein menschliches Gerippe daraus zu Tage gefördert und in geweihter Erde beigesetzt hatte.

5. Das Thumstift.

Am Schloßberge und an der böhmischen Straße zu Glatz soll es Nachts nicht geheuer sein. Vielfach sind dort geisterhafte Mönchsgestalten erblickt worden, welche aus den verschütteten Grüften der Thumkirche gekommen sein sollen. Seit 1345 hat dort nämlich ein Kloster nebst Kirche gestanden, welches von dem Erzbischof von Prag, Ernest, erbaut und das Thumstift genannt wurde. Dasselbe wurde zuerst von Augustinern und später von Jesuiten bewohnt, die aber von böhmischen Söldnern vertrieben wurden. Das rohe Kriegsvolk plünderte alsdann Kirche und Kloster und riß sogar die Leichen der Mönche aus den Särgen, um mit denselben Spott zu treiben. Ehe die Bande abzog, zerstörte sie, um das Jahr 1620, die Stiftsgebäude.

6. Probst Heinrich.

Als die Hussiten im Jahre 1428 Glatz hart bedrängten, soll der tapfere Probst des Thumstifts, Heinrich von Fotisdorf, Tag

und Nacht im Harnisch auf den Wällen gewesen sein und mit der kleinen Bürgerschaft die Stürmenden abgewehrt und zum Abzuge gezwungen haben. Alle Geschosse sollen an der Rüstung des tapferen Probstes abgeprallt sein und er soll vorausgesagt haben, daß Glatz die einzige Veste sei, welche den Hussiten nicht in die Hände fallen werde. Dies ist auch eingetroffen; die andern Burgen und Städte der Grafschaft wurden von den Hussitenbanden erobert und zerstört.

7. Die böhmische Straße.

Dicht unter der Festung liegt die böhmische Straße der Stadt Glatz. Dieselbe soll der in grauer Vorzeit zuerst erbaute Stadttheil sein. Als gegen das Ende des 14. Jahrhunderts deutsche Sprache und deutsche Cultur in Glatz Einlaß fanden, sollen sich in jenem Stadttheile noch hundert Jahre die böhmische Sprache behauptet, böhmische Richter Recht gesprochen und böhmische Pfarrherren gepredigt haben. Davon hat die böhmische Straße ihren Namen erhalten.

8. Der Rebellengroschen.

In Glatz mußten die Bürger früher für jedes Faß Bier einen Gulden Ranksteuer, den sogenannten Rebellengroschen zahlen. Diese Last soll als eine ewige Strafe über dieselben verhängt worden sein, weil ihre Väter in der böhmischen Empörung (1622) die hartnäckigsten Gegner ihres königlichen Herrn gewesen sind.

9. Die Mutter-Gottes-Statue.

Auf dem Oberring zu Glatz steht, abwärts von der Commandantur, eine schöne Statue der Mutter Gottes und des heiligen Franciskus. Dieselbe ist zum Andenken an die verheerende Pest (1633 oder 1680) errichtet worden, welche in der Stadt viertausend Menschen hinweggerafft haben soll. Die Sage berichtet, die Sterblichkeit sei so groß gewesen, daß die Leichen auf Erntewagen hinausgeschafft werden mußten.

10. Der Spuck auf dem Marktplatze.

An der Mutter-Gottes-Statue zu Glatz soll in früherer Zeit in der Mitternachtsstunde oftmals eine Geistergestalt erblickt worden sein, welche den Menschen aber aus dem Wege ging. Der Geist

wurde der Hanns genannt und soll schon lange Zeit auf jener Stelle bemerkt worden sein, ehe die Statue errichtet war. Wer derselbe gewesen ist, weiß eigentlich niemand, wohl aber munkelt man, daß der ehemalige Landeshauptmann von Glatz, ein gewisser Hans (von Warnsdorf), keine Ruhe finden könne, weil er einen schlesischen Ritter (Hans von Wiesenburg) unschuldig als Königsmörder (zu Glatz am 2. März 1464) hat viertheilen lassen.

11. Der heilige Adalbert.

Der Vater des heiligen Adalbert, der Herzog Slavnick von Lybitz, war 970 Besitzer der Grafschaft Glatz und St. Adalbert soll deshalb für Glatz eine besondere Vorliebe gehabt haben. Man sagt sogar, daß er dorthin gezogen sei, um sich im Heidenkirchlein (S. I, 3) im Gebete zur Bekehrung der heidnischen Preußen zu stärken.

12. Der Mönch auf der Pfarrhausstiege.

In früherer Zeit will man zur Nachtzeit oftmals eine geisterhafte Mönchsgestalt auf der Steintreppe vor der Pfarrwohnung zu Glatz gesehen haben, welche mit blutendem Kopfe auf dem Stufen saß.

Dieses Märchen ist jedenfalls auf einen Mord bezüglich, durch welchen an jener Stelle der calvinistische Diakon Zeutschner am 26. Dezember 1609 seinen Tod fand.

13. Die Johannes-Statue.

Auf der höchsten Spitze der Hauptfestung zu Glatz steht eine Statue des heiligen Johannes von Nepomuck. Dieselbe hat früher auf der Feldthorbrücke gestanden und ist auf Befehl Friedrich des Großen im Jahre 1773 an ihren jetzigen Standplatz gekommen. Der Volksmund erzählt, daß sich die Figur einmal umgewendet und zwar das Gesicht nach Böhmen zugewandt habe. (Geschichtlich steht fest, daß Friedrich II. befohlen hat, das Gesicht der Statue dem Böhmerlande zuzuwenden.) Zu verschiedenen Zeiten wollen auch Einheimische einen Lichtschein um dieselbe bemerkt haben.

14. Das Glatzer Bier.

Die Glatzer Bürger sollen im 14. Jahrhundert das Recht gehabt haben, allein im Lande Bier zu brauen. Sie konnten alle

Braupfannen auf den Dörfern zertrümmern, denn das Land war verpflichtet, Glatzer Bier zu trinken. Das Bier wurde aus Weizen und Gerste gebraut, aber Weizenbier genannt, und soll so schön gewesen sein, daß jährlich an fünf Millionen Quart von demselben hergestellt und getrunken wurden. Auf den Kopf der damals geringen Bevölkerung scheint demnach ein ansehnlicher Tropfen gekommen zu sein.

15. Das Fischerstechen.

In Glatz soll die Fischerzunft ehemals sehr stark gewesen sein. Ein besonderes Fest für die Einwohnerschaft war deshalb das Zunftfest der Fischer, mit welchem ein Wasserturnier im Mühlgraben verbunden war. Dasselbe wurde das Fischerstechen genannt. Bei einem solchen Feste ist ein junger Fischer von seinem Nebenbuhler bei Seite geschafft worden. Bis heut soll der Mörder deshalb keine Ruhe gefunden haben und sein Geist mitternächtlich oft von der Färberpforte nach der Statue im Mühlgraben ausspähen, wo er die dunkle That begangen hat.

16. Die Flucht von der Festung.

Die Flucht des Freiherrn Friedrich von der Trenk von der Glatzer Festung ist zwar in neuerer Zeit geschehen (Januar 1747), gehört aber mit ihrer romanhaften Ausschmückung zu den beliebtesten Sagen der Glatzer.

Trenk, der später noch zehn Jahre (1753—1763) unschuldig als Baugefangener in der Sternschanze zu Magdeburg untergebracht war und auf Befehl des Robespierre im Juli 1794 als angeblicher Geschäftsträger fremder Mächte unschuldig in Paris guillotinirt wurde, war als Ordonnanzoffizier Friedrichs des Großen in Ungnade gefallen und auf die Festung Glatz gebracht worden. Die Ungnade des Königs soll Trenk in Folge eines Liebesverhältnisses zur Prinzessin Amalie auf sich geladen und durch einen an sich unschuldigen Briefwechsel mit seinem Vetter (kais. Pandurenoberst Franz, Freiherr von der Trenk) den erwünschten Anlaß zur Verhaftung gegeben haben.

Als Festungsgefangener hatte sich Trenk die Herzen der Glatzer im Sturme erobert und die Offiziere der Garnison waren zu ihm in ein freundschaftliches Verhältniß getreten. Als in der Neujahrs-

nacht 1747 der Lieutenant von Schell die Wache auf der Festung hatte, soll derselbe mit dem Gefangenen über die Wälle herab auf Besen gerutscht und über die zugefrorene Neisse gelangt sein. Als die Flüchtigen in Hassitz angekommen waren, — sie hatten in der Dunkelheit einen falschen Weg eingeschlagen — zeigten die Kanonendonner schon an, daß ihre Flucht bemerkt worden sei. Entschlossen trat deshalb Trenk in ein Bauerngehöft und forderte zur Verfolgung eines Festungsgefangenen Pferde. Der Bauer erkannte nun zwar die Flüchtlinge, lehnte aber deren Forderung nicht ab, sondern gab zwei Gäule her, auf denen sie glücklich über die Grenze kamen. Der Volksmund fügt noch bei, daß die Prinzessin Amalie sich über die Gefangennahme Trenks blind geweint habe.

17. Die Gräfin Orsini.

Auf der Festung Glatz ist im Anfange dieses Jahrhunderts eine Giftmischerin, Gräfin Orsini, gefangen gehalten worden. Dieselbe bewegte sich frei auf der Festung und gab sogar den Damen aus der Stadt Kaffeekränzchen in einer Laube auf dem Festungsterrain. Einst hatte sie wieder die Elite der Glatzer Damen um sich versammelt und alle waren lustig und guter Dinge, als plötzlich ein allgemeines Unwohlsein eine große Panik verursachte. Die Damen glaubten sämmtlich, vergiftet zu sein, die lustige Giftmischerin soll sich aber nur einen schlechten Spaß, durch Beimengung von Aloe in den Kaffee, gemacht und über die Wirkung ihrer bösen Schelmerei sich köstlich gefreut haben. In späterer Zeit hat die Gräfin immer erst selbst von allen Speisen genießen müssen, ehe sie ihre Gäste dazu einladen durfte.

18. Orsinis Wappen.

Der genannten Gräfin Orsini Wappen, in welchem sich eine Binde befindet, war noch vor Jahrzehnten an dem Tische in der Laube auf der Festung Glatz vorhanden. Diese Binde soll deshalb in das gräfliche Wappen gekommen sein, weil Rossi Orsini von dem Papst Gregor IX. für die tapfere Abwehr des Angriffes Kaiser Friedrich I. auf Rom „Vater des Vaterlandes“ genannt und mit einem mit Edelsteinen gezierten Stirnbande geschmückt worden war.

19. Die Erbauung der Pfarrkirche.

Die erste christliche Kirche in Glatz soll der Kaiser Heinrich der Vogler im Jahre 936 gestiftet haben. Die Sage berichtet, daß diese Kirche im Jahre 1033 bei einem Stadtbrande, während einer Belagerung des Schlosses, vernichtet und, neuerbaut, im Jahre 1114 wieder niedergebrannt worden sei. Die Erbauung der jetzigen, prachtvollen Kirche soll in die Mitte des 12. Jahrhunderts fallen.

Eine bedeutend ältere Sage lautet:

Als die Stelle, auf welcher heut die Stadt Glatz steht, noch dichter Wald bedeckte, veranstaltete die heidnische Baliska dort eine große Jagd. Jäger derselben fanden unter einem Wurzelstocke einen großen Schatz und errichteten auf der Fundstelle zu Ehren ihrer Götzen einen prächtigen Tempel, der in späterer Zeit in eine christliche Kirche umgestaltet wurde.

20. Der weiße Thurm.

Der weiße Thurm an der Pfarrkirche in Glatz soll in der Zeit von 1462 bis 1466 von den Maltesern erbaut worden sein, deren Wappen mit der Jahreszahl 1468 an einer Fensterbrüstung eingemeißelt ist. Der Name des Thurms soll von der Lage desselben nach der Mittagsseite herrühren.

21. Der schwarze Thurm.

Der niedrigere Thurm der Pfarrkirche zu Glatz wird der schwarze Thurm genannt und soll im Jahre 1487 von dem Herzog Heinrich von Münsterberg erbaut worden sein. Den Namen soll er von seiner Lage nach der Mitternachtsseite haben.

22. Das wunderthätige Bild.

Auf einem Throne über dem Hochaltare der Pfarrkirche zu Glatz steht ein aus Cedernholz kunstvoll geschnitztes Bildniß der heiligen Maria mit dem Jesukinde. Dasselbe soll um das Jahr 1190 (oder schon zwischen 1130 und 1140) von Kreuzrittern aus Syrien dorthin gebracht worden sein. Zu dem Bilde wallten von Alters her viele Kranke und die Gottesmutter soll fast immer die Bitten derselben erhört und die Leidenden geheilt haben.

Das wunderthätige Bild, welchem nur noch das zu Drepano auf Sicilien (1187 in Jerusalem von den Tempelherren den Sara-

cenen entrissen) an Schönheit gleichkommt, soll in allen religiösen und politischen Stürmen nicht von seinem Platze gewichen, von keinem Brande beschädigt worden sein und von keiner Belagerung gelitten haben. Die Sage behauptet, daß auch der Wurmstich demselben keine Vernichtung bringen könne.

23. Des Gnadenbildes Schutz.

Im Anfang dieses Jahrhunderts stürzte ein Lehrling bei der Erneuerung des Deckengemäldes in der Glatzer Kirche von dem über sechs Stockwerk hohen Gerüst vor dem Gnadenbilde auf die Steinfließen des Altares, ohne den geringsten Schaden davonzutragen. Die wunderbare Verhütung des Todes jenes Knaben schrieb man dem Gnadenbilde zu.

24. Der selige Ernest.

Vor dem Hochaltare der Pfarrkirche zu Glatz befand sich ein Grabdenkmal aus röthlichem Marmor, auf welchem eine weiße Marmorfigur, einen Bischof darstellend, ruhte. Dasselbe wurde im Jahre 1881, da es in Stücke zerfallen war, fortgenommen und durch das gegenwärtig dort befindliche, aus carrarischem Marmor gefertigte Standbild eines knieenden Bischofs ersetzt.

Unter demselben liegen die Ueberreste des seligen Ernestus, der von 1346 bis 1364 Erzbischof von Prag war. Derselbe war der Sohn des Landeshauptmanns von Glatz, Arnost von Pardubitz und Skara.

Die Legende erzählt, daß er als Schüler der lateinischen Schule des Jesuiten-Collegii, welches er von 1305 bis 1310 besuchte, an der Stelle, wo er jetzt begraben liegt, eine sonderbare Erscheinung hatte.

Er war mit seinen Mitschülern vor dem Gnadenbilde und zeichnete sich nicht durch Andacht aus, sondern blickte zerstreut umher. Auf einmal gewahrte er, wie die Gottesmutter ihr Gesicht von ihm abwendete. Ernest war darüber ungeheuer erschrocken und wurde von der Stunde an fromm und gottesfürchtig. Da er sich aber wegen dieser Erscheinung für einen großen Sünder hielt, so theilte er das Gesehene keinem Menschen mit und machte es erst kurz vor seinem Tode (1364) bekannt. Die von Ernest darüber angefertigte Urkunde soll noch in der fürstbischöflichen Bibliothek in Breslau aufbewahrt sein, wohin sie 1468 geschenkt wurde.

Die Festung Glatz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Legende ist auf einem Wandgemälde an der linken Seite des Hochaltars dargestellt.

25. Die Prophezeihungen des seligen Ernest.

Der Erzbischof Ernest von Prag verlangte, in der Pfarrkirche zu Glatz und nicht in der von ihm dort erbauten Thumkirche beigesetzt zu werden, weil er nicht in einem Roßstalle begraben sein wollte. Er prophezeite nämlich der letztgenannten Kirche, daß sie als Pferdestall benutzt werden würde. Im Jahre 1623 ist diese Voraussagung in Erfüllung gegangen.

Eine zweite Prophezeihung soll Ernest bezüglich seines Grabmales gethan haben, welches, aus hartem Marmor gemeißelt, vor dem hölzernen Muttergottesbilde zu Staub zerfallen würde, auch diese Weissagung ist schon zum Theil eingetroffen: denn das Gnadenbild steht noch unversehrt, das Marmorbild Ernest's ist aber bereits in Stücke zerfallen.

26. Das seltsame Oel.

Dem Marmordenkmal des seligen Ernst soll im 15. Jahrhundert (15. Mai 1467) ein seltsames Oel entquollen und so stark zur Erde geflossen sein, daß man es mit Löffeln aufschöpfen konnte. Dasselbe soll weder auf dem Wasser geschwommen, noch brennfähig gewesen sein, aber einen Geruch gehabt haben, als ob es von einem Menschenleibe herrühre. Die Sage berichtet, daß es aus den Thränen des seligen Todten entstanden sei, mit welchen er die kommenden Schicksalsschläge der Stadt Glatz angezeigt habe. (Ein Augustiner-Probst, Michael, hat diese Erklärung abgegeben und auf die Hussitenkriege und den Stadtbrand von 1469 bezogen).

27. Die Gelöbnißkasten.

Unter den beiden Bildern, zu beiden Seiten des Hochaltars, in der Glatzer Pfarrkirche, welche die Hauptepisoden aus dem Leben des seligen Ernest, als Schüler und als Erzbischof vor dem Marienbilde, darstellen, befinden sich die Gelöbnißkasten, in welche die Pilger in früherer Zeit die kostbarsten Geschenke von Gold, Silber und Wachs gelegt und durch Aufopferung derselben von der wunderthätigen Maria Heilung ihrer Leiden an Leib und Seele erlangt haben sollen.

28. Der heilige Primitivi.

Die Gebeine des heiligen Primitivi sollen ebenfalls in der Glatzer Pfarrkirche ruhen. Demselben ist an einem der mittleren Pfeiler auf der rechten Seite der Kirche ein Altar geweiht. Für besondere Leiden haben die Wallfahrer dort ihr Gebet verrichtet und Heilung erlangt.

29. Die heilige Secunda.

Ein anderer Altar in der Pfarrkirche zu Glatz, welcher dem vorher genannten gegenüber steht, ist der heiligen Sekunda gewidmet. Auf demselben sollen sich die Gebeine der genannten Märtyrin befinden. Der Legende nach sind an dem Todestage der Märtyrin, den man als ihren Geburtstag (zum himmlischen Leben) angiebt, viele Wünsche der frommen Bittenden erfüllt worden.

30. Ein Gottesgericht.

Der Sage nach wurde ein Prediger (Namens Fabian Eckel), welcher in der Pfarrkirche zu Glatz die Lehre Caspar von Schweinfelds verkündete und auf der Kanzel Gotteslästerungen ausstieß, von einem Gottesgericht ereilt; er verstummte plötzlich und starb nach einigen Stunden (1546). Die meisten Zuhörer seiner letzten Predigt sollen sofort zu ihrem alten Glauben zurückgekehrt sein.

31. Die große Kerze.

An einem Pfeiler der Pfarrkirche zu Glatz ist eine Riesen-Wachskerze zu sehen, von welcher erzählt wird, daß eine Gräfin (Herberstein, verehelichte von Haslinger) dieselbe (1720 oder 24) ihrem Körpergewicht gleich anfertigen ließ und der wunderthätigen Maria geopfert habe.

Der Volksmund weiß wohl auch noch eine andere, aber unbegründete Sage, nach welcher ein Feind der Kirche die große Kerze mit Pulver angefüllt und zum gottesdienstlichen Gebrauch geschenkt habe, um das Gnadenbild zu verderben. Sonderbarer Weise soll die Kerze aber nicht angebrannt sein und einen Pulvergeruch verbreitet haben, durch welchen der Inhalt entdeckt und die Buberei vereitelt wurde. (Wahrscheinlich eine Verwechselung mit Albendorf).

32. Die Ritterinsignien.

An einem Pfeiler in der Nähe des Hochaltars der Glatzer Pfarrkirche hängen Waffen und eine Standarte. Man sagt, daß dieselben aus den Hussitenkriegen oder gar von den Mongolenkämpfen herrühren sollen.

Nach anderer Sage sind es die Ritterinsignien eines der sieben Herzöge, welche in der Pfarrkirche die letzte Ruhestätte fanden.

Eine dritte Auslegung (die richtigste) weist die Gegenstände von dem ebenfalls (seit 1679) unter der Pfarrkirche ruhenden Reichsgrafen von Götzen, Landeshauptmann der Grafschaft Glatz, her.

33. Das Kreuz am Halbendorfer Wege.

An der linken Seite am Halbendorfer Wege stand früher (noch 1866) ein kleines steinernes Kreuz. Die Sage erzählt, daß dort einst ein frommer Pilger von dem Pöbel erschlagen worden sei und sich alljährlich an einem bestimmten Tage ein weißes Täubchen auf der Stelle zeige. —

Möglicher Weise bezieht sich diese Sage auf die Thatsache, daß ein polnischer Edelmann Adam von Markowsky, im Jahre 1604 vor der Stadt von dem altlutherischen Volke erschlagen wurde. Markowsky kam mit Albert von Lasky auf der Pilgerreise von Rom nach Glatz. Die beiden Edelleute hielten die Pfarrkirche, welche damals in den Händen der altgläubigen Lutheraner war, für eine katholische und knieten während der Predigt vor dem Hochaltare nieder. Ihre Meinung von dem katholischen Charakter der Kirche wurde Angesichts des Gnadenbildes noch bestärkt, die versammelte Kirchengemeinde ergrimmte aber über das ihrem Ritus widersprechende Benehmen der beiden Pilger und erhob einen Tumult. Die beiden Edelleute flüchteten zur Kirche und Stadt hinaus, Markowsky unterlag jedoch vor dem Stadtthor dem wüthenden Pöbel und wurde sterbend von zwei Gymnasiasten in das Haus einer armen Wittwe in Halbendorf gebracht.

34. Pater Faulhaber.

Im Jahre 1757 war Pater Andreas Faulhaber, ein Glatzer Bürgersohn, Katechet und Schloßprediger zu Glatz. Derselbe wurde auf die Aussage eines Deserteurs verhaftet und unter gemeine Verbrecher ins Stockhaus gebracht. Es wurde ihm zur Last ge-

legt, in der Beichte einem Soldaten (Namens Joseph Rentwig) auf dessen Frage entgegnet zu haben, daß die Fahnenflucht zwar eine große Sünde, aber doch nicht so groß sei, daß sie nicht vergeben werden könne.

Pater Faulhaber erklärte bei seiner Vernehmung, daß er diesen Ausspruch weder läugnen noch eingestehen könne, da er das Beichtgeheimniß nicht verletzen dürfe.

Dem charakterfesten Priester erging es nun ähnlich, wie dem heiligen Johannes von Nepomuk, der aus ähnlichem Anlaß, weil er das Beichtgeheimniß nicht preisgab, in die Moldau gestürzt wurde. Pater Faulhaber wurde am 30. Dezember 1757 auf königlichen Befehl zum Galgen geführt und aufgeknüpft.

Die Leiche soll zwei Jahre sieben Monate auf der Richtstätte unversehrt hängen geblieben und erst von den Oesterreichern abgenommen worden sein. Die feierliche Beisetzung derselben in der Gruft der Pfarrkirche fand am 8. Juli 1760 statt, das Volk hat aber an das traurige Ereigniß die schöne Sage geknüpft, daß die göttliche Vorsehung durch die Erhaltung des priesterlichen Leichnams, während einunddreißig Monaten die Standhaftigkeit und den Heldenmuth dieses Seelsorgers öffentlich anerkannt habe.

Im Volksmunde heißt es auch wohl noch heut, daß die Leiche des seligen Paters unversehrt in der Gruft liege.

35. Die Schusterwiesen.

Die Schusterwiesen im Glatzer Stadbezirk sollen einer alten Stiftung angehört haben. Es wird erzählt, daß ein Glatzer Bürger, Wenzel Schramm, vor dem Gnadenbilde gebetet habe und von einer Krankheit geheilt worden sei. Aus Dankbarkeit stiftete er einen Altar und schenkte zu dessen Unterhaltung zwei Stadthäuser und eine Wiesenfläche. Da der Stifter Schuhmacher war, sind die Wiesen seit jener Zeit (1493) die Schusterwiesen genannt worden.

36. Der erste Stadtbrand.

Als im Jahre 1114 der böhmische Prinz Sobieslav einen Mord begangen hatte, floh er vor seinem Bruder Wratislaw, der Herzog von Böhmen war. Der Flüchtling kam vor Glatz und dachte sich dort festzusetzen, die Bürger aber waren weder durch Bitten, noch durch Drohungen zu bewegen, die Thore zu öffnen.

Da ergrimmte der Flüchtling und zündete die Stadt an, welche sammt der Burg niederbrannte. Als Sobieslav nach seines Bruders Tode Herzog von Böhmen war, soll er seine schlimmen Thaten gesühnt und Burg und Stadt wieder aufgebaut haben.

37. Der schwarze Pudel auf der Reinerzer Straße.

Im Advent und in der Fastenzeit zeigt sich auf der Reinerzer Straße, zwischen Glatz und Oberschwedeldorf, oft mitternächtlich ein dicker, schwarzer Pudel. Derselbe begleitet Fußgänger und Fuhrwerke eine Strecke Weges und verschwindet. Dieser Spuck soll schon wahrgenommen werden, seit einst an jener Stelle die Leichenträger mit dem Sarge einer dicken Pfarrköchin aus dem Oberschwedeldorfer Pfarrhause auf der glattgefrorenen Straße ausgeglitten sind. Die Todte fiel aus dem zerschellten Sarge heraus und kugelte auf der Straße entlang. Ihr Geist aber soll deshalb keine Ruhe finden, weil sie neben anderen Schlechtigkeiten auch einen Kindesmord begangen haben soll.

38. Der Pudel auf der Reichensteiner Straße.

Zwischen dem Puhberge und dem alten Galgen haben Glatzer und Leute aus Neudeck zur Mitternacht in der Fastenzeit oft einen schwarzen Pudel in einem grellen Lichtschein, der bis an die Figur bei dem Galgen reichte, sitzen sehen. Man will wissen, daß der Pudel der Geist eines reichen Vorwerkers sein soll, der zum Mordbrenner geworden war. Er hatte einen armen Schlucker dieses Verbrechens beschuldigt und dessen Hinrichtung von jener Stelle aus angesehn.

39. Der Puhberg.

Auf dem Puhberge bei Glatz, der zwischen den Kunststraßen nach Landeck und Reichenstein liegt, soll früher ein Waldhäuschen gestanden haben, bei welchem sich eine Uhuhütte befand und von dieser letzteren soll der Berg seinen Namen Uhu- oder Puhuberg erhalten haben, woraus später Puhberg wurde.

40. Der Marienbrunnen.

Am Götzhofe in Glatz ist ein Brünnlein, über welchem sich ein altes Marienbild befindet. Zu diesem Brunnen wanderten früher (und auch noch in der Neuzeit) viele Glatzer, um in den

Morgenstunden der Maitage sich zu stärken, denn der Sage zu Folge soll zu genannter Zeit das schöne frische Quellwasser des Brunnens heilkräftig sein.

41. Die Judengasse.

Die Judengasse, welche bei dem Convict in die grüne Straße mündet, ist ehemals die einzige Gasse oder Straße in Glatz gewesen, auf welcher Juden wohnen und sich ansiedeln durften, wovon die Gasse ihren Namen erhielt. Um das Jahr 1620 (22) soll dies aber sich geändert haben. Damals — so erzählt man — wurden in einer Nacht sämmtliche Juden aus der Stadt verjagt und ein Stadtbefehl erlassen, welcher jedem Israeliten den Aufenthalt in der Stadt und sogar das Uebernachten in derselben bei hoher Strafe verbot. Wie schlimm diese unbillige Verordnung die Leute betroffen hat, geht daraus hervor, daß viele derselben Eigenthum in der Stadt hatten, welches sie billig verkaufen mußten und sogar verschenkt haben sollen, um die darauf haftenden Abgaben, die man wohl von ihnen beizutreiben wußte, loszuwerden.

42. Die Wenzelkirche.

In Glatz hat ehemals ein Kirchlein gestanden, welches die Wenzelkirche genannt wurde und dem heiligen Wenzeslaus gewidmet war. Im Jahre 1184 waren die Johanniter als Pfleger desselben von dem Böhmenherzog Friedrich bestellt worden. Diese Kirche soll in der Nähe des Feldthores im Schloßrayon gestanden haben und ist im dreißigjährigen Kriege abgerissen worden.

43. Der Comthurwald.

Der sogenannte Comthurwald bei Wernersdorf, der früher zum Kreuzhofe (jetzt Gymnasium) gehörte, soll deshalb so heißen, weil ein Comthur der Kreuzherren zu Glatz, Matthias von Lemberg, denselben von den Herren von Snellenstein (Schnallenstein) im Jahre 1393 erkaufte. Aus gleichem Anlaß soll der Name der Comthurwiesen entstanden sein.

44. Das Minoritten-Kloster.

Das Kloster der mindern Brüder auf dem Sande zu Glatz soll schon im 11. Jahrhundert erbaut worden sein, die Ge-

schichte weiß kein Datum anzugeben. Dasselbe wurde durch Hochwasser arg geschädigt und um 1540 theilweise abgebrochen. Nachdem aber die Minoritten, welche ihr Heim verlassen hatten, im Jahre 1604 zurückgekehrt waren, bauten sie 1612 das Kloster wieder auf. Die Sage erzählt, daß die Ordensbrüder mit eigenen Händen den Bau aufgeführt hätten und der Probst (Guardian) aus dem polnischen Adelsgeschlechte derer von Schidlow (oder v. Schidlowsky) dabei mit gutem Beispiel vorangegangen sei.

45. Der Erste und der Letzte.

In der Grafschaft Glatz lautet ein Sprüchwort: „Den Ersten frißt's, den Letzten nimmt's" (A Erschta freßt's, a Letzta nemmt's) und deshalb gehen die Leute des Abends gern neben-, aber nicht hintereinander.

Dieses Sprüchwort und der daran haftende Aberglaube sollen sehr alt und dadurch entstanden sein, daß in einem Dorfe bei Glatz einst eine Gesellschaft fideler Leute um Mitternacht auf engem Pfade den Heimweg antrat. Die späten Zecher waren gezwungen, hinter einander, den sogenannten Gänsemarsch, zu gehen. Am Endziel gewahrten dieselben aber mit Schreck, daß der Erste und der Letzte ihrer Kommilitonen fehlte. Die Verlorenen kehrten auch den anderen Tag nicht heim und kamen überhaupt nicht wieder zum Vorschein.

46. Das Blutbad.

Unter den Bürgern von Glatz soll der Kaiser Konrad (1037) nach der Eroberung des Schlosses und der Stadt ein ungeheueres Blutbad angerichtet haben. Erzürnt, daß die Bürger sich so tapfer vertheidigt hatten, befahl er, jeden derselben zu tödten, der auf den heldenmüthigen Anführer der Glatzer keinen Stein werfen würde. Dies that aber nur ein Einziger und die wackeren Bürger mußten sämmtlich über die Klinge springen.

47. Valiska.

Valiska, welcher die Gründung und Benennung der Burg und der Stadt Glatz zugeschrieben werden (siehe I, 1. 2), soll eine Tochter Krocks, eine Schwester der fürstlichen Seherin Libuscha, der Gründerin Prags, und der Zauberin Kascha gewesen sein, welche Libuscha (Libussa) dem Ritter Vivoy (Schweinichen) zur Frau

gab. Valiska stand, wie ihre Schwestern, in dem Rufe der Zauberei und wurde von den Bewohnern der Grafschaft deshalb entsetzlich gehaßt. Die bekanntesten Märchen, welche ihr angedichtet wurden, sind folgende:

48. Der Ranzenbogen.

Von den Thürmen der Burg Kladsko aus erreichte die Fürstin Valiska in meilenweiter Umgebung mit ihrem Ranzenbogen Menschen und Thiere in den Wäldern und Bergen. Wollte sie ein Wild erlegen, so fehlte ihr Pfeil das einem Menschenauge in dieser Entfernung unerkennbare Ziel nicht und ihre Feinde waren vor ihren Pfeilen im ganzen Glatzer Lande nicht sicher.

49. Die Schußprobe.

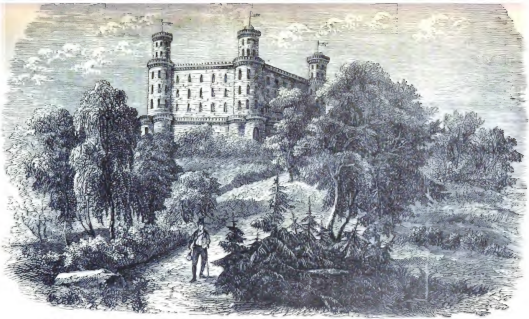
Einst hatte Valiska mit ihrem Bruder (geschichtlich ist ein Sohn Krocks ebenso wenig bekannt, wie Valiska als Schwester der Libuscha und Kascha) eine Wette gemacht. Sie behauptete, daß ihre Pfeile weiter gingen als die des Bruders. Auf dem Haidenthurme wurde das Wettschießen begonnen und Valiska sah des Gegners Pfeile bis an den Neisserand dringen. Da lachte sie und schoß einen Pfeil von ihrem Ranzenbogen in eine Linde bei Eisersdorf, sodaß nur noch die Hälfte desselben zu sehen war. Halb so weit waren aber auch gerade nur die Pfeile des Bruders gegangen und derselbe erklärte, besiegt zu sein.

50. Das Bild der Valiska.

Wenn man auf die Festung steigt, sieht man in der Mauer einer Umwallung, an der man vorüberschreitet, das Steinbild der heidnischen Fürstin Valiska. Eine alte Mär erzählt, daß dieselbe dort lebendig eingemauert worden sei, nachdem das Volk sie als eine Zauberin erkannt und erfaßt habe. Sie hätte sich durch ihre höllische Kunst wohl befreien können, aber dazu wäre nöthig gewesen, daß ihre Füße mit dem Erdboden in Berührung kamen und dies wußten die schlauen Leute zu verhüten.

51. Das Flachshaar.

In der St. Wenzelkirche oder im Haidenkirchlein in den Festungswerken zu Glatz soll bis 1618 oder sogar bis 1757 flachsähnliches Frauenhaar aufbewahrt worden sein, welches die Stadt



Schloß Camenz in Schlesien, Besitzthum des Prinzen Albrecht von Preußen.

Digitized by Google

oder das Schloß vor gänzlichem Untergange behütete. Dasselbe soll das abgeschnittene, schöne Haupthaar der vermeintlichen Zauberin Valiska gewesen sein.

52. Die Wagenschmierbutte.

An der Ecke des voriges Jahr abgebrannten Rathhauses zu Glatz (nach der Taberne zu) befand sich in der Höhe des ersten Stockwerkes ein eigenthümliches Steinbild, welches eine Wagenschmierbutte vorstellen sollte. Wie dasselbe dorthin gekommen war, davon berichtet eine alte Sage.

Als in grauer Vorzeit die Grafschaft Glatz noch von einem großen Walde bedeckt war, führte die Straße von Böhmen nach Polen, welche schon die Etrusker gezogen sein sollen, über den Platz, wo heut das Rathhaus zu Glatz steht. An diesem Punkte trafen auch mehrere Nebenwege zusammen, die ebenso schlecht waren, wie die Hauptstraße und zu den größten Quälereien der Zugthiere Anlaß gaben.

Ein Köhler, welcher oft Gelegenheit hatte, den armen Fuhrleuten, die hilfelos auf der Straße liegen oder in dem sumpfigen Boden stecken geblieben waren, fortzuhelfen, soll nun das alte Sprüchwort bedacht haben: „Wer gut schmeert, der gut fährt."

Er befestigte ein Tönnchen mit Wagentheer an dem Wegesterne, damit die Fuhrleute ihre Gefährte davon versorgen könnten. So lange der biedere Mann lebte, war die Wagenschmierbutte stets gefüllt und die Fuhrleute wußten ihm Dank dafür. Nach seinem Tode übernahmen andere Köhler das Liebeswerk, welches unzählige Thierquälereien und großes Aergerniß verhütet hatte.

Zum Gedächtniß der damaligen Zeit und der guten Dienste, welche die Wagenschmierbutte auf jener Stelle geleistet hat, wurde auf den Wunsch der ersten Bürger der jungen Stadt Glatz das Abbild derselben in das neuerbaute Rathhaus eingefügt.

Hoffentlich wird das unförmliche schlichte Steinbild auch an dem Neubau wieder seinen Platz finden.

53. Der Beutebrand.

Als die kriegerische Einwohnerschaft und Besatzung von Glatz einst mit reicher Beute von einem Streifzuge heimgekehrt waren (7. August 1469), das geraubte Vieh in die Judengasse getrieben

und die andere Beute auf dem Schlosse und in der Stadt untergebracht hatten, wurde ein „fröhlicher Abend“ abgehalten. Aber in die Festfreude hinein erscholl gar bald der Ruf: „Die Stadt brennt!“

Bei der Festfeier hatte den Mannen der Beutewein wohl gemundet und die meisten derselben waren deshalb unfähig, Löschdienste zu leisten. Deshalb geschah es, daß die Judengasse und die Schwedlerstraße (Schwedeldorferstraße) niederbrannten, wobei das geraubte Vieh in den Flammen umkam. Der Sage nach sollen in erbeuteten Gegenständen Brandkörper verborgen gewesen sein und das Unglück veranlaßt haben. Deshalb wurde der Brand der Beutebrand genannt.

54. Der Ungarnschatz.

Auf der Stelle, wo heut die Stadt Glatz steht, sollen einst die vor dem deutschen Feldherrn, Grafen Ringelheim, fliehenden Ungarn in der Mitte des 10. Jahrhunderts gelagert haben. Der deutsche Heerführer hatte den Entschluß gefaßt, die Feindesschaaren gänzlich zu vernichten. Er hatte denselben daher Zeit gelassen, sich in dem Lager zu sammeln.

Am frühen Morgen aber überfielen die Deutschen ihre heidnischen Feinde und sprengten sie nach sechsundzwanzigstündigem Kampfe auseinander. Die Heiden hatten ungeheuere Schätze in ihrem Lager und Graf Ringelheim hätte dieselben gern erbeutet, aber sie waren aus den Zelten verschwunden und man konnte nicht begreifen, auf welche Weise dieselben fortgeschafft sein konnten.

Als nun Graf Ringelheim sich mehrere Streifwunden, die er aus dem wackeren Kampfe davon getragen hatte, an einem Teiche auswaschen wollte, sah er auf dem Grunde desselben Gold blinken. „Der Ungarnschatz ist aufgefunden!“ hieß es im ganzen Heere. Es wurden sofort Gräben aufgeworfen und das Wasser des Teiches nach der Neisse geleitet. Diese Arbeit ergab auch einen Mühelohn, denn auf dem Grunde des Teiches lagerten eine solche Menge goldener Gefäße, daß jeder Soldat soviel bekam, wie er nur fortschaffen konnte.

55. Der ist im Teiche gewesen.

Ein Glatzer Sprüchwort lautete: „Na, der ist im Teiche gewesen!“ Dasselbe wurde angewendet, wenn man sagen wollte:

„Der ist reich geworden und ich weiß nicht, auf welche Weise.“ Dasselbe soll auf den Teich bezug haben, in welchem der deutsche Graf Ringelheim mit seinen tapferen Kriegern den Ungarnschatz fand.

56. Die sieben Schläfer.

Vor vielen hundert Jahren sollen sieben Brüder aus Glatz nach Holz auf den Rothen Berg gegangen sein und sich in einer Höhle, welche noch heut vorhanden ist, niedergelassen haben. Da dieselben sehr ermüdet waren, schliefen sie ein und kehrten, als sie erwachten, nach der Stadt zurück. Dort fanden sie aber Menschen, die sie nicht kannten, und auf ihre Kleidung zeigten neugierig die Vorübergehenden.

Als sie in das Haus kamen, welches sie bewohnt hatten, fanden sie es völlig umgestaltet und fremde Gesichter hausten darin. Nun erklärten sie aber, daß das Grundstück ihr Eigenthum sei. Da lachte der Besitzer, ein Mann von fünfzig Jahren, und sagte, daß er in dem Hause geboren worden sei und dasselbe von seinem Vater ererbt habe, dessen Wiege auch in demselben gestanden habe.

Die sieben Brüder mußten sich nun an den Rath der Stadt wenden und erzählten demselben ihre Geschichte. Die Rathsherren glaubten, sie hätten es hier mit Irrsinnigen zu thun, einer derselben ließ sich jedoch die Geldmünzen aus den Kleidertaschen der Brüder zeigen, schlug dann die städtischen Aufzeichnungen nach und fand, daß die sieben Brüder wirklich die gesetzmäßigen Eigenthümer des betreffenden Hauses gewesen und vor hundert Jahren in den Wald gegangen, aber nicht wiedergekehrt waren. Nun verbreitete sich schnell das Gerücht von den sieben Brüdern, die hundert Jahre geschlafen hatten, in der Stadt und die gute Bürgerschaft übernahm die Auseinandersetzung mit dem Hauswirthe und setzte sie in ihre alten Rechte wieder ein. In welchem Jahrhundert die Rückkehr der sieben Schläfer erfolgt ist, davon schweigt die Mär.

57. Das vertheidigte Grab.

Ein Landmann, welcher in der Nähe von Glatz wohnte, war sein Leben lang ein Pechvogel; Alles, was er angriff, brachte ihm kein Glück. Ein jäher Tod beschloß seine unglückliche Laufbahn. Als er auf dem Friedhofe ruhte, steckten seine Nachbarn die Köpfe zusammen, gingen zu dem Pfarrer des Ortes und sagten:

„Der ist nicht eines richtigen Todes gestorben, es ist zu schnell mit ihm zu Ende gegangen."

Die Bauern verlangten nun, daß der Verstorbene ausgegraben und in ungeweihter Erde eingescharrt würde. Der Pfarrer gab, ungeachtet der Bitten der Hinterbliebenen des unglücklichen Mannes, dem Todtengräber den Auftrag, die Leiche auszugraben und in einem Winkel des Friedhofes einzuscharren.

Als aber der Todtengräber mit seiner Arbeit begonnen und einige Spatenstiche in den Grabhügel gethan hatte, da fing es in dem Grabe an zu wogen und eine unsichtbare Gewalt schleuderte ihn unsanft fort.

Darauf verbreitete sich rasch in dem Orte die Geschichte von dem vertheidigten Grabe und die Klatschmäuler verstummten. Als aber der alte Todtengräber gestorben war, erklärte ein Bauer, er wolle nicht, daß sein verstorbener Bruder neben diesem Grabe bestattet werde. Deshalb machte sich der junge Todtengräber anheischig, das unheimliche Grab zu öffnen. Er stand aber gar bald davon ab, denn dasselbe wurde energisch vertheidigt.

Seit jener Zeit hat man die Ruhe jenes verleumdeten Todten nicht wieder gestört.

58. Die Ziskatrommel.

Als der seiner fanatischen Grausamkeit halber berüchtigte Hussitenführer Johann Ziska im Jahre 1424 gestorben war, verbreitete sich in seinem Heere die Sage, daß der todte Führer, der die Seinen stets zum Siege zu führen und für die entsetzlichsten Gräuelthaten zu begeistern gewußt hatte, sterbend befohlen habe, daß man seiner Leiche die Haut abziehen und sein Fleisch den Thieren des Feldes zum Fraße hinwerfen solle. Aus seiner Haut solle man aber eine Trommel anfertigen lassen, deren Schall jeden Feind der hussitischen Sache in die Flucht jagen würde.

Dieser letzte Wille Ziska's soll ausgeführt worden sein. Seinem Leichnam soll unter Leitung des Arztes Franciscus de Pira von den Feldmedicis Terso und Weymann die Haut abgezogen worden sein, der übrige Körper wurde aber in Czaslau bestattet.

Die aus der Ziskahaut hergestellte Trommel (nach Anderen aus dem Thierfell, welches Ziska auf der Brust trug), soll eine wahre Löwenstimme gehabt haben und von Prokop dem Großen,

einem ehemaligen Mönche, der nach Ziska's Tode Heerführer der Taboriten war, oft mit Erfolg gebraucht worden sein.

Als Prokop im Jahre 1429 Glatz belagerte, machten die Bürger einen Ausfall und bei demselben soll die Ziskatrommel durch Verrath in ihre Hände gekommen sein.

Seit jener Zeit wurde dieses merkwürdige Instrument in Glatz aufbewahrt, auf Befehl Friedrich des Großen 1743 aber nach Berlin gebracht und dort ist Ziska's Fell von den Motten gefressen worden, denn als Reliquie des unmenschlichen Feldherrn ist es nirgends verzeichnet.

59. Der Glatzer Toggenburger.

Von einem Schlosse bei Glatz soll der Ritter Ewald mit Kaiser Friedrichs II. Heere in das gelobte Land gezogen sein. Bei Antritt der Kreuzfahrt trennte er sich von seinem Liebchen, das auf seines Nachbars Schlosse hauste, und versprach demselben ewige Treue.

Trüben Sinnes blieb das Mägdlein zurück und saß alltags in der Hollunderlaube, in welcher es so oft den Worten des geliebten Ritters gelauscht hatte. Ewald aber focht draußen im heiligen Lande tapfer gegen die Türken und kehrte, mit Auszeichnungen überhäuft, in seine Heimath zurück.

Die Sehnsucht trieb ihn sofort auf das Schloß seiner Liebsten, er stieg vor dem Burgthore ab und begab sich in den Garten, denn er glaubte das Fräulein in der Hollunderlaube zu treffen, wo es so oft an seiner Seite gesessen und mit ihm gekost hatte.

Von Weitem sah er einen weißen Gegenstand aus der Laube blinken und sein Herz schlug rascher, denn er glaubte, die Geliebte darin zu treffen.

Als er aber näher trat, erblickte er ein weißes Grabmal mit der Inschrift: „Ida ruht in Frieden hier."

Von Schmerz übermannt, sank er an dem Grabe der Geliebten nieder und gelobte, ihr seine Liebe bis zum Tode zu bewahren.

Ein altes Volkslied sagt:

„O," so rief er, „ist das traurig!
Meiner Trennung bitt'rer Lohn!
Ich, Geliebter, bin gekommen,
Aber sie ist mir entflohn!"

Ewald zog hinab zum Kloster,
Legte Schwert und Panzer ab;
An des Kirchhofs stiller Mauer
Gruben Mönche bald sein Grab.

60. Die Pest in Halbendorf.

Es wird erzählt, daß die Pest in Halbendorf bei Glatz einst so schrecklich gehaust habe, daß in dem ganzen Orte nur zweimal sieben Personen weniger eine übrig geblieben sind. Es scheint, daß man die Zahl dreizehn, der ein Aberglaube anhängt, bei dieser Angabe umschreiben wollte. Jedenfalls ist in der Sage viele Wahrheit enthalten, denn die Inschrift einer Wegekapelle im Dorfe lautet:

„O Gott, o Gott, wie hast Du gehaust,
Nicht nur in der Stadt, auch in dem Dorf,
Du hast nicht geschont weder groß noch klein,
9 Personen hast Du genommen aus diesem Hof allein."
Anno 1680 im Oktober.

61. Das Galgengewende.

Ein Ackerstück bei Koritau wird das Galgengewende genannt. Dasselbe ist deshalb zu seinem Namen gekommen, weil im siebenjährigen Kriege (1760) die vor Glatz liegenden kaiserlichen Truppen dort die Frau eines Glatzer Zweckenschmieds wegen Spionage gehängt haben. Auf dem Platze soll sich mancher Spuck gezeigt haben, namentlich haben alte Leute dort oftmals zur Nachtzeit Funken an der Erde glimmen sehen.

62. Schloß Pischkowitz.

An der Stelle, an welcher jetzt das Schloß Pischkowitz (seit 1722) steht, soll früher eine Burg oder festes Schloß gestanden haben, die das Stammhaus derer von Hugewitz (Haugwitz) war.

63. Das Marienbild im Schornsteinfegerbusche.

Am Rande des Schornsteinfegerbusches bei Agnesfeld steht ein Muttergottesbild, nach welchem einst ein Schwede viele Schüsse abgegeben haben soll, ohne das eigentliche Gemälde zu treffen; denn die Kugeln durchlöcherten nur den Rand desselben. Er war immer

näher getreten und hatte seine Kugeln bis auf eine verschossen. Mit dieser aber, schwor er fluchend, wollte er Mariens Herz durchbohren. Er trat dicht vor das Bild hin und zielte genau, aber die Kugel prallte an demselben ab und streckte den Schützen tödtlich getroffen nieder. Der Gottesverächter wurde an derselben Stelle, wo er fiel, verscharrt, das Marienbild mit dem durchlöcherten Rande ist aber heut noch dort zu schauen.

64. Wallisfurth.

Wallisfurth hat ehedem Wernersdorf geheißen und erhielt im vorigen Jahrhundert seinen jetzigen Namen von dem Besitzer, Reichsgraf von Wallis. An der Stelle, wo heute der alte Hof steht, soll früher das Stammschloß derer von Waldiz gewesen sein und der heutige Schloßhof erhebt sich an dem Platze, wo ehemals das Tschirnhaus, ein Schloß oder eine Burg derer von Tschirn (Czirn), gestanden haben soll.

65. Die Rosalienkapelle.

Als in Althaide die Pest herrschte, sollen viele Besitzer daselbst das Gelübde gethan haben, eine Kapelle zu erbauen, wenn sie von der tückischen Krankheit verschont blieben. Dies war nun wirklich der Fall und das Kirchlein giebt Zeugniß, daß sie ihr Versprechen erfüllten.

66. Er wird in die Erlen gehen.

Ein in der Gegend von Althaide und überhaupt in dem westlichen Theile der Grafschaft Glatz gebrauchtes Sprichwort heißt: „Er wird in die Erlen gehn“ (ei de Erla zihn). Dasselbe bedeutet „er wird sterben.“ Es soll in alten Zeiten Sitte gewesen sein, die Begräbnißplätze in Erlengebüschen anzulegen, und davon soll das Sprichwort herrühren.

67. Die Hussitenkapelle.

Als die Hussiten in die Grafschaft Glatz eingebrochen waren, stellte sich ihnen der Herzog Johann von Münsterberg mit einem schlesischen Heere auf den Feldern von Wilmsdorf und Soritsch entgegen, erlag aber den fanatischen Schaaren und sein Heer wurde zum großen Theile niedergemetzelt. Die Hussiten hatten jedoch auch

schwere Verluste und ließen ihre beiden Anführer, Wyssо und Gyra, auf dem Platze. Zweihundert und fünfzig Hussiten wurden auf dem Schlachtfelde eingescharrt und oft sollen des Nachts dort sich Spuckgestalten gezeigt haben, ehe eine Kapelle daselbst erbaut und eingeweiht worden war (die Kapelle wurde im Jahre 1800 erneut und enthält die alte Inschrift: Joannes prinCeps Monsterbergunsis pro patria Contra hUssItas fortiter pUgnans oCCIsVs FUIt.

68. Der Priestermord.

Vor vielen hundert Jahren (um 1340) soll an der Pfarrkirche zu Rengersdorf ein Priester, der fromme Dechant Joannes, ermordet worden sein. Fritzko (von) Löwenstein, soll Absolution einer noch nicht begangenen Sünde verlangt und in der Wuth über die ablehnende Antwort des Priesters denselben erschlagen haben. Der Mörder soll zur Strafe für seine verruchte That schmählich verdorben und schmachvoll gestorben sein.

69. Der böse Ludwig.

Seit vielen Generationen (von 1006 ab) waren die Ritter von Pann(e)witz Herren von Rengersdorf und Schirmherren der dortigen Kirche. Als aber Ludwig von Pannewitz, der böse Ludwig genannt, auf Albendorf saß und Lehnsherr von Rengersdorf war, nahm er den Dorfbewohnern alle Rechte und der Kirche die Einkünfte. Er soll sogar den Pfarrhof in den Herrenhof oder Lehnshof umgewandelt und den Pfarrer in das Kaplanhäuschen verwiesen haben. Die Sage erzählt, daß der böse Ludwig seinen Söhnen die Fische (Fischerei) gegeben habe, die er dem frommen Pfarrer vor der Nase wegschnappte.

70. Das abgebrannte Vorwerk.

In Altbatzdorf wurde (und wird vielleicht heute noch) das Dominialgütchen sehr zweideutig das abgebrannte Vorwerk genannt. Diese Benennung soll entstanden sein, weil die kaiserlichen Truppen im Jahre 1622 die Gutsgebäude niederbrannten. Das Vorwerk blieb einige Jahre in Trümmern liegen, bis die Jesuiten die Gebäude wieder aufführten und das Dominialwohnhaus bezogen.

Schloß Grafenort.

71. Die blutende Linde.

Zu Eisersdorf, am Ufer der Biele, soll früher eine Linde gestanden haben, an welcher von Zeit zu Zeit Bluttropfen bemerkbar waren. Die Mär erzählt, daß der Stamm derselben einst von einem Zauberpfeile verletzt worden sei (Siehe 49) und so lange gekrankt habe, bis ein Muttergottesbild an der Stelle angebracht worden sei.

II. Grafenort und Umgegend.

1. Der Ortsname.

Das Dorf Grafenort an der Neisse und im Kreise Habelschwerdt hat ehemals Arnsdorf oder Arnoldisdorf geheißen und ist in den ältesten Urkunden arnoldi villa genannt. Dasselbe ist nach der Erhebung seines Besitzers, von Herberstein, in den Grafenstand, von diesem (1670) der Grafenort genannt worden.

2. Das Geschlecht der Grafen von Herberstein.

Die Grafen von Herberstein, welche heut noch Besitzer von Grafenort sind, sollen von einem einfachen Bauer abstammen, welcher selbst sein Feld in Arnoldisdorf bestellte. Einst gerieth der Pflug desselben an einen großen Stein und zerbrach. Als der Bauer das Hinderniß untersuchte und wegräumte, fand er einen mächtigen Edelstein, durch dessen Verkauf er ungeheuer reich wurde. Er erkaufte die Herrschaft Arnsdorf und wurde seitdem Herber Stein genannt.

Eine andere Auslegung weiß, daß der Bauer unter dem morschen Steine, den sein Pflug anstieß, einen unermeßlichen Schatz gefunden habe. Der Kaiser hörte von dem großen Reichthum des Mannes, und die Erzählung, wie er zu dem Gelde gekommen sei. Er berief ihn an seinen Hof und erhob ihn später, geleisteter wichtiger Dienste halber, in den Adelsstand. Hierbei änderte er auch den Namen „Stein“ desselben und hieß ihn zum Andenken an den Ursprung seines Reichthums **Herber Stein.** Der bei dem Funde thätige Pflug wird noch im Schlosse zu Grafenort gezeigt.

Eine dritte Sage erzählt, daß unter Otto dem Großen sieben Brüder in der Hunnenschlacht auf dem Lechfelde (10. August 955) tapfer gekämpft hätten und der Kaiser dem Aeltesten derselben den Ritterschlag ertheilt habe. Er schenkte ihm auch ein Schloß in Unter-Steiermark und nannte es nach dem jungen Ritter, der Herbert hieß, Herberts-Stein, wovon dessen Geschlecht benannt wurde. Im 15. Jahrhundert blühte schon das berühmte Freiherren-Geschlecht von Herberstein in Krain und Steiermark.

Nach einer vierten Sage soll der Baier Guelf IV. auf einem Turnier zu Zürich im Jahre 1165 einem Anselm Herberstein, der sich durch große Tapferkeit auszeichnete, den Ritterschlag ertheilt haben. Dieser Anselm wird von der herbersteinischen Familie als deren erster Urahn angesehen.

3. Günthers Brautwerbung.

Günther von Herberstein (gest. 1421 als Landeshauptmann von Istrien) soll mit einem Herrn von Lohming eng befreundet gewesen sein und für diesen eine Brautwerbung bei einer sehr schönen, jungen und reichen Wittwe, Anna von Tiefenbach, geb. Freifrau von Eberstein, übernommen haben.

Die schöne Wittwe lebte auf ihrer Burg Meyerhofen und empfing den stattlichen Ritter Günther mit großer Bevorzugung. Sie gewann denselben auch sofort lieb und wies den Antrag, den er für seinen Freund stellte, mit dem sanften Vorwurf zurück, daß er für keinen Freund bei ihr werben solle.

Günther theilte seinem Freunde die abschlägige Antwort auf seine Werbung mit, kehrte aber bald auf die Burg der geliebten Frau zurück, warb um deren Hand und erhielt sie.

Darüber ergrimmte der Ritter von Lohming und schwor den treulosen Verrath an der Freundschaft, den er in Günthers Handlungsweise zu erkennen meinte, bitter zu rächen.

Als die Hochzeit auf der Burg Meyerhofen gefeiert wurde, erklomm er mit seinen Knappen und Knechten die Mauern derselben, nahm das junge Ehepaar gefangen und warf es in einen alten Thurm.

Herzog Ernst der Eiserne befreite nach langer Zeit die Gefangenen und befahl dem Räuber, die bei der Plünderung der Burg weggeschleppten Werthstücke zu ersetzen. Günther aber wurde von dem Herzog mit vielen militärischen Ehrenstellen bekleidet.

Die Sage berichtet, daß Lohming bei einem Ueberfalle der Mittelburg, deren Hauptmann Günther von Herberstein war, von einem Bauern erschlagen worden sei.

4. Der Neptuntempel.

Der Neptuntempel oder die Neptungrotte im Schloßpark zu Grafenort ist ein eigenartiges Bauwerk, welches ein Graf von Herberstein errichtet hat. Der Tempel ist der Mythologie des Wassergottes Neptun gewidmet.

Von demselben erzählt die Sage, er sei ohne einen Tropfen Wasser erbaut worden (1701?) und man habe zur Herstellung des Kalkmörtels ausschließlich Eiweiß verbraucht, um eine eiserne Festigkeit und Dauerhaftigkeit zu erzielen. Die Herstellungskosten sollen dadurch aber sehr groß geworden sein. Als man die Rechnung mit der des Schloßbaues verglich, fand man, daß die letztere nur zwei Gulden höher war. Der Erbauer wurde deshalb sehr böse, warf zwei Guldenstücke über das Dach und rief: „Da sollen beide Häuser schon gleich viel Geld kosten!“

5. Die Keilburg.

Auf einem Hügel zwischen dem Grafenorter Schlosse und der Pfarrkirche hat einst eine feste Burg, die Keilburg oder die Burg Keilberg gestanden. Der Hügel hat von der Burg heut noch den Namen Keilberg.

Die Burg soll eine böhmische Feste gegen die Schlesier gewesen sein und von denselben in dem Kampfe gegen den König Podiebrad (1470) erobert und zerstört worden sein.

Ein Märchen erzählt, daß in dem Keilberge noch verschiedene Schätze verborgen sind, die einst ein Holzhacker finden wird. (Die Ueberreste der Burg sind leider im vorigen Jahrhundert vernichtet worden.)

6. Die verhexte Lade.

In einem Dorfe bei Grafenort soll einst eine Wöchnerin durch nächtlichen Spuck arg erschreckt worden sein. Ein Geräusch weckte sie aus dem Schlafe und sie sah die Wiege, in der ihr Kindlein lag, in tollster Bewegung. Als sie ihren Mann geweckt und dieser Licht gemacht hatte, stand die Wiege still, begann aber sofort wieder ihr unheimliches Schaukeln, als man das Licht wieder ver-

löscht hatte. Nun stellte es sich heraus, daß diesen Spuck eine bei der Wiege stehende Lade verursachte; denn in dieser soll eine unverehelichte Frauensperson einst ihr neugeborenes Kind eingelegt und erstickt haben.

Da die herbeigerufenen Nachbaren den Spuck nicht zu bannen verstanden, wurde die geheimnißvolle Lade auf das Feld hinausgetragen und verbrannt.

Als Ort, in welchem die verhexte Lade gestanden haben soll, wird auch Lerchenfeld genannt.

7. Das Edelfräulein von Altlomnitz.

Als in Altlomnitz noch den heidnischen Götzen geopfert wurde (1100), sollen viele Missionäre daselbst die Lehre Christi verkündet haben, aber von den Heiden verlacht und vertrieben worden sein. Der Grundherr von Pannewitz hing allein der neuen Lehre an und gab sich die größte Mühe, die Leute zu bekehren. Er hatte jedoch ebensowenig Glück wie die christlichen Priester.

Pannewitz hatte aber eine Tochter, eine wunderschöne Maid, welche die Heiden abgöttisch liebten. Dieselbe sorgte nicht allein für die Armen und Kranken, sie hatte auch für die Untergebenen ihres Vaters stets freundliche Worte und die Dorfkinder wußte sie durch Güte so sehr an sich zu fesseln, daß dieselben von Weitem ihr entgegen jauchzten.

Das Edelfräulein sprach natürlich oft von dem Christengotte und die Dorfkinder wußten bald mehr von diesem, als von den Götzen ihrer Väter.

Als die schöne Maid auch die Männer und Weiber auf jede Weise in dem Christenglauben zu unterrichten suchte und öffentlich förmliche Ansprachen an dieselben hielt, da ergrimmte ein Götzenpriester und schrie ihr zu:

„Wenn Ihr mit dem Schimmel, auf dem Ihr alltäglich ausreitet, von der Zinne unseres Götzentempels in den Teich an der Straße springt und unversehrt aus demselben herauskommt, dann wollen wir Alle das glauben, was Ihr erzählt. Bis dies aber geschehen ist, so lange opfern wir unsern Götzen."

Da brauste das Mädchen in heiligem Zorne auf und antwortete dem wüthenden Priester:

„Ich werde zur Ehre meines Herrn Christus das von Euch verlangte Wagniß unternehmen und Euch beweisen, daß seine Lehre allein die wahre ist.“

Am Pfingstfest sollte der Sprung unternommen werden. Schon am frühen Morgen schaarten sich die Dorfbewohner um den Götzentempel und aus weiter Umgebung strömten die Heiden herbei, um den Ausgang des Gottesurtheils zu sehen.

Die Dorfbewohner baten die als Braut geschmückte Maid, von dem Sprunge abzulassen, und viele derselben versprachen, sich zu bekehren. Der Götzenpriester und die Heiden, welche aus der Umgegend herbeigeströmt waren, verhöhnten aber das Mädchen und den Christengott.

„Ja, ja, geht nur lieber auf Euer Schloß zurück und laßt uns den alten Glauben an unsere Götzen, denn Euer Gott und Euer Glaube können Euch nicht vor dem sichern Tode schützen, wenn Ihr den Sprung wagt!“

Da betete die schöne Edelmaid leise und befahl, ihr Roß auf die Zinne des Tempels zu führen.

Als sie dasselbe bestieg, erhob sich unter den Kindern und Frauen des Ortes ein lautes Schluchzen und Weinen, der Götzenpriester und die herbeigeströmten Fremden aber höhnten:

„Nehmt Abschied von dem Leben, schönes Fräulein!“

Noch waren die johlenden Rufe nicht verstummt, da sprang das Mädchen über den Weg hinweg zur Tiefe und die Wasser des Teiches schlugen über Roß und Reiterin zusammen.

Es herrschte eine athemlose Stille unter den Zuschauern am Ufer. Gar bald wurde dieselbe aber durch den Freudenruf des Grundherrn unterbrochen, der seine Tochter sammt dem Rosse aus der Fluth hervortauchen und an das Land reiten sah.

Das Roß und dessen kühne Reiterin waren unversehrt geblieben.

Die Dorfbewohner und die Dienerschaft des Schlosses eilten herbei und küßten des Mädchens Kleider. Der Götzenpriester und die fremden Heiden aber wandten sich trauernd von ihren Götzen ab, erkannten das Gottesurtheil an und empfingen noch an demselben Tage die Taufe, welche sie zu eifrigen Christen machte.

8. Die verjüngte Weide.

Als das Edelfräulein zu Altlomnitz die Heiden bekehrt hatte, gab es noch Zweifler in der Umgegend, welche das Gottesurtheil nicht mit angesehen hatten.

Diese lud nun die schöne Kämpferin für die Lehre ihres Gottes an die Stelle, wo neben dem alten Götzentempel ein christliches Kirchlein aufgeführt wurde und zeigte den Leuten eine alte, verdorrte Weide, über welche sie hinweg in den Teich gesprungen war.

Nachdem die heidnisch gesinnten Zweifler sich überzeugt hatten, daß jede Lebenskraft aus dem vertrockneten Stamme gewichen war, sagte das Fräulein:

„Wenn ein Götze etwas vermocht hätte, so hätte er den einzigen schattigen Baum an seinem Tempel nicht vertrocknen lassen. Damit Ihr aber seht, was unser Christengott vermag, so kommt in wenigen Wochen wieder hierher und Ihr werdet die Weide grün und neuen Sproß treibend finden."

Das ist nun wirklich eingetroffen, die Weide verjüngte sich und stand noch viele hundert Jahre als Schmuck am Teichrande.

Durch dieses Wunder wurden aber auch die letzten Heiden der Gegend bekehrt und in kurzer Zeit waren die Spuren ihrer Tempel verschwunden, überall erhoben sich christliche Kirchen zu den Wolken empor.

III. Ullersdorf und Umgegend.

1. Der Ortsname.

Das Dorf Ullersdorf, welches durch seinen schönen Park und namentlich durch den der hochseligen Königin Luise von dem Grundherrn, Graf Magnis, gesetzten eisernen Obelisk bekannt ist, soll ehemals Ulbrichsdorf geheißen haben und nach der dort gestandenen Stammburg der Familie von Ullersdorf benannt sein.

2. Das Duell.

Vor vielen Jahren begab sich ein Besitzer des Schlosses Ullersdorf (Georg von Ullersdorf, 1609) zu einem Taufessen nach dem nahen Melling und kehrte nicht wieder heim. Da seiner Tochter

eine Kartelegerin gesagt hatte, daß zwei Verwandte in einem Zweikampf fallen würden, ahnte sie Unheil und begab sich nach Melling, wo sie den Vater und den Schwager (oder dessen Bruder Bernhard von Haugwitz) als Leichen im Schloßgarten fand, denn Beide waren in Streit gerathen, hatten ein Duell ausgefochten und sich gegenseitig erstochen.

3. Der Erbschlüssel.

In einem Häuslein an der Biele zu Ullersdorf wohnte einst ein Mann, der in dem Verdachte stand, seines gräflichen Herrn Wildbahn zu beschießen. Es wurde demselben aufgepaßt, aber man konnte ihn nicht erwischen.

Da geschah es einst, daß ein Jäger aus dem Schlosse in den Wald ging und nicht wieder heimkehrte; er war und blieb verschollen.

Sogleich erhoben sich im Dorfe Stimmen, welche zuerst leise, dann laut erklangen:

„Der Bielehans ist ein Wildschütz, der Bielehans hat den Jäger um die Ecke gebracht!“

Der Bielehans betheuerte seine Unschuld, aber das nützte ihm nichts, man nahm ihn fest und führte ihn vor den Richter. Dieser beschloß, da keine Beweise vorlagen, den Erbschlüssel zu befragen.

Er nahm einen alten Schlüssel, der sich schon fünf Mal vererbt hatte, und legte denselben in ein altes Buch, welches er fest zuband. Ein Ende des Schlüssels ragte heraus und an dieses mußte der Bielehans zwei Finger anlegen. Als er dies that, wendete sich der Schlüssel nach rechts und die Zuschauer riefen:

„Er ist der Mörder! er hat den Jäger erschossen, der Erbschlüssel hats gesagt!“

Darob wurde mit dem armen Bielehans nicht viel Federlesens gemacht; man schleifte ihn auf einer Kuhhaut zum Galgen hinaus und knüpfte ihn auf. Die Leiche blieb hängen und wunderbarer Weise war nach einem Jahre der Strick, welcher sie hielt, noch völlig wohlerhalten. Als die Dorfbewohner dies bemerkten, erklärten sie rundum, daß der Bielehans doch wohl unschuldig gewesen sei und der Richter den Schlüssel nicht recht ins Buch gelegt habe.

Bald darauf stellte sich die Unschuld des Gerichteten auch klar heraus, denn der Jäger, welchen er getödtet haben sollte, kam zurück und erzählte, daß er von Böhmen fortgeschleppt worden und Jahr und Tag in Gefangenschaft gewesen sei.

Der Bielehans wurde vom Galgen geholt und ehrlich begraben.

Ob der Erbschlüssel aber später wieder benutzt worden ist, davon schweigt die Sage.

Der Aberglaube, der den Erbschlüssel als Gottesurtheil hinstellte, hat an vielen Orten geherrscht.

4. Das Mäusewunder.

Vor vielen Jahren (1623) hat es in Ullersdorf und in vielen andren Orten ein Mäusewunder gegeben, das zu einer großen Plage geworden ist.

Es sollen nämlich damals über die Landesgrenzen herein Mäuse eingewandert sein, welche ein fast rothes Fell und ganz rothe Schwänze hatten. Dieselben wurden „Gottes Heer" genannt, welches gekommen war, die Menschheit zu strafen. Die Mäuse sollen in Ullersdorf die ganze Ernte aufgefressen und dem Scholzen sogar die Zipfelmütze abgebissen haben, als er seine dürftige Mahlzeit verschluckte.

IV. Landeck und Umgegend.

1. Der Stadtname.

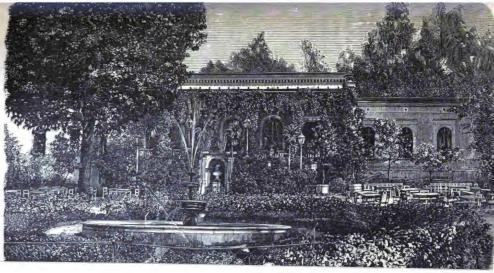
Die Stadt Landeck an der Biele, welche unter dem Schutze der Burg Karpenstein entstanden ist, soll ihren Namen von der Lage in einer Ecke des Landes erhalten haben.

2. Die Entstehung der Stadt.

Die Gründung der Stadt Landeck wird den Rittern von Glubos (Glaubitz) zugeschrieben. Diese Behauptung stützt sich aber nur auf Vermuthung und ist nicht urkundlich festgestellt. Wann die Stadt entstanden ist, weiß man nicht, doch soll dieselbe sehr alt sein, denn schon 1337 bestätigte Herzog Bolko die alten Privilegien derselben.

3. Das Kirchenunglück.

Bei einem Kirchenbau in Landeck soll, wie auch an anderen Orten (z. B. in Warmbrunn), der Baumeister sich keine Ehre ein-



Digitized by Google

gelegt haben, denn ein Theil seines Baues fiel wieder ein und erschlug neunundvierzig Menschen (am 8. September, Mariä Geburt, 1693). Ein früherer Pfarrer, der die Geschicke aus den Sternen zu deuten wußte (wie Pastor Thieme den Tod des Ullrich von Schaffgotsch), soll das Kirchenunglück vorausgesagt haben.

4. Die Auffindung der alten Quelle.

Die Entdeckung der St. Georgenquelle zu Landeck soll in das 9. Jahrhundert fallen. Damals bedeckte ein großer Urwald die ganze Gegend. Im Walde gab es aber auch eine Menge saftiger Weiden, auf denen friedliche Hirten im Schutze der festen Burg Karpenstein ihre Heerden weideten.

Einst trieb ein Hirt seine Heerde, die schon lange nach Wasser lechzte, an einen Brunnen, aber die Rinder wandten sich brüllend ab und verschmähten die Labung. Verwundert darüber eilte der Hirt an den Quell, beugte sich nieder und schöpfte mit der hohlen Hand Wasser daraus, um dessen Güte zu prüfen.

Er fand jedoch, daß dasselbe ungenießbar sei; denn es hatte einen Geruch wie verdorbene Eier. Als er seine Heerde heimgetrieben hatte, eilte er auf die Burg und meldete seine eigenartige Wahrnehmung.

Der Burgherr frug heidnische Priester, was dieses Wasser im Gebirge bedeute, und diese sollen die Heilkraft des Schwefelwassers erkannt und dasselbe den Kranken zur Benutzung empfohlen haben.

5. Die Zerstörung der Heilquelle.

Die Heilquelle zu Landeck soll von den Tartaren im Jahre 1242, als dieselben auf den rothen Wiesen einen Sieg errungen hatten, gänzlich zerstört worden sein.

Auch die Hussiten sollen in den Jahren 1428 und 1431 die Brunnenanlagen verwüstet haben.

6. St. Georgenbad.

Das St. Georgenbad heißt im Volksmund auch das „alte Bad," weil seine Quelle früher entdeckt wurde, als die des Marienbades. Der ehemalige Besitzer des Bades, Herzog Georg von Münsterberg, soll das Bad seinem Namenspatron, St. Georg, geweiht und demselben zum Dank für erlangte Heilung durch Gebrauch

der Quelle eine Kapelle erbaut haben, welche später zu Badezimmern umgeschaffen wurde.

Die hübsche Georgenkapelle auf dem Berge wurde erst 1665 erbaut und (am 20. Juni) von dem Grafen von Harrach, Erzbischof von Prag, eingeweiht.

7. Das Marienbad.

Das Marienbad, welches auch das „neue Bad" genannt wird, ist im Jahre 1678 entstanden. Derselbe Quell soll aber schon vor vielen hundert Jahren bekannt gewesen sein und man erzählt, daß bei der Aufgrabung des Brunnens viel altes Geräth und Handwerkszeug in der Tiefe desselben aufgefunden wurde.

Das Marienbad wurde von dem hochseligen König Friedrich dem Großen gegen die Gicht benutzt und brachte demselben Heilung.

8. Der Pfarrer von Thalheim.

Die Stadt Landeck ist auf dem Grund und Boden von Thalheim erbaut. Einst war ein Pfarrer zu Thalheim im Amte, der einen großen Schatz gehoben hat.

Die Fabel erzählt, daß am Wege nach der Ueberschaar einst von Thalheimer Einwohnern oft eine weiße Frau gesehen wurde, welche sich, ohne Beine zu besitzen, fortbewegte und immer an dem dort errichteten Holzkreuze erschien.

Die Leute hatten Furcht und mochten den Weg nicht mehr betreten. Als der Pfarrer von der Geistergeschichte hörte, ging er hinaus und frug die weiße Frau, was sie dort bewache?

„Einen Schatz!" sagte diese. Der Pfarrer frug weiter und erfuhr, daß der Geist keine Ruhe finden könne, weil er den Schatz der Kirche entzogen habe. Die weiße Frau sei nämlich bei Lebenszeiten die Wittwe eines reichen Kaufmanns gewesen, der das vergrabene Gut zur Erbauung von zwei Kirchen bestimmte, sie habe aber von diesem Testamente nichts wissen wollen und dasselbe sammt den Schätzen vergraben.

Der Pfarrer versprach, den letzten Willen des reichen Mannes zu erfüllen und hob den Schatz. Als die Kirchen von Landeck und Krautenwalde von diesem Gelde erbaut worden waren, war der Geist erlöst, die weiße Frau hat Niemand mehr gesehen.

9. Die Johannesbrücke.

Nach der neuen Badestraße führt von Landeck aus eine uralte Brücke, welche die Leute auch die Hussiten- oder die Schwedenbrücke hießen, weil sie glaubten, daß sie zu jener Zeit erbaut worden sei (dieselbe ist 1565 aufgeführt worden). Da sie die einzige Bielebrücke ist, welche das Hochwasser (22. Juni 1783) nicht wegriß, so erzählt man sich, daß die Erbauer der Brücke eine besondere Festigkeit zu geben verstanden, sie sollen zu dem Bau kein Wasser, sondern Eiweiß (siehe II, 4) verwandt haben.

10. Der Gott helf!

In Raiersdorf bei Landeck hat in früherer Zeit ein Bauergut „Der Gott helf" geheißen.

Man erzählt, daß einst der Besitzer dieses Gütchens mit Weib und Kind, mit Knecht und Magd in die Christnacht gegangen sei und nur seine rüstige Mutter zur Obhut von Haus und Hof daheim gelassen habe. Als aber die alte Frau in ihrem Stuhle saß, hörte sie im Hausflur laut niesen, und, ohne sich zu besinnen, rief sie: „Gott helf!" Da ertönte eine freudige, aber ganz fremde Stimme: „Gott bezahl's! Du hast mich erlöst!" Die alte Frau öffnete die Thür und sah eine schöne, verklärte Frauengestalt verschwinden. Als die anderen Hofbewohner aus der Christnacht heimkehrten, fanden sie die alte Mutter krank und schwach. Dieselbe erzählte, was geschehen war und starb in den Armen ihres Sohnes. Seitdem hieß der Hof „Der Gott helf!"

11. Der fromme Neuhauß.

Raiersdorf gehörte vor beinahe 200 Jahren einem gar frommen Herrn, dem Grafen Heinze von Neuhauß.

Man erzählt, daß derselbe die täglichen Gebete für seine sämmtlichen Untergebenen verrichtet habe, um dieselben vor Sünde zu bewahren. Er soll auch bei den Dorfkindern in großer Verehrung gestanden haben und noch vor Jahrzehnten war der Name des frommen Neuhaus den Dorfbewohnern wohlbekannt.

12. Der Wagnerstein.

Zwischen Schönau und Voigtsdorf hat vor vielen Jahrhunderten eine Burg auf dem Wagnerſteine gestanden. Die Be-

wohner derſelben haben in den Kriegsnöthen die Keller mit Schätzen angefüllt, und dieſe ſind noch heut in dem Berge. In der Chriſtnacht (oder Charfreitags-Nachmittag gegen 3 Uhr) öffnen ſich die verfallenen Zugänge und unbeſcholtene, arme Leute können nach Herzensluſt das Goldgeräth und die Edelſteine herausſchaffen. Schlechte Menſchen finden aber nicht die Zugänge, dieſelben verjagt ein ſofort losbrechendes Hexenwetter, wenn ſie dem Berge nahen.

Ein Kutſcher, der ſeinen Herrn beſtohlen hatte, und ein Stellmacher, der ſeinen Holzbedarf aus dem herrſchaftlichen Buſche zu ſtehlen pflegte, dachten einſt, die Schätze zu heben. Kaum waren dieſelben jedoch dem Burgreviere nahe gekommen, da platzte ein Unwetter los, ſo daß ſie keuchend zurückkehren mußten. In der ganzen Umgegend hatten die Bewohner zu dieſer Zeit aber ungetrübtes Wetter.

13. Die Burgwäſche.

Im Wagnerſteine ſollen die alten Burgbewohner noch fortleben, obwohl dieſelben von den Menſchen nicht erblickt werden. Namentlich ſcheinen viele Frauen in dem Berge verzaubert zu ſein; denn jeden Mittag um 12 Uhr wird die Burgwäſche herausgehangen und Leute, die gute Augen hatten, fanden, daß ſie ausſchließlich aus Frauenwäſche beſteht, die an unſichtbaren Schnüren ſchwebt. Die Wäſche wird von einem großen, ſchwarzen Pudel bewacht, deſſen glühende Augen weithin ſichtbar ſind.

14. Die Muſik im Wagnerſtein.

Aus der unterirdiſchen Burg im Wagnerſteine werden ſehr oft Muſik und Geſang vernommen. Die Vorbereitungen zu derartigen Conzerten haben die Hirten und Waldarbeiter jener Gegend immer ſchon einige Tage vorher vernommen. Es wurde nämlich in dem Berge gehämmert und geſägt, als hätte es gegolten, einen Neubau zu errichten.

Von den Muſikaufführungen drangen aber die Töne ſo rein an das Ohr der Menſchen, daß ſchon viele neugierig nähertraten, um zu lauſchen. Das leiden aber die verzauberten Burgbewohner nicht und vertreiben die ungebetenen Gäſte durch plötzlich losbrechende Donnerwetter.

Man hat ſich ſchon oft die Köpfe zerbrochen, wie die Burgbewohner aus dem Zauber zu befreien ſind, und glaubt, daß der-

ſelbe ſo lange beſtehen bleibt, bis ſämmtliche Burgſchätze in der Chriſtnacht von reinen Jungfrauen aus dem Berge getragen worden ſind.

15. Der Spuck auf dem Jauersberge.

Bei Schönau liegt ein Berg, den die Leute oft den Grenzberg heißen, weil die Landesgrenze dort mit der Grenze der Grafſchaft Glatz zuſammentrifft. Derſelbe heißt aber der Jauersberg.

Dort oben hat einſt ein Geiſterbanner auf kahler, unfruchtbarer Stelle in einer Flaſche zwei Geſpenſter vergraben, die jetzt dort die Leute necken. Bei Lebzeiten waren dieſe böſen Geiſter in einer Camenzer Schaffnerin und in einer Reichenſteiner Pfarrwirthin, die beide ſo ſchlimm geſündigt und ihre Dienſtherren ſo arg betrogen haben, daß ihre Seelen ſchon hundert Jahre keine Ruhe finden können. Viele Leute aus Schönau, Roſenkranz und Föllmersdorf erfuhren dort unangenehme Geſchichten. Einen Mann bewarfen die Geiſterunholde mit Steinen und Sand, einer Frau ertheilten ſie eine Ohrfeige mit unſichtbarer Hand, den Kindern ließen ſie mühſam geſammelte Pilze und Beeren aus den Gefäßen verſchwinden und junge Mädchen erſchreckten ſie dadurch, daß vor ihren Augen aus einem Pilze ein baumlanger Kerl wuchs und verſchwand.

16. Das Ungerhaus.

Zwiſchen Heinzendorf und Kunzendorf ſteht ein Haus, welches früher das Ungerhaus, oder das Ungarnhaus genannt wurde. Der Graf von Wallis hatte daſſelbe nämlich zwei Ungariſchen Brüdern geſchenkt, welche einen ſeiner Feinde meuchlings weggeräumt hatten. Einer derſelben erhing ſich bei dem Hauſe an einem Obſtbaume, der Bruder wollte die Leiche abnehmen, ſtürzte herab und brach den Hals. Seitdem ſpuckt es bei dem Hauſe.

Als einſt ein Mann aus benachbartem Dorfe Schutz vor dem Wetter in der Mitternachtsſtunde in dem Häuschen ſuchte, ſaß ein in eine Decke gehüllter Mann an einem Tiſche, auf dem ein helles Licht brannte. Derſelbe ſchien aber taubſtumm zu ſein, denn er kümmerte ſich um den Eingetretenen nicht und beantwortete auch deſſen Fragen nicht. Plötzlich erloſch die Kerze.

Der Landmann hatte aber ein Feuerzeug in der Taſche und machte Licht. Er erſchrak jedoch nicht wenig, als er gewahrte, daß nicht allein der Mann, ſondern auch Tiſch und Stuhl ver-

schwunden waren und er in unbewohntem, kaltem Zimmer stand Er eilte sofort aus dem verrufenen Hause und hörte hinter sich ein unheimliches Lachen.

17. Die Kunzendorfer Höhlenkapelle.

Bei der Kunzendorfer Höhlenkapelle ist schon mancher Nachtwaller erschreckt worden. Nach der Kapelle fuhr dort oft ein schwarzverhangener, mit vier schwarzen Pferden bespannter Leichenwagen. Sobald aber ein Mensch näher kam, verschwand der Wagenzug bei der Kapelle. Wenn der Zug gesehen worden ist, da starb immer Jemand aus der Familie der Besitzer von Kunzendorf. (Dieselbe Mär geht von Glausnitz im Riesengebirge).

18. Der unheimliche Lastträger.

Zwischen Kunzendorf und Heinzendorf sind früher die Leute oft in der Mitternachtsstunde einem Manne begegnet, der einen schweren Sack auf der Schulter trug. Derselbe gab auf keine Anrede Antwort, hielt aber mit Jedermann Schritt. Bei der Höhlenkapelle blieb er aber stehen und schüttete aus dem Sacke eine Menge menschlicher Gebeine aus, lachte und verschwand. Die erschreckten Waller nahmen da natürlich Reißaus, aber wunderbarer Weise kamen sie niemals an das Ziel, welches sie erstrebt hatten, sondern regelmäßig an den Ausgangspunkt ihres nächtlichen Ganges zurück. Der Spuck wurde dem Ungarngeiste zugeschrieben und den unheimlichen Weg mochte nächtlicher Zeit kein Mensch mehr benutzen.

19. Der rothe Hof.

Der Scheibenhof in Kunzendorf wurde früher der rothe Hof genannt. Nach dem Besitzer desselben, dem auch Scheibe gehörte, trägt er seinen jetzigen Namen. Wo das mit Wallgraben umgebene herrschaftliche Wohnhaus steht, soll ehedem die Burg gestanden haben, welche das Stammhaus derer von Reichenbach war, welche nach der vorüberfließenden Biele den Beinamen „Bieler" führten. Früher ist daselbst ein Spuck bemerkt worden, der dem rothen Reichenbach (Christoph v. R.), der seinen Vetter (Georg v. R.) daselbst im Jahre 1618 erstochen hat, zugeschrieben wurde. (1622 Gefecht zwischen kaiserlichen und sächsischen Truppen, wobei die letzteren geschlagen wurden).

20. Die Vierzippel-Kapelle.

Auf dem Wege von Kunzendorf nach Landeck steht ein kleiner viergiebeliger Bau, die Vierzippelkapelle.

Dieselbe ist zum Gedächtniß an einen Kampf, der zwischen den Glogauern und Truppen des Königs Matthias dort ausgefochten wurde, erbaut. Die Sage erzählt, daß die feindliche Besatzung aus Patschkau in die Habelschwerdter Gegend einen Einfall gemacht und beutebeladen bis Kunzendorf zurückgezogen sei. Dort aber hatten sich die Bauern zusammengerottet und schlugen die Feinde.

Als der Anführer der Truppen nicht entfliehen konnte gab er sich gefangen. Die Bauern wollten ihm jedoch das Leben nicht schenken und der stolze Edelmann bat, daß ihn wenigstens kein Bauer, sondern ein ebenbürtiger Edelmann tödten solle. Darüber ergrimmten aber die Bauern und schlugen den tapferen Ritter nieder.

21. Die verhexte Lade.

In Neustift hat eimal ein Mann eine Lade gekauft, in welcher eine Dirne ihr neugeborenes Kind erstickt hatte. Als nun die Ehefrau des Besitzers dieses Möbels ein Knäblein geboren hatte, da übte mitternächtlich die verhexte Lade auf die Wiege eine solche Kraft aus, daß dieselbe hin und herwogte und das Kind in Gefahr gerieth, herauszufallen. Nachdem ein Fischer die Lade zerschlagen und in die Biele geworfen hatte, hörte der Spuck auf.

22. Pfaffensteig und Pfaffengründel.

Zwischen Winkeldorf, Seifenweg und Mühlbach liegen das Pfaffengründel und der Pfaffensteig. Der erste christliche Priester, welcher in Winkeldorf war, wurde von den Götzenpriestern verfolgt und mußte sich im Walde verbergen. Des Nachts stieg er aber in die Nähe des Ortes herab und predigte seiner kleinen Gemeinde das Wort Gottes. Den Weg, welchen er benutzte, hieß man deshalb den Pfaffensteig und den Grund, in dem er predigte, das Pfaffengründel.

23. Der Hakenmann.

Der Hakenmann ist ein Feuermann, welcher nächtliche Wanderer, die von Winkeldorf kommen und nach Landeck gehen, bis kurz vor die Stadt begleitet. Er ist so groß wie eine brennende

Strohschütte und ist weder durch Gebete noch durch Flüche zu vertreiben.

24. Burg Karpenstein.

Die auf 2003 Fuß hohem Berge bei Landeck gelegene Burg Karpenstein soll von den Böhmen als Grenzveste erbaut worden sein. Sie gehörte in alter Zeit auch der Krone Böhmens, wurde aber im Jahre 1346 den Rittern von Glubos vom König Johann von Böhmen zu Lehen gegeben.

25. Der Burgname.

Die Burg Karpenstein soll ehemals einen anderen Namen gehabt und den gegenwärtigen von ihren früheren Besitzern (von Glubos) erhalten haben, welche eine Karpfe in ihrem Wappen führten.

Nach anderer Sage war die Burg, als ein Dreieck gebaut, dessen Spitze durch einen Thurm abgerundet war. Von dieser dreieckigen Gestalt, welche Aehnlichkeit hatte mit dem unter dem Namen Karpfenstein bekannten Knochen im Kopfe der Karpfe, ist die Burg Karpfenstein oder Karpenstein benannt worden.

26. Der verliebte Ritter.

Als die Hussiten (1428) den Karpenstein geplündert hatten, setzte sich dort ein böhmischer Ritter fest, der nach Herzenslust in der Gegend als Wegelagerer hauste und als schlimmster Räuber weitum bekannt war. Derselbe war ein verkörperter Teufel, der, jeder Gräuel fähig, weder die Wöchnerin, noch den Säugling schonte. Eine Dirne in Leuthen hatte aber doch sein Herz erweicht und in dem Dunkel der Nacht sprengte er zu ihr. Die Männer in Leuthen bemerkten aber gar bald, welch' schlimmer Gast im Dorfe Einkehr hielt, und beschlossen, demselben aufzulauern. Ein Holzhacker machte dem Ritter jedoch von dem Bauernbeschluß Mittheilung und dieser brachte durch Schlauheit seine Gegner auf eine falsche Fährte. Er ließ nämlich seinem Pferde die Hufeisen verkehrt aufnageln und die Leuthener erkannten immer in der Hufspur, die dem feuchten Waldwege eingedrückt war, daß der Ritter bereits auf seiner Burg in Sicherheit sei. Dieser aber schwelgte in den Armen der Liebsten. Endlich erkannten die Bauern aber doch den Betrug, lauerten im Walde dem Heimkehrenden auf und erschlugen denselben. Der Ort, wo dies geschah, heißt noch heut

der Täuſcher, oder das Täuſcherwäldchen, weil der Ritter die Feinde durch ſeine Schlauheit ſo lange Zeit getäuſcht hatte.

Nach anderer Auslegung ritt der verliebte Ritter nach der nahen Burg Heidelberg, mit deren Burgherrn er in Fehde ſtand. Er bediente ſich der Liſt, ſeinem Roſſe die Hufeiſen verkehrt aufnageln zu laſſen. Später unterließ er dieſe Vorſicht, der Heidelberger erſpähte die Spuren ſeines Rittes, lauerte ihm auf und erſchlug ihn. Weil der Heidelberger lange Zeit getäuſcht worden war, hieß er den Räuber „den Täuſcher."

27. Der ſchwarze Ritter.

An dem Säuenbrunnen am Fuße des Burgberges, links vom Wege nach der Ruine, iſt oft Nachts ein ſchwarzer Ritter bemerkt worden. Derſelbe ſitzt auch mitternächtlich an dem Wannengießer Kreuz. Man erzählt, daß dies der Geiſt des verliebten Ritters war, welch' letzterer bei dem Kreuze begraben liegt, aber ſeiner ſchlimmen Thaten halber keine Ruhe in der Erde finden konnte.

Der wilde Reiter, welcher des Nachts auf dem Stadtelwege geſehen und gehört worden iſt, war natürlich auch kein anderer als der verliebte Ritter Täuſcher.

28. Die Schätze im Karpenſtein.

In Karpenſteins verſchütteten Burgkellern lagern heut noch die von den Raubrittern zuſammengeſchleppten Schätze. Viele hundert Tonnen Gold und große Haufen Edelſteine hat einſt ein Weib darin erblickt.

Alljährlich öffnet ſich der Felſenkeller zu der Zeit, in welcher der Prieſter in der Kirche zu Landeck die Chriſtnachtsfeier abhält. Eine arme Wittwe benutzte einſt dieſe Stunde und begab ſich mit ihrem einjährigen Knaben auf die Burg. Schon von Weitem leuchtete ihr heller Lichtſchein aus dem Berge entgegen, ſie trat näher und war von dem vielen Golde faſt geblendet. Als ſie ſich von ihrem Staunen erholt hatte, dachte ſie daran, daß die Zeit zur Hebung der Schätze nur kurz ſei, ſetzte raſch ihren Knaben auf den Fußboden und raffte von dem Golde eine Bürde zuſammen. Noch kniete ſie aber bei dem Schatze, da erſcholl ein unheimliches Dröhnen und Knarren im Berge. Sie ſprang erſchrocken auf und lief hinaus. Dann gedachte ſie erſt ihres Knäbleins und wollte zurück-

eilen. Mit Donnergepolter ſchloß ſich jedoch vor ihren Augen der Eingang und der Knabe war rettungslos verloren. Die arme Wittwe bereute nun, daß ſie über dem Golde das Kind vergeſſen hatte, und war untröſtlich. Sie hatte an nichts mehr Freude, ſchenkte das Gold den armen Leuten und dachte nur daran, am nächſten Weihnacht die Gebeine ihres Knabens aus dem Burgkeller zu holen. Endlich war die Chriſtnacht wieder herangekommen und die Wittwe ſtand pünktlich in der Mitternacht vor dem Burgberge. Wieder öffnete ſich krachend der Keller, ſie trat hinein und ſchaute ſich nach den Ueberreſten ihres Knabens um. Dieſer aber ſaß friſch und munter an derſelben Stelle wo ſie ihn gelaſſen hatte, und ſpielte mit einem goldenen Apfel, der mit einem Zweige von Smaragd verziert war. Die erfreute, glückliche Mutter ergriff das Kind und eilte fort, ohne die funkelnden Schätze zu berühren. Den Gold-Apfel verkaufte ſie ſpäter und erhielt dafür ſo viel Geld, daß ſie ſich damit ein Anweſen kaufen konnte und aller Nahrungsſorgen enthoben war.

V. Wilhelmsthal und Umgegend.

1. Die Stadt Wilhelmsthal.

Das Städtchen Wilhelmsthal ſoll durch ein im Kleſſengrunde betriebenes Silberbergwerk entſtanden ſein. Daſſelbe iſt von dem böhmiſchen Münzmeiſter Wilhelm von Oppersdorf (1581) angelegt worden und hat zuerſt Neuſtädtel geheißen, wurde aber ſpäter nach dem Gründer Wilhelmsſtadt und jetzt Wilhelmsthal genannt.

Der Sage nach ſoll der Gründer die Stadt Rudolfsthal zu Ehren ſeines kaiſerlichen Herrn, Rudolf II., geheißen haben, der Kaiſer befahl aber gnädigſt, dem Erbauer zu Ehren den Namen in St. Wilhelmsthal umzuändern.

2. Die Saalwieſen.

An der Stelle, welche heut die Saalwieſen geheißen wird, hat vor Alters eine mächtige Hauptſtadt geſtanden, welche Salo-

wien benannt war. Nachdem die Stürme der Völkerwanderung spurlos an der großen Stadt vorübergegangen waren, brachen die Slaven in das Land ein und verwüsteten dasselbe. Vor diesen Unholden beschlossen die Salowiener zu fliehen, packten ihre bewegliche Habe auf und zogen nach der Donau hinab, wo sie eine große Stadt erbauten und zum Gedächtniß an ihre verlassene Vaterstadt Wien nannten.

Die Slaven brachen in Salowien ein, fanden aber überall Haus und Hof leer. Beutelüstern waren sie gekommen und leer mußten sie abziehen. Darüber ergrimmten dieselben so sehr, daß sie die Stadt bis auf den Grund zerstörten.

3. Die vergrabenen Glocken.

Als die Salowiener Bürger vor den nahenden Feinden flüchteten, wollten sie den wilden Slaven auch ihre Glocken nicht gönnen und kamen überein, dieselben zu vergraben. In feierlicher Prozession führten sie dieselben von der Hochebene herab in das Thal und betteten sie in die Erde. In der Nähe von Bielendorf sollen die Geläute noch heut vergraben liegen.

4. Die Hölle.

Zwischen Bielendorf und Neugersdorf heißt eine enge Waldschlucht die Hölle. Dort soll der Teufel gar oft die Wanderer necken. Er bewirft dieselben mit Sand und kleinen Steinen, trifft aber diejenigen nicht, welche zwischen Stahl und Eisen (zwischen den Wagengeleisen) gehen. Einem jungen Menschen gewöhnte er einst eine arge Ungezogenheit ab. Dieser hatte nämlich die schlimme Gewohnheit, allen Mädeln und Weibeln, denen er in der Dunkelheit begegnete, mit offenen Armen entgegenzutreten und einen Schmatz aufzudrücken. Als derselbe eines Abends durch die Hölle ging, da pfiff und sang er und sperrte einem wunderschönen Mädchen den Weg. Er betheuerte, dasselbe nicht vorbeilassen zu wollen, wenn es sich nicht mit einem Küßchen auslöse. Das holde Mägdlein lachte, machte aber keine Miene zu entweichen. Da sprang der junge Mensch heran und wollte es in seine Arme schließen. Zwischen denselben verschwand es aber und ein häßlicher Schwefelgeruch erfüllte die Luft. Von allen Seiten aber erscholl ein teuflisches Hohngelächter und der Geneckte konnte beinahe vor Schreck sich nicht

bewegen. Seit jener Zeit hat er kein Mägdlein mehr um einen Kuß gebeten und ist ein arger Weiberfeind geworden.

5. Der Nachtjäger.

Unweit der schwarzen Bielequelle treibt sich des Nachts ein ehemaliger, längst verstorbener Förster herum. Derselbe war bei Lebenszeit ein großer Gottverächter und ein grausamer Mann, der manchen Mord auf seiner Seele lasten hatte. Mit Hussa und Hundegebell eilt er durch das Revier und erschreckt ganz plötzlich die Wanderer. Einem Köhler hat er einst recht übel mitgespielt. Derselbe wurde durch Jagdruf und Hundegebell aus seinem Häuschen gelockt. Kaum hatte er seine Thürschwelle überschritten, da brauste die wilde Jagd näher und näher. Hundegebell und Gewehrgeknatter umkreiste den Geängstigten von allen Seiten, so daß er glaubte, jeden Augenblick erschossen oder von den Hunden zerrissen zu werden. Plötzlich ertönte aber ein furchtbarer Knall und er stürzte nieder. Als er sich wieder erhob war die wilde Jagd vorbei und er gelangte heiler Haut in seine Hütte.

6. Das Buschweiblein.

In Altgersdorf soll einst das letzte Buschweiblein, welches im Bielegebirge hauste, eine alte, kranke Wittwe gepflegt haben. Mit großer Aufopferung bestellte das kleine, eine Elle große Wesen auch die Hauswirthschaft der Kranken. Sobald aber der Wind sich erhob, da zitterte das kleine Weiblein und war unfähig eine Arbeit zu verrichten. Einst brach ein großer Sturm los und da zeigte es sich, daß das Buschweib eines Sturmgeistes Frau war, es verschwand mit dem Rufe: „Mein Mann!“

Das Märchen von den Buschweibern weiß, daß diese einst im Bielegebirge sehr stark vertreten waren. Oft gaben dieselben den armen Menschen Geschenke und halfen den Kranken. Der Teufel verfolgte sie aber deshalb in den Büschen und sie konnten sich vor demselben nur retten, wenn sie einen Baumstamm erreichten, in welchen ein Kreuz eingeschnitten war. Die Holzmacher, welche die Buschweiblein sehr gern hatten, machten deshalb in viele Stämme einen kreuzähnlichen Einschnitt.

7. Die Drachen am Kahlen Berge.

Einst war der „Kahle Berg“ bei Gompersdorf von einer weit verzweigten Drachenfamilie bewohnt, welche in der ganzen

Gegend, bis hinab nach Landeck, großen Schaden anrichtete. Dieselben verheerten Felder und Wälder, und Leute wurden bei ihrem Anblick vor Entsetzen taub, stumm, blind oder gelähmt. Diese Drachen waren verzauberte Teufel oder böse Geister, welche die guten Menschen haßten. Den bösen Menschen brachten sie dagegen häufig Geld und flogen in feurigen Streifen am Himmel zu deren Häusern hin. Ein muthiger Priester, welcher von den durch die Drachen angerichteten Verheerungen gehört hatte, begab sich mit einem Kreuz in der Hand auf den Kahlen Berg und vertrieb die Drachen aus ihren Schlupfwinkeln. Seitdem sind dieselben verschwunden und die Gegend, welche hundert Jahre unter den Unbilden derselben gelitten hat, ist jetzt bei Tag und Nacht jedes Drachenspucks baar.

8. Die alte Burg.

Am unteren Ende von Konradswalde hat ehemals eine alte Burg gestanden. Dieselbe wurde im Jahre 1469 von den Schlesiern, als sie gegen den König Georg von Podiebrad Krieg führten, zerstört. Damals sollten die Neisser und Patschkauer den Breslauern zu Hilfe kommen, sie wurden aber verrathen und auf den Wiesen bei Konradswalde erschlagen. Wie groß die Niederlage war, geht daraus hervor, daß durch dieselbe in Neisse und Patschkau neun Schock Wittwen wurden.

9. Maria zum Schnee.

Auf dem spitzigen Berge steht die Wallfahrtskapelle Maria zum Schnee. Es wird erzählt, daß das Gnadenbild des reichen Klosters Maria Zell sich in den Schutz des Preußen-Königs (Friedrich II.) begeben habe und auf dem spitzigen Berge erschienen sei, als Joseph II. die Schätze des Klosters Maria Zell behufs ihrer Einziehung aufschreiben ließ.

10. Die Quarklöcher Schätze.

Am südöstlichen Abhange des Schneebergs schon jenseits der Grenze) liegen die Quarklöcher, zwei Höhlen, die ihren Namen von einer quarkähnlichen Kalkauflösung erhalten haben, welche die Wände bedeckt. In den Quarklöchern giebt es aber auch große Schätze und ein Jäger hat dieselben einst erschaut. Er begab sich in die

Höhlen und suchte nach dem verborgenen Golde, ohne dasselbe zu finden. Da trat der Teufel in der Gestalt eines Italieners auf ihn heran und erklärte, ihm die Schätze zu geben, wenn er eine Unterschrift dafür leiste. Der Jäger war damit einverstanden und plötzlich öffnete sich der Raum, der mehrere Goldhaufen enthielt. Kaum hatte sich der Mann von seinem Staunen erholt, da forderte der Böse die Unterschrift. Als der Jäger aber las, daß der Teufel seine Seele forderte, verweigerte er die Vollziehung des Vertrages und schwor, kein Körnchen von dem Golde zu nehmen.

Darüber ergrimmte der Teufel, breitete seinen rothen Mantel auf und entführte auf demselben den Jäger durch die Lüfte nach Padua. Athemlos langte der geängstigte Mann dort an, der Teufel ließ ihm aber keine Zeit, sich Italien anzusehen, sondern führte ihn ebenso schnell auf den Schneeberg zurück. Dort rief er ihm mit gräßlichem Lachen zu: „Merk' Dir diese Lehre! Man muß auch dem Teufel Wort halten!"

VI. Mittelwalde und Umgegend.

1. Die Entstehung der Stadt.

Die Stadt Mittelwalde, welche in der südlichen Spitze der Grafschaft Glatz liegt, soll sehr alt und auf den Trümmern einer zerstörten Stadt, welche sich ehemals bis an den früheren Galgen ausdehnte, entstanden sein. Urkundlich ist festgestellt, daß Mittelwalde schon im Jahre 1294 Stadtrechte hatte. Es wird erzählt, daß auf der großen Verkehrsstraße, die Böhmen und Polen verband, an der Stelle, auf welcher die heutige Stadt erbaut ist, eine einsame Straßen- oder Waldschenke (oder ein Jagdschloß) gelegen habe, um die sich später andere Ansiedlungen fanden.

Nach anderer Meinung hat ein böhmischer Herzog daselbst eine Grenzveste gegen die Einfälle der Polen erbaut, unter deren Schutze sich Ansiedler niederließen.

2. Der Name der Stadt.

Die Stadt Mittelwalde soll ihren Namen von ihrer Lage mitten in einem großen Walde erhalten haben. Aus demselben

Anlaß sind die Namen der nahegelegenen Ortschaften Herzogswalde, Freiwalde und Neuwalde entstanden.

3. Das Muttergottesbild.

In einem Seitengange der Pfarrkirche zu Mittelwalde befindet sich ein Muttergottesbild, welches dasjenige sein soll, was Papst Innocenz XI dem König von Polen, Johann Sobiesky, geschenkt hat, als dieser (1683) die von den Türken bedrängte Stadt Wien entsetzt hatte.

4. Das gräfliche Geschlecht von Althan.

Seit 1652 sind die Reichsgrafen von Althan Besitzer der großen Herrschaft Mittelwalde. Wie dieses Geschlecht zu seinem Namen gekommen ist, davon erzählt die Sage.

Als Dietmar von Thann im Jahre 1200 unter Kaiser Heinrich VI. Lehnsvasall in Schwaben war, wurde ein Kreuzzug in das heilige Land unternommen. Der Kaiser übertrug den Oberbefehl über das christliche Heer dem Herzog Leopold (III.) dem Streitbaren von Oesterreich und diesem schloß sich der schon bejahrte Thann an.

In der Schlacht, oder vielmehr bei der Belagerung, von Ptolemais hatte der alte Recke tapfer gekämpft und war im Kampfgewühle gerade in des Herzogs Nähe gekommen, als dieser von Sarazenen umringt mit seinem getödteten Pferde zu Boden sank. Im Augenblick stellte sich Thann vor den Herzog und streckte die andringenden Feinde haufenweise nieder, so daß die Leichen derselben um ihn eine Schanze bildeten. Die Türken wurden zurückgeschlagen und ein glänzender Sieg erfochten.

Als der wackere Ritter, von Sarazenenblute rothgefärbt, in das Lager zurückkam, trat der Herzog Leopold, dem er das Leben gerettet hatte, mit seinem Heerführer ihm entgegen und rief: „Hire min alt Thann, du bischt ein tapfer Mann!“ Die Heldenthat des Tapferen wurde bald im ganzen christlichen Heere bekannt und der Ruf brauste durch dessen Reihen: Der alt Thann ist ein tapfer Mann.

Der Herzog Leopold nannte von der Stunde ab seinen Lebensretter stets „Min Alt Thann“ und so ist aus dem altadligen Namen derer von Thann der Name Althann oder Althan entstanden.

5. Das Wappen der Grafen von Althan.

Als Kaiser Heinrich VI. die Heldenthaten des wackeren Alt-Thann erfuhr, besah er sich dessen Schild, fügte der stolzen Tanne auf demselben neue Zeichen zu und gestattete ihm auf den Antrag des Herzogs Leopold, dessen herzogliches Wappen zu führen, als Unterscheidungszeichen aber den Buchstaben A in den weißen Balken zu setzen, welcher den rothen Schild durchschneidet.

Herzog Leopold hatte dieses rothe Wappen mit dem weißen Balken von dem Kaiser zum Andenken erhalten, weil bei der Eroberung von Ptolemais der Herzog völlig mit Blut besprengt und nur die Stelle weiß geblieben war, die der Waffengurt gedeckt hatte.

Im Jahre 1610 fügte Kaiser Rudolph II. den Buchstaben T in das altehrwürdige Wappen des Reichsfreiherrn Michael von Althan und erhob denselben in den Reichsgrafenstand. Das T ist mit einer 3 geziert und bedeutet: Treuer Althan; denn wie sein wackerer Urahn hatte auch Michael von Althan seinem Kaiser treue und tapfere Dienste im Kriege geleistet.

Das gräfliche Wappen ist eine grüne Tanne, unter derselben der herzogliche Hut über rothem Schild mit dem beregten weißen Balken.

6. Die Angsthäuser.

In der Nähe von Mittelwalde liegen die Angsthäuser. Dieselben haben ihren Namen von der Angst erhalten, welche dort nächtliche Wanderer ausgestanden haben. Wenn nämlich Jemand des Nachts von Mittelwalde kam oder dorthin ging, da kam der verwünschte Jude, der auf einem Schweine ritt, an ihm vorübergejagt und wiederholte dieses Manöver so oft, bis der Nachtwaller schweißdurchnäßt wieder in Mittelwalde eintraf. Eines Nachts soll der wilde Reiter sogar einen kräftigen Mann niedergeritten haben. Derselbe ist in Folge der durchlebten Angst bald darauf in den Angsthäusern gestorben.

7. Der Rehhans.

In Thanndorf soll einst ein gar starker Mann gelebt haben. Derselbe wurde der Rehhans vom Schneeberge genannt. Wie er zu diesem Namen gekommen ist, das wissen noch heut die Leute in der Mittelwalder Gegend.

Als einst der Mittelwalder Graf (Althan) eine große Jagd veranstaltete, bekam auch der Hans dabei eine Anstellung. Der Graf und seine Gäste langten ermüdet an dem Kleinen Schneeberge an. Schon manches Geschoß hatte sein Ziel gefehlt, nur der Graf hatte noch keinen Fehlschuß gethan. Auf der Höhe des Schneeberges aber fehlte sein Geschoß einen stattlichen Rehbock und das Thier floh in der Richtung, in welcher der Hans stand. Dieser ergriff aber den Bock in vollem Laufe und brachte ihn dem Grafen mit den Worten: Der Herr Graf hat doch getroffen. Der lebende Rehbock wurde in den Schloßpark nach Wölfelsdorf geschafft und der Hans seitdem der Rehhans vom Schneeberge genannt.

8. Der Kampf mit dem Riesen.

Einst hatte sich in der Reichshauptstadt (Wien) ein Riese gezeigt und die stärksten Leute zum Zweikampf herausgefordert. Da kam der Mittelwalder Graf auf den Gedanken, den Rehhans gegen denselben ins Treffen zu führen. Er bestellte den Riesen auf das Schloß zu Wölfelsdorf (oder Mittelwalde) und lud eine Menge Gäste ein, welche dem Ringkampfe zuschauen wollten. Rehhans hatte sich vorher durch eine stramme Mahlzeit gestärkt; er hatte ein Viertel Rind verspeist und einen Eimer Bier getrunken.

Als der Kampf begann, legte der Riese in großsprecherischer Weise seine Kampfesart dar und erzählte, daß er noch nie besiegt worden sei. Dann stürmte er auf den ruhig dreinschauenden Rehhans los und der Schloßhof erdröhnte unter dem Anprall. Rehhans hatte den Fremden aber mit offenen Armen empfangen und an die Brust gedrückt. So blieb er stehen und hielt den Riesen fest. Als jedoch der Graf den Fortgang des Kampfes befahl, da öffnete der starke Mann seine Arme und der Riese fiel todt zur Erde.

9. Rehhans und der Junker.

Einst kam ein Junker auf schnaubendem Rosse von dem Bärberge herabgesprengt und ihm entgegen kam der Rehhans mit seinen Kühen gefahren. Auf dem schmalen Wege war an ein Ausweichen gar nicht zu denken. Der Junker tobte aber und verlangte, der Rehhans solle seinen beladenen Wagen aus dem Wege schaffen. Rehhans sagte jedoch, der Junker sei leichter zu regieren als sein Fuder Dünger, ergriff denselben samt dem Rosse und setzte

ihn über die Wegeinfriedung hinüber. Kleinlaut ritt der Junker von dannen, Rehhans aber spannte lachend seine Kühe aus und zog das Fuder Dung auf den Bärberg hinauf.

10. Zwei gute Räthe.

In Marienthal lebte einst ein reicher Freirichter, welcher zwei Söhne hatte. Einer derselben sollte Priester werden, der Andere das väterliche Gut übernehmen. Der Erstere trat aber einst vor den Vater und erklärte, daß er das Studium aufgebe und des Vaters hübsche Viehmagd, die dralle Hanne, heirathen wolle. Der Freirichter wurde darüber sehr böse und erklärte, den Sohn zu enterben, wenn er nicht Pater würde. Dieser blieb aber bei seinem Vorhaben, heirathete die Magd und diente seinem Vater als Knecht. Das kleine Dörrhaus wurde ihm als seine Wohnung und als sein einziges Erbtheil angewiesen. Der studirte Knecht lebte mit seiner Hanne sehr glücklich. Dieselbe schenkte ihm zwei kräftige Buben, die frisch heranwuchsen. Nach einigen Jahren überfiel aber den Mann eine große Angst über die Zukunft seines Weibes und seiner Knaben, wenn er sterben sollte. Da faßte er den Entschluß, in der Fremde Geld zu verdienen und reich heimzukehren. Bei Nacht und Nebel machte er sich auf, um in fremdem Lande seine Talente zu verwerthen. Wo er aber anklopfte und sich zu wissenschaftlichen Arbeiten anbot, wurde er ausgelacht und von der Schwelle gewiesen. So kam er bis nach Steiermark. Dort hörte er von einem reichen Grafen, der auf dem Kindberge ein festes Schloß besaß und von dort durch einen verschwiegenen Arbeiter einen unterirdischen Gang bis nach der Wallfahrtskirche auf dem Calvarienberge anlegen wollte. Der Mann gefiel dem alten Grafen (das Schloß gehört seit alter Zeit den Grafen Attems) und er ertheilte demselben den Auftrag. Den Lohn forderte aber der Freirichtersohn erst nach gethaner Arbeit und bat nur bis zur Uebergabe des Ganges um Kost und Kleidung. Der Graf gewann den fleißigen und verschwiegenen Mann, der ihm auch durch seine wissenschaftliche Bildung ein angenehmer Unterhalter war, sehr lieb. Die Jahre verrannen und es kostete dem fleißigen Mann große Ueberwindung auszuharren: denn er gedachte mit immer steigender Sehnsucht an seine Hanne und seine Knaben.

Endlich war der Gang fertig. Zwanzig Jahre und drei Tage hatte die Arbeit gewährt. Als der greise Burgherr den Gang abgenommen hatte, gab er dem treuen Arbeiter ein großes Festmahl und händigte ihm seinen Lohn, hunderttausend Gulden, ein. Er gab ihm bei seiner Abreise aber auch noch zwei gute Räthe mit auf den Weg. Dieselben lauteten: „Uebernachte nie in einer Herberge, in welcher ein alter Mann und ein junges Weib wirthschaften“ und „strafe nie im Zorne.“

Darauf lenkte der reiche Mann seine Schritte heimwärts. Nach einigen Wochen kam er zu einem Wirthshause in Böhmen, in welchem er übernachten wollte; denn draußen stürmte ein Unwetter, welches jeden Wanderer in das nächste gastliche Haus trieb. Er trat ein und bemerkte eine junge Wirthin, die ihm Speise und Trank vorsetzte. Bald darauf erschien ein Greis unter der Thür eines Nebenzimmers, der die junge Wirthin sein Weib nannte. Nun trachtete er im Stalle ein Unterkommen zu finden, die hübsche Wirthin erklärte aber, daß das Fremdenzimmer ihm angewiesen sei. Noch überlegte er, wie er auf gute Weise von dem Orte fortkäme, da trat ein Fuhrmann ein, der ein Zimmer und einen Wächter für seine Wagenladung forderte. Sofort bot sich der Freirichtersohn als Wächter an und überließ dem Fuhrmann das Fremdenzimmer. Er selbst bettete sich auf Stroh unter den beladenen Wagen und so kam die Nacht heran. Plötzlich hörte er leise Stimmen und erkannte die junge Wirthin mit einem jungen Menschen, welchem die Erstere einen Dolch einhändigte und erklärte, daß sie den alten Mann so satt habe, das heut ein Ende gemacht werden müsse:

„Wir haben einen Nachtgast oben und nach geschehener That stecke ich demselben den blutigen Dolch in das Bett. Auf diesen kommt der Verdacht, wir verkaufen die Wirthschaft und ziehen miteinander fort.“

Unter dem Wagen rührte sich nichts; der Freirichtersohn hielt den Athem an und überlegte, was er thun solle. Als nun die Wirthin an ihm vorüberging, schnitt er rasch ein Stück aus ihrem Kleide und bewahrte es auf.

Am anderen Morgen erschien das schlechte Weib wehklagend und rief, daß ihr lieber Alter ermordet worden sei und Niemand diese verruchte That begangen haben könne, als der fremde Nachtgast in dem Giebelzimmer.

Dieſer wurde von der Ortsbehörde ſofort feſtgenommen und nach kurzem Verhör unter dem Toben der Dorfleute zum Galgen geführt.

Dort zog aber der Freirichterſohn den Fetzen des Kleides aus ſeiner Taſche und predigte mit eindringlichen Worten ſeine nächtlichen Erlebniſſe.

Das Volk wußte von der Liebelei der Wirthin mit dem Mühlhelfer ſchon mancherlei und forderte ſofort die Beſtrafung der Mörder.

Man ließ den unſchuldigen Fuhrmann frei, eilte nach dem Wirthshauſe und fand das verbrecheriſche Pärlein, welches man auf einer Kuhhaut zum Galgen ſchleifte. Dort geſtanden die Beiden ihre ſchreckliche That und wurden aufgeknüpft. Dem Fuhrherrn wurde von der Ortsbehörde für ſeine ausgeſtandene Angſt aber das Gaſthaus mit ſeinem ganzen Anweſen zugeſprochen. Dieſer dachte nun auch an ſeinen Retter und ſchenkte demſelben ſeine flinken Roſſe und den Wagen mit deſſen koſtbarer Ladung.

Als Freunde trennten ſich die Beiden und der Freirichterſohn kutſchirte ſeiner Heimath zu.

Es war Abend als er auf dem Hofe ſeines Vaters ankam. Er ſprach um ein Unterkommen an und erhielt es. Man achtete jedoch auf den Fremdling nicht; denn alle Hände in der Freirichterei hatten ſich für ein bevorſtehendes Feſt zu rühren. Als der Angekommene ſich mit Speiſe und Trank gelabt hatte, ging er hinaus zum Dörrhauſe und ſah zu dem erleuchteten Fenſter hinein. Aber ein arger Groll regte ſich in ſeinem Herzen, als er ſein noch immer hübſches Weib mit einem jungen Menſchen erblickte und die Beiden zärtliche Küſſe wechſeln ſah.

Schon lag ſeine Rechte auf dem Thürſchloß, da gedachte er des Wortes ſeines Gönners: „Strafe nie im Zorn.“ Er wandte der Thür und dem Häuslein den Rücken und ging traurig zum Gerichtskretſcham zurück.

Als er in demſelben in einer Ecke ſaß, trat der alte Freirichter zu ihm und lud ihn zu dem bevorſtehenden Feſte ein.

„Morgen hat mein Enkelſohn ſeinen Ehrentag. Ich hatte nämlich zwei Söhne, einer derſelben ſtarb vor mehreren Jahren und der Andere hatte meinem Willen durch eine Heirath entgegengehandelt, ging fort, um für die Seinen Reichthümer zu ſammeln,

ist aber jedenfalls in der Fremde verdorben und gestorben. Dessen beide Söhne haben aber Alles wieder gut gemacht. Einer ist Doktor geworden und der Andere ist heut angekommen und liest Morgen hier seine erste heilige Messe. Jetzt ist er bei der Mutter im Dörrhäusel drüben."

Der Fremdling brach in lautes Weinen aus, sank seinem Vater zu Füßen und gab sich zu erkennen. Dieser hob den Sohn auf und drückte ihn an seine Brust.

„Jakob, mein Jakob! Wenn Du auch nicht reich, sondern nackt heimgekommen wärest, Du wärest mir gerade so lieb gewesen. O, wie hab' ich mich nach Dir gesehnt! Und jetzt ist Alles wieder gut. Komme zu Deinem Weibe und Deinem Sohne. Morgen kommt der Andere, der Franz. Der ist noch größer als der Pater. Jakob, unser Herrgott hat Alles gut gemacht!"

VII. Ebersdorf und Umgegend.

1. Ebersdorf.

Das große Dorf Ebersdorf (das größte Dorf der Grafschaft Glatz) soll früher Eberhardsdorf geheißen haben und ist in alten Urkunden auch Eberhardi villa genannt.

2. Der Stephan-Hans.

In Ebersdorf soll vor vielen Jahren ein Mann gelebt haben, welcher viele böse Thaten verübt hat. Derselbe wurde der Stephan-Hans genannt und war weit und breit gefürchtet. Die Sage weiß, daß derselbe siebenunddreißig Morde begangen hat. Seine Unthaten büßte der Stephan-Hans auf dem Schaffot zu Habelschwerdt; er wurde (10. Februar 1568) daselbst mit glühenden Zangen gekneift, geviertheilt und auf den Galgen gehenkt. Sein Geist hat aber noch lange Zeit in Ebersdorf sich gezeigt, namentlich auf dem Wege zum Linden-Jäger.

3. Burg Schnallenstein.

Die Burg Schnallenstein, deren Ruinen südwestlich von Ebersdorf liegen, soll ihren Namen von der Lage auf einem schnell

abfallenden Felsen erhalten und danach Schnellenstein geheißen haben.

Eine andere Auslegung leitet den Namen von der Schnalle her, welche sich in dem Wappen der ehemaligen Burgherren, der Ritter von Glubos, befindet.

4. Die Schloßjungfrau im Schnallenstein.

Als der Schnallenstein noch mit seinen Zinnen und seinem Bergfried weit zu den Wolken emporragte, da lebte in seinen Kemnaten ein Graf, der eine schöne vielumworbene Tochter besaß. Aus der Nähe wie aus der Ferne ritt gar mancher schmucke Edelmann herbei, hoffend, in dem Herzen der Schloßjungfrau Liebe zu entzünden und sie selbst dann als Herrin heimzuführen. Doch keinem wollte diese Hoffnung sich erfüllen. Enede (so hieß das Fräulein) blieb ungerührt und wies jede vertrauliche Annäherung kalt zurück.

Endlich hatte der Vater dieses fortwährende Kommen und Gehen der Freier satt. Auch betrübte es ihn, daß sein Geschlecht mit der Tochter aussterben und all sein Erbe, da er keinen Sohn besaß, schließlich an entfernte Verwandte fallen sollte. Diesem bangen Zustande ein Ende zu machen, verlangte er von Enede, daß sie entweder dem Herrn von Mittelwalde oder dem Junker vom Keilberge sich vermähle, welche Beide für sie passend erschienen und wiederholt den Vater um ihre Hand gebeten hatten.

Enede weinte zwar einige Tage wegen des Verlustes ihrer so lange vertheidigten Freiheit, entschloß sich aber dann, den Herrn von Mittelwalde zu heirathen.

Darob ergrimmte der Junker vom Keilberge und schwor, seine Zurücksetzung damit zu rächen, daß er entweder die junge Gräfin gewaltsam entführe oder sie tödte. Um das Erstere zu vollenden dazu fand sich gar keine Gelegenheit, daher sann er darauf, das Letzte zu thun. Damit er des Erfolges sicher sei, ging er zu der Hexe, welche am Abhange des Schneeberges wohnte, und berieth sich mit ihr.

Die Hexe übergab ihm beim Abschiede ein Fläschchen mit einem giftigen Tranke, welcher nach ihrer Versicherung entweder die junge Gräfin tödten oder in ein Thier verwandeln werde, dessen Gestalt

sie nur dann werde ablegen können, wenn sie ein muthvoller Jüngling nach Vollbringung einer bestimmten Aufgabe erlöse.

Der Junker bestach einen Diener des Fräuleins, damit er ihr den giftigen Zaubertrank bei Gelegenheit reiche. Diese fand sich nach kurzer Zeit. Als eines Morgens die Herrin zur Burgkapelle ging, fühlte sie sich plötzlich so krank, daß sie umzufallen fürchtete. Sie befahl, ihr rasch ein Glas frischen Wassers zu bringen. Der bestochene Diener holte dasselbe, fand aber trotz aller Eile Zeit, das Gift in den Trank zu mischen.

Nach wenigen Augenblicken äußerte es seine Wirkung.

Die Jungfrau gelangte bis zum letzten Schritte vor die Kapellenthür und sank dort, bevor sie die Schwelle betrat, ohnmächtig nieder. Der Diener eilte fort, um einige Mägde herbeizuholen, als diese aber kamen, war der Platz leer und trotz allen Rufens und allen Suchens nichts von der Jungfrau zu hören oder zu sehen.

Nun begann ein Weinen und Trauern auf dem Schnallenstein, ein täglich wiederholtes Nachforschen und Nachfragen, aber alles vergeblich; Niemand fand auch nur eine Spur von dem verloren gegangenen Fräulein, Niemand in der Umgegend hatte irgend etwas von ihr bemerkt.

Zwei Personen freilich hätten Auskunft über sie geben können: Die Hexe und der Junker vom Keilberge, dem die Teufelsgenossin Botschaft über die Wirkung des Trankes gesendet hatte. Die Zauberkraft war darin stärker gewesen als das Gift und hatte die Bewußtlose in eine häßliche Schlange verwandelt, die alsbald fortringelte und an dem Geklüft des Schnallensteinhügels einen Schlupfwinkel suchte.

Alle hundert Jahre darf die Jungfrau einmal ihre menschliche Figur annehmen und in dieser einen reinen Junggesellen aus den Orten, welche dem Schnallenstein dereinst unterthänig waren, um Erlösung anflehen.

Vor Menschengedenken ist dies einmal geschehen.

Der Knecht des Bauers S. aus Rosenthal ackerte in der Nähe der Schloßruine. Plötzlich stand vor ihm ein schönes Mädchen und redete ihn mit den Worten an:

„Ich bin die vor gar langer Zeit verschwundene Schloßjungfrau. Eine Hexe hat mich in eine Schlange verwandelt. Morgen

ist der Tag, an welchem ich aus der Verzauberung errettet werden kann. Vollbringst Du diese That, so will ich Dich reich und glücklich machen. Zu diesem Zwecke lasse Dir einen Kuchen backen und komme damit morgen an diesen Platz. Ich werde Dir hier als Schlange mit einem Bunde Schlüssel im Maule erscheinen. Entreiße mir diese und reiche mir dabei den Kuchen. Fürchte Dich nicht, sondern sei muthig, ich kann und darf Dich nicht verletzen.

Nach diesen Worten verschwand das Mädchen ebenso plötzlich wie es erschienen war.

Der Knecht zog mit seinem Gespann nach Hause, traf alle geforderten Vorbereitungen für die Erlösung der Schloßjungfrau und stellte sich am nächsten Tage an den ihm angewiesenen Ort. Die Schlange kam bald in gewaltigen Bogen heran und der Knecht hielt ihr auch den Kuchen entgegen. Als er aber bei einem neuen Aufbäumen des wüthenden Unthiers diesem die Schlüssel entreißen sollte, da packte ihn eine unsägliche Angst und Furcht; er warf den Kuchen hin und floh. Noch hörte er hinter sich Klagen und Jammern; als er aber nach einiger Zeit sich einmal umwendete, sah er nichts mehr von der Schlange. Innerhalb eines Jahres ist der Knecht gestorben. (Vierteljahresschrift für Gesch. und Heimathskunde der Grafschaft Glatz.)

Dieses Märchen wird aber auch noch in anderer Weise erzählt:

Nachdem der Bräutigam des Edelfräuleins dasselbe aus Eifersucht verzaubert und in eine Schlange verwandelt hatte, erinnerte er sich nicht mehr, auf welche Weise der Zauber zu bannen sei. Er machte sich dann die größten Vorwürfe und sann viele Jahre auf den Spruch, welchen ihm die Hexe mit dem Zaubermittel anvertraut hatte. Endlich starb er und hundert Jahre kroch dies verzauberte Burgfräulein als Schlange umher.

Die Schlange ist aber doch von den Arten dieses Geschlechtes verschieden; denn sie trägt ein goldenes Krönlein auf dem Kopfe. Wenn es einst einem unbescholtenen Junggesellen glückt, diese Krone dem Thiere zu entreißen, so ist die Edelmaid erlöst und führt ihren Retter zu den reichen Schätzen, welche in den verschütteten Kellern des Schnallensteins lagern, die sammt dem schönen Burgfräulein ihm gehören.

Abbaye de Westmalle

5. Das Burgfräulein und der Bauer.

Einst trat das verzauberte Burgfräulein aus dem Schnallenstein zu einem Rosenthaler Bauer, der seinen Acker pflügte. Der Bauer war über das plötzliche Erscheinen der holden Maid jäh erschrocken. Diese aber sprach ihn freundlich an, bat ihn, da Allerheiligenabend sei, die Gäule in den Stall zu ziehen und ein gutes Werk zu thun, nämlich durch einen Buß- und Betgang nach Grulich ihren Bann zu heben. Sie erklärte ihm, daß sie des bösen Schnallensteiner Grafen Jann verzauberte Tochter sei und für die bösen Thaten des Vaters keine Ruhe finden könne, bis ein Mann sie erlöse, der nie seine Hand nach fremdem Gute ausgestreckt habe. Diese Erlösung könne er aber nur bewirken, wenn er nach Grulich zu dem Muttergottesbilde walle, dort verschiedene Gebete verrichte, aber durch keine Versuchung sich bewegen lasse, auf der Wallfahrt sich fremdes Eigenthum anzueignen. Der gute Bauer spannte seine Pferde aus und wallte nach dem Gnadenort. Auf dem Rückwege sah er auf dem Gräflich Althan'schen Gebiet prächtige Erdbeeren stehen, er pflückte dieselben und dachte, damit Weib und Kindern eine Freude zu machen; denn zu so später Jahreszeit sind Erdbeeren sehr selten. Er ging nicht erst heim, sondern sofort auf die Burgruine. Dort trat ihm aber die schöne Edelmaid entgegen und erklärte ihm im traurigen Tone, daß er sie nicht erlöst, weil er sich im fremden Walde Erdbeeren angeeignet habe. Die Jungfrau verschwand plötzlich, unheimliches Schluchzen verfolgte den forteilenden Bauer, der sein Lebenlang das schöne, trauernde Fräulein nicht vergessen konnte. Dieses aber muß weitere hundert Jahre verzaubert bleiben.

6. Die Schätze im Schnallenstein.

In den verschütteten Kellern des Schnallenstein befinden sich unermeßliche Schätze. Dieselben sind von Geistern bewacht, welche den Eingang stets verschlossen halten. Alljährlich aber öffnet sich einmal der Berg einige Minuten am Charfreitag, wenn die Gläubigen in der Rosenthaler Pfarrkirche vor dem Kreuze knien. Gute Menschen haben dann in die unterirdischen Hallen Zutritt und können sich ihre Taschen mit Schätzen füllen, doch müssen dieselben sich beeilen, sonst verschlingt sie der Berg. Ein Müller aus-

benachbartem Orte soll sich einst in den aufgethanen Berg gewagt haben, aber drei Tage nach dem Wagniß gestorben sein.

Die Schätze bewacht am Charfreitag ein schwarzer Pudel, der aber leicht durch ein entgegengehaltenes Kreuz und Weihwasser zu bannen ist.

Wer leicht reich werden will, hat also auch, wie in anderen verfallenen Burgen, im Schnallenstein dazu Gelegenheit.

7. Die Zerstörung der Burg Schnallenstein.

Nachdem im Jahre 1428 die Hussiten die Burg Schnallenstein geplündert hatten, hauste ein schlimmer Ritter darin. Derselbe wurde der wilde Jann genannt und war weitum als Räuber und Landesbeschädiger gefürchtet. Namentlich das Böhmerland hatte unter seinen Raubzügen zu leiden. Deshalb zogen die Böhmen einst unvermuthet herbei, erstürmten die Burg und zerstörten sie, so daß der heimkehrende Räuber nur noch Trümmer derselben fand. Bei der Zerstörung war aber auch des Ritters einziges Töchterlein auf unerklärliche Weise abhanden gekommen und soll noch heut in der unterirdischen Schatzkammer sitzen und seiner Erlösung harren. Seitdem heißt die vernichtete Burg „Das wüste Schloß." (1769 wurde aus den Steinen der Burg das Rosenthaler Brauhaus erbaut.)

8. Die Salzlöcher.

Auf einem Seitendorfer Felde, in der Nähe der Ruine Schnallenstein, befinden sich neben einander zwei unterirdische (Tropfstein-) Höhlen, welche die Salzlöcher genannt werden.

Dieselben sollen ein verwunschenes Salzbergwerk sein. Weshalb aber das Bergwerk verzaubert ist, wissen die Leute der Umgegend gar wohl.

Da war vor vielen hundert Jahren ein wilder Bursche als Berghauer in dem Salzschachte thätig. Derselbe hieß Nicolaus und war ein gar großer Gottesverächter. Zur Strafe für seine Sünden und unchristlichen Redensarten wurde er von einer herniederfallenden Salzmasse erschlagen. Die übrigen Bergknappen trugen seine Leiche seiner alten Mutter in das Haus, welche über deren Anblick in solche Wuth gerieth, daß sie dem Teufel ihre arme Seele versprach, wenn er das Bergwerk verzaubere und keinem Menschen ein Mäßchen Salz daraus gäbe.

Das Bergwerk soll sofort mit Donnergepolter zusammengebrochen sein und wird so viele Jahre verzaubert bleiben, wie Körnchen Salz in einem Scheffel Platz haben.

Nach einer anderen Erzählung sollen in alter Zeit wilde (verhexte) Thiere in den Höhlen gehaust und die Löcher an den Wänden derselben ausgeleckt haben.

9. Der Feierabend.

Westlich am Diebssteige bei Seitendorf zieht sich ein Bergrücken entlang, welcher der Feierabend heißt.

Als einst auf demselben ein Bauer Kleeheu zusammensetzte, ließ er sich durch die Abendglocke in seiner Beschäftigung nicht stören, sondern arbeitete noch rüstig weiter. Da erscholl von der Schnallensteiner Burg plötzlich der Ruf „Feierabend" so laut herüber, daß er in den benachbarten Ortschaften vernommen wurde. Der Bauer sah auf die Ruinen hinüber und erblickte auf denselben eine schöne Jungfrau, welche aber sich sofort von ihm abwendete. Er ließ von seiner Arbeit ab und ging heim, am andern Morgen fand er aber, daß die Heuhaufen seiner Feierabendarbeit wie vom Winde auseinandergeworfen waren.

Er und andere Leute haben den Ruf noch öfter vernommen und deshalb wurde der Hügelrücken der „Feierabend" genannt.

10. Der Feuermann am Kalkofen.

In der Nähe der Kalköfen bei Rosenthal ist schon oft in der Mitternachtsstunde ein großer Feuermann gesehen worden, welcher einen langen Feuerhaken auf der Schulter trägt. Er begleitet die nächtlichen Wanderer eine große Strecke Weges und verschwindet, ohne dieselben zu belästigen. Schimpft aber Jemand über seine Gefährtschaft, so schüttelt er Funken um sich und langt mit dem Haken nach demselben.

Wer dieser Feuermann ist, weiß man nicht, es heißt wohl aber, daß er bei Lebenszeit ein alter Mordbrenner, ein Knecht des Schnallensteiner Raubritters gewesen sei. (Siehe IV, 23).

11. Der Teufelsvertrag.

An dem Höllenbache bei der Ruine Schnallenstein liegen einige Felsblöcke, welche die Teufelssteine genannt werden. Wie diese

dahingekommen sind und weshalb sie ihren Namen erhalten haben, weiß jedes Kind in Seitendorf; denn das Märchen von dem Teufelsvertrage erzählen die Mütter ihren Kleinen, wenn dieselben still sitzen sollen.

Auf der Burg Schnallenstein herrschte und hauste einst ein böser Raubritter, welcher seine Spießgesellen oft zu wüsten Zechgelagen auf dem Schnallenstein versammelte. Diese fluchten aber gewaltig über den gefahrvollen Abstieg und schon mancher derselben war in der Trunkenheit den Abhang hinabgerollt. Da schwor der Burgherr mit dem Teufel einen Vertrag zu machen und eine Brücke über die Bergkuppen zu bauen. Er rief den Höllenfürsten in einer Freitags-Mitternacht dreimal an beregtem Abhange bei dem Namen Samiel und derselbe erschien.

Furchtlos trat ihm der wüste Geselle entgegen und versprach, ihm nach dem Tode mit Leib und Seele gehören zu wollen, wenn er ihm jetzt eine Brücke über die tiefe Thalschlucht spanne.

Der Teufel ging auf das Verlangen ein und erbot sich, in der dritten Mitternacht die Brücke herzustellen. Er verlangte aber, daß in Jener Nacht kein Hahn krähen sollte. Der Burgherr war damit zufrieden und gebot den anderen Tag, sämmtliche Hähne in den angrenzenden Dörfern zu tödten. Eine arme Wittwe hatte aber einen zahmen Hahn, den sie nicht hergeben wollte und deshalb versteckte. Als nun aber der Höllenfürst in finsterer Mitternachtsstunde unter Donner und Blitz die Steine zur Teufelsbrücke herbeischleppte, fing das Hähnchen in seinem Versteck ängstlich zu krähen an und dem Teufel entfielen die Felsblöcke aus den Krallen auf den Ort, wo dieselben heut noch liegen. Dem Vertrage konnte der Satan nicht nachkommen, der Burgherr aber stürzte eines Nachts in die Schlucht hinab und brach den Hals. Seit jener Zeit heißen diese Felsstücke des Teufels Brückensteine oder die Teufelssteine.

12. Das vergrabene Geläut.

Als die Hussitenhorden in die Grafschaft eingebrochen waren, dachten die Lichtenwalder Einwohner daran, ihr schönes Glockengeläut vor den Feinden zu verbergen und kamen zu dem Entschluß, dasselbe zu vergraben. Um jeden Verrath zu verhüten, erfuhren nur die Aeltesten im Dorfe den Platz, wo die Glocken dem Erdboden übergeben wurden.

Als wieder Friede geworden war, hatte der Tod aber Alle hinweggerafft, die den Aufbewahrungsort des Geläutes wußten; die Glocken blieben vergraben und kamen in Vergessenheit.

Unter der Erde sollen dieselben aber an allen Sonn- und Festtagen gar wundervoll geklungen haben und schließlich wurden sie durch Zufall wieder an das Tageslicht gebracht.

Ein Schweinehirt zog mit seiner Heerde eines Tages auf die Weide hinaus. Er achtete auf die Thiere wenig, hörte vielmehr den herrlichen Klängen des vergrabenen Geläutes zu. Als er aber sich umblickte, gewahrte er, daß eines seiner Obhut befohlenen Thiere mit dem Rüssel ein großes Loch in die Erde gewühlt hatte und daraus der obere Theil einer Glocke hervorragte. Er trieb seine Heerde heim und meldete seinen Fund.

Sogleich machten sich die Lichtenwalder auf, gruben die drei Glocken heraus und trugen dieselben in feierlicher Prozession zur Kirche, in deren Thurme sie noch heut hängen.

13. Der verfluchte Hof.

Die Scholtisei zu Ebersdorf ist mit einem Fluch behaftet, der dem Gehöft nicht genommen werden kann.

Nach einer alten Mär hatten einst zwei Ebersdorfer Bauern ein Mädchen lieb und dasselbe entschied sich für den reicheren Scholzensohn. „Wer das Glück hat, führt die Braut heim.“ Der glückliche Bräutigam wurde daher bald ein Ehemann. Trotzdem sein früherer Rivale sich ihm zu nähern suchte, blieb er doch dessen Feind. Darüber ärgerte sich jener und schimpfte öffentlich auf den Scholzenhofer. Die alte Feindschaft wurde daher wieder erneut. Da geschah es, daß eines Nachts der Scholzenhof von den Flammen zerstört wurde. Rasch verbreitete der Scholzensohn das Gerücht, daß sein Feind den Hof angezündet habe. Der unschuldige Bauer wurde deshalb verhaftet und zum Galgen geführt. Auf der Todesleiter beschwor er noch einmal seine Unschuld und rief: „So wahr es ist, daß ich unschuldig in den Tod gehe, so wahr wird mir Gott zur ewigen Seligkeit verhelfen und dem Scholzenhof meinen Fluch lassen, daß nie der Sohn seinem Vater in dessen Besitz folgen wird!“

Dies soll in Erfüllung gegangen sein; denn auf dem verfluchten Hofe ist unter den Besitzern nie ein Name durch zwei Generationen vertreten gewesen.

14. Der Lindenreiter.

In der Wölfelsdorfer Kirschenallee, die früher eine Lindenallee war, ist zur Mitternachtszeit gar oft ein wilder Reiter gesehen worden, der allgemein unter dem Namen „der Lindenreiter bekannt ist. Derselbe kommt auf schwarzem Rosse herangejagt und Funken sprühen unter den Hufen desselben, aber auch aus dessen Augen. Sieht man sich jedoch den verwegenen Reiter genauer an, so gewahrt man mit Schreck, daß derselbe den Kopf nicht auf dem Rumpfe hat, sondern unter dem linken Arme trägt.

15. Die Erbauung der ersten Kirche zu Neundorf.

In alter Zeit (1486) soll der Neundorfer Scholze mit seinem kleinen Töchterchen in den Wald gegangen sein und dasselbe verloren haben. Er suchte vergeblich die ganze Gegend ab.

Als er heimgekommen war, gingen seine Nachbaren mit ihm hinaus und durchsuchten den Wald, kehrten aber ohne das Kind zurück.

Drei Tage waren dem unglücklichen Vater in Angst und Sorge vergangen und die Dorfbewohner erklärten, daß weiteres Suchen unnütz sei; die Kleine würde gewiß schon todt sein. Da warf sich der geängstigte Mann vor einem Kreuz zur Erde, betete und gelobte, der heiligen Barbara eine Kirche zu bauen, wenn er sein Töchterchen lebend und gesund wiederfinde. Dann eilte er in den Wald hinaus, wo er die Kleine wohl und munter im Moos sitzend und mit Holzspähnen spielend fand.

Noch in demselben Jahre begann er den versprochenen Kirchenbau.

16. Die Neundorfer Kirche.

Die gegenwärtige Kirche zu Neundorf, welche durch ihre Größe jedem Wanderer auffällt, ist 1702 in Folge eines Gelübdes erbaut worden.

Die Sage erzählt: Ein deutscher Fürst, der in türkische Gefangenschaft gerathen war, mußte niedere Dienste verrichten. Da er aber die Arbeit weder verstand, noch gewöhnt war, so zog er sich viele Strafen zu, die ihm unerträglich schienen.

Er hatte nicht allein die Gefangenschaft, sondern auch das Leben überdrüßig. Da sah er eines Tages einen anderen gefan-

genen Christen, der demüthig die härtste Strafe ertrug und dann Gott für die Züchtigung betend dankte. Als der Fürst sich darüber wunderte, sagte ihm sein Leidensgenosse, daß er ein Mönch und an Abhärtungen und Buße gewöhnt sei. Schließlich belehrte er den Fürsten, sprach ihm Trost zu und ermahnte ihn, der seligsten Jungfrau einen Kirchenbau zu geloben; dann würde er gewiß seine Freiheit wiedererlangen.

Der Fürst that das Gelübde und entkam bald darauf auf wunderbare Art seinen Peinigern.

Als er in Wien glücklich angekommen war, endeckte er dem Grundherrn von Mittelwalde, dem Grafen Althan, sein Gelöbniß. Der Graf lud ihn auf seine Güter in der Grafschaft Glatz ein und dort erfüllte er durch Erbauung des Neundorfer Gotteshauses sein Gelübde. Er soll auch noch die Absicht gehabt haben, in dankbarer Erinnerung an seinen Mitgefangenen neben der Kirche ein Piaristen-Kloster zu stiften. Dieser Bau ist aber seines bald eingetretenen Todes wegen unterblieben. (Uebrigens soll er in Gemeinschaft mit dem Bischof Tobias Becker von Königgrätz das Grulicher Kloster gestiftet haben).

17. Der Schleier der Königin.

In der Neundorfer Kirche befindet sich ein Schleier, welcher derjenige einer königlichen Märtyrin sein soll. Derselbe soll nämlich von der schönen Tochter der großen Kaiserin Maria Theresia, von Frankreichs Königin Maria Antoinette, deren Haupt am 16ten Oktober 1793 zur ewigen Schande der Franzosen auf dem Schaffot fiel, herrühren. An jenem Tage soll die unglückliche, aller Schuld freie Königin auf dem Schaffot den genannten Schleier, eine drei Meter lange und $^1/_3$ Meter breite, echte, weiße Spitze, ihrem Beichtvater geschenkt haben, den die Sage Abbé de l'Orme nennt. Nach vielen Wanderungen von Hand zu Hand gelangte der Schleier in die Kirche zu Neundorf.

(Der konstitutionelle Pfarrer Girard, den die Königin, ihrem Glauben treu, als Beichtvater zurückwies, begleitete sie zu dem letzten Gange. Derselbe war ihr von den Revolutions-Buben, welche sich Regierung nannten, aufgedrungen worden. Ein Abbé de l'Orme ist geschichtlich nicht erwähnt.)

VIII. Habelschwerdt und Umgegend.

1. Die Entstehung der Stadt.

Die Stadt Habelschwerdt, an der Neisse gelegen, soll im zehnten Jahrhundert schon ein Marktflecken gewesen sein, welcher nach dem vorüberfließenden Wasser „Bistrize" (Weistritz) benannt war. Der Kaiser Heinrich VII. soll dem Orte das Stadtrecht verliehen haben. Als Jahreszahl giebt man 1319 an, Heinrich VII. ist aber schon am 24. August 1313 gestorben.

2. Der Name der Stadt.

Auf dem Stadtberge zu Habelschwerdt, der ehemals der Hoppenstein hieß, hat vor vielen hundert Jahren ein neunzig Fuß hoher Wartthurm gestanden. Der Thurmwart, der auf demselben hauste, führte den Namen Habel und der Thurm wurde deshalb Habels Warte genannt, woraus später Habelswart und endlich Habelschwerdt entstanden sein soll. Von dem Thurme wurde der Name auch auf die erblühende Stadt übertragen.

Nach einer anderen Sage hat auf dem Kreuzberge, welcher früher der Siechberg genannt wurde, eine Schenke gelegen. Dieselbe war Eigenthum des Habel auf der Warte und wurde von dessen Schwager bewohnt. Die Fuhrleute, welche die Gegend berührten, kehrten bei Habels Schwäher ein und nannten das Gasthaus Habelschwähers Schenke, woraus Habelschwerdt entstanden sein soll.

Nach einer dritten Auslegung soll der Name aus Habels Wert geworden sein und wert oder werd eine Flußinsel bedeuten.

3. Der Spuck auf dem Siegerts.

Gar viele Fußgänger, welche in der Nacht von Grafenort nach Habelschwerdt gingen, haben ihren Marsch vergeblich gemacht; denn sie kamen immer wieder nach Grafenort zurück und konnten gar nicht begreifen, wie sie den bekannten Weg verfehlt hatten. Dem einen Wanderer begegnete in der Nähe des Siegerts oder Siegritz ein taubstummer Mann, der ein unheimliches Aussehen hatte und mit dem späten Wanderer gleichen Schritt hielt, aber bei

den ersten Häusern von Grafenort spurlos verschwand. Der Geist soll auch in anderen Gestalten erschienen sein und wurde je nach seiner Verwandlung der Siegertsgeist, der Siegertshase, die Siegertsziege, aber auch der Bürgermeister genannt. Das Märchen erzählt nämlich, daß ein Bürgermeister der Stadt Habelschwerdt ein sehr schlechter Mann gewesen sei, der die armen durch Krieg und Brand hart getroffenen Bürger noch um ihre letzte Habe betrogen habe. Als derselbe gestorben war, konnte sein Geist keine Ruhe finden und wanderte auf dem Friedhofe umher. Er neckte früh und abends die Leute, welche den Gottesacker betraten, so daß dieselben beschlossen, einen Geisterbanner um Rath zu befragen.

Dieser verlangte von der Stadt einen großen, aus Ziegenleder gearbeiteten Sack und einen Amtsstock, wahrscheinlich auch Hexenasche und Frauenhaar.

Mit diesen Gegenständen begab er sich um Mitternacht auf den Friedhof und erwischte richtig den bösen Geist des verstorbenen Stadtbedrängers. Er zauberte denselben in den ziegenledernen Sack, trug ihn auf den Siegerts und vergrub ihn daselbst vor den Augen von vielen hundert Personen.

Seit jener Zeit hat Niemand den schlimmen Bürgermeister auf dem Friedhofe gespürt, aber in der Nähe des Siegerts spuckt er Jahr aus, Jahr ein. Wer dies nicht glaubt, darf nur in der Mitternachtszeit von Grafenort nach Habelschwerdt wallen; dort wird er den Bürgermeister schon kennen lernen.

4. Der Drache.

Vor mehreren hundert Jahren soll in Habelschwerdt ein Mann gelebt haben, welcher den Drachen im Leibe hatte. Derselbe konnte jedem Menschen Schaden zufügen; wenn er nur den Wunsch hatte, daß sein Nachbar auf der Straße ein Bein brach, da geschah es auch. Ebenso konnte er Todesfälle und Feuersbrünste durch seinen Wunsch herbeiführen; denn der Drache (Teufel) in seinem Leibe erfüllte ihm jeden schlechten, aber keinen guten Wunsch.

Diesem Märchen liegt ein alter Aberglaube zu Grunde; viele Leute glaubten, daß es Menschen gebe, welche Drachen und Höllengeister sich unterthänig und dienstbar machen können. Aehnliches erzählt eine Habelschwerdter Chronik von 1618.

5. Die Floriankapelle.

Die Floriankapelle auf dem Hopfenberge bei Habelschwerdt, welche im Jahre 1725 erneut worden ist, soll zum Andenken an den großen Stadtbrand im Jahre 1646, der 168 Gebäude in Asche legte, von einem Bader, Florian Zirl, seinem Namenspatron St. Florian erbaut worden sein, weil durch dessen Schutz sein Haus von den Flammen verschont worden war.

6. Die Zwerghochzeit.

Vor langer Zeit war die alte Vogtei zu Habelschwerdt mit dem Innern des Florianiberges durch einen unterirdischen Gang verbunden. Als dieser schon sehr verfallen und nur noch mit Lebensgefahr zu betreten war, dachten zwei Invaliden, denselben doch einmal genau zu untersuchen und die Schätze aus dem Florianiberge, welche dort die Heinzelmännchen einst aufgestapelt haben, zu heben. Sie versorgten sich mit Säcken, Hämmern und Lichtern und krochen den gefährlichen Weg entlang. Als sie nahezu den Berg erreicht zu haben glaubten, tönte ihnen eine liebliche Musik und ein sanfter Mädchengesang entgegen, sie krochen geräuschlos näher und schauten zu einer offenen Thüre in einen prächtigen Saal hinein, dessen Wände mit Gold und Edelsteinen verziert waren. Mitten in dem weiten Feensaale stand ein Zwerg-Brautpaar und hinter demselben ein gewaltiger Zug Hochzeitsgäste, niedliche Heinzelmännlein und Weiblein, die auf goldenem Fußboden standen und tausend kleine Lampen führten. Grade aber nieste der Invaliden einer, als der bärtige alte Zwerg in priesterlichem Gewande die Trauung vollziehen wollte. Die Hochzeitsgäste stoben auseinander und alle Lampen verlöschten. Vor den beiden Invaliden flog krachend die Thür zu und auch ihre Leuchter erloschen von dem Zuge. Nun standen sie im Finstern und mußten den langen Weg, ohne Schätze gehoben zu haben, zurückkriechen. Die Heinzelmännchen haben noch in derselben Nacht ihre Reichthümer aufgepackt und haben den Florianiberg verlassen, wohin sie aber gezogen sind, weiß kein Mensch.

7. Der Wolf kommt.

In Habelschwerdt (und auch in Landeck) erschrecken sich die Kinder gegenseitig mit dem Rufe: „Der Wolf kommt."

Dieſer Ruf ſoll von dem Bauernaufſtande im Jahre 1622 herrühren. Da kam nämlich der Freirichter Hans Wolf von Oberlangenau an der Spitze der Bauern der ganzen Umgegend vor Habelſchwerdt und ſchnappte den Städtern alle Zufuhr weg, um dieſelben auszuhungern. Vor dem Wolfe konnten nur Wenige etwas in die Stadt ſchleppen; ſie warfen Alles fort, wenn es hieß „der Wolf kommt," um ihr Leben zu retten. (Bekanntlich erging es der Bauernſchaft aber bald darauf ſehr übel und die Habelſchwerdter rächten ſich grauſam an derſelben.)

8. Die Stadtvertheidigung.

Als die Tartaren Habelſchwerdt (1241) hart bedrängten, leiſteten die Bürger den Anſtürmen tapfere Gegenwehr. Trotzdem waren die feindlichen Schwärme aber ſchon bis in den Stadtgraben vorgedrungen und machten Anſtalten, die Stadtmauer zu erſteigen. Da entſchloſſen ſich die Bürger zu harter Arbeit; ſie untergruben den Kirchthurm, derſelbe ſtürzte in den Wallgraben hinab und erſchlug eine große Menge der Feinde. Die Tartaren glaubten an eine Hexerei und zogen ab. Der Kirchthurm iſt aber ſpäter an derſelben Stelle wieder erbaut worden.

9. Das Irrlicht.

Am Kreuzwege in der Nähe des Kronenberges bei Habelſchwerdt haben Leute, die des Nachts aus Spätenwalde kamen, oft ein Irrlicht wahrgenommen und ſind, wenn ſie demſelben folgten, von dem rechten Wege abgekommen, oder gar in den kaum verlaſſenen Ort zurückgelangt. Das verführeriſche Irrlicht ſoll der Geiſt eines Selbſtmörders ſein, der dort am Scheidewege begraben liegt, im Grabe keine Ruhe finden kann und die ſpäten Wanderer neckt.

(Im Jahre 1617 hatte ſich ein gewiſſer Mader an einer Birke erhängt. Die Leiche wurde auf Verordnung des Grafen zu Annaberg von dem Henker abgenommen und, nachdem ihr der Kopf abgeſchlagen worden war, an einem Scheidewege begraben. In der Grafſchaft iſt der Aberglaube, daß Irrlichter die Seelen ruheloſer Selbſtmörder ſind, ziemlich allgemein.)

10. Die Kobelsburg.

Am Ende des Dorfes Krotenpfuhl bei Habelſchwerdt liegt ein Hügel, welcher der Kobels oder Koblitz genannt wurde. Auf dem-

selben soll einst eine feste Burg, die Kobelsburg oder Koblitzburg gestanden haben und in den Hussitenkriegen zerstört worden sein.

In früherer Zeit soll des Abends an dem nahen Neisseufer oft ein Graumann gesessen und nach dem Burgplatze geschaut haben. Sobald ihm aber Jemand nahe kam, verschwand er im Flusse und eine große Kröte kroch langsam davon. Das hat so lange gewährt, bis kein Stein mehr von der Kobelsburg zu schauen war; dann war der Geist erlöst, der einst als Mensch eine schwarze That auf der Burg vollbracht hatte.

11. Der Galgenberg.

An der Straße von Habelschwerdt nach Langenau liegt das Galgenbergel, auf dem früher der Henker seines widrigen Amtes waltete. (1822 wurde der Galgen abgebrochen). Einst sollte dort ein junges Mädchen mit dem Schwerte gerichtet werden, eine wunderbare Erscheinung vereitelte aber die Hinrichtung.

Das Mädchen war eines ehrbaren Bürgers Tochter, das beide Eltern durch den Tod verloren hatte. Kaum war desselben Vater im Grabe, da klopften zwei Freier bei der schönen und frommen Maid an. Der eine Bewerber war aber der Henker und der Jungfrau graute vor dem Gewerbe desselben; deshalb entschloß sie sich dem reichen Nachbarssohne ihr Herz zu schenken. Dieser meinte es aber zu dem hübschen Mädchen nicht ehrlich, verführte und verließ es. Da gerieth die Maid in eine Verzweiflung, die an Wahnsinn grenzte, und wurde in dieser Seelenverirrung zur Mörderin ihres Kindes. Man verurtheilte sie zum Tode und führte sie hinaus zum Galgen, dort wurde aber dem Henker, als er seine noch immer geliebte Maid sah, das Schwerdt in den Händen so schwer, daß er es nicht erheben konnte. Er flehte zu Gott, daß er ihm dieses Richteramt ersparen solle. Dann sah er auf die schöne Sünderin und gewahrte, daß derselben zwei Häupter aus dem Kopfe wuchsen. Als er sich erschrocken wegwandte, fiel die Geliebte um und blieb leblos. Die Angst hatte sie getödtet und Gott dem Henker das Richteramt abgenommen.

12. Die St. Florian-Reliquie.

Als die erneute Floriankapelle im Jahre 1727 eingeweiht war, sollen die Bürger nach einer Reliquie des heiligen Florian

getrachtet haben. Die Königin von Polen schenkte denselben ein Daumenglied des Märtyrers, die Bürger brachten dasselbe in feierlicher Prozession in die Kapelle und glaubten sich nun gegen Feuersgefahr gesichert.

Die Reliquie soll später gestohlen, aber zurückerlangt worden und endlich in der Wohnung des Kirchenpflegers bei einem Brande, 1823, abhanden gekommen sein.

13. Der Gabersdorfer.

Auf dem Hofe zu Altwaltersdorf soll in einer stürmischen Herbstnacht seit mehreren hundert Jahren ein böser Geist gesehen worden sein, der die Menschen erschreckte und neckte. Namentlich fremde Gäste, die aus dem Gehöfte zur Nachtzeit weggingen, brachte er zu Falle. Der Geist wurde der Gabersdorfer genannt. Ein Ritter von Gabersdorf oder aus Gabersdorf soll bei einem Gastmahle nämlich dort einen Herrn von Kislingswalde mit dem Dolche erstochen und im Grabe wegen seiner Blutthat keine Ruhe gefunden haben.

Am 22. October 1614 ermordete auf dem „Mittelhofe" Friedrich Tschischwitz von Gabersdorf den Priester von Kammerstein auf Nieder-Kieslingswalde.

14. Die sieben Hirten.

Vor vielen hundert Jahren hat Gott in der Nähe des Dorfes Kieslingswalde zur Warnung schlimmer Buben ein arges Strafgericht abgehalten.

Ein uraltes Märchen weiß davon zu erzählen.

Der Dorfhirte von Kieslingswalde hatte vier böse, verwilderte Knaben, welche aller Possen fähig waren. Wenn der Vater die Heerde des Dorfes auf die Weide getrieben hatte, da ließ er oft dieselbe unter der Aufsicht der Buben, er selbst aber kehrte in das Dorf zurück und suchte und fand bei den Bauern einen Nebenverdienst. Die Dorfleute beklagten sich zwar vielfach über die Hirtendienste der Knaben, welche das Vieh nicht ruhig weiden ließen, sondern wild umherjagten. Da aber noch kein Unglück den Thieren widerfahren war, wies der Schulze die Klagen zu Gunsten des Dorfhirten zurück.

Eines Tages weidete die Heerde auf dem Hügel, der sich nördlich von Ober-Kieslingswalde erhebt. Die Knaben vertraten wieder

des Vaters Dienste, trieben aber muthwillig und bösartig das Vieh auf dem Hügel herum und quälten die jungen Thiere, daß dieselben ihren Schmerz durch Blöken kundgaben. Darüber freuten sich die verdorbenen Jungen und trieben ihre nichtswürdigen Streiche toller als zuvor.

Als der Mittag herangekommen war, sahen sie nach, was die Mutter ihnen zum Mahle eingepackt hatte. Sie fanden aber nur ein Stück trockenes Brot in der Vorrathstasche. Da ergrimmten die kleinen Unholde, warfen das Brot auf die Erde und traten mit Füßen auf dasselbe. Zuletzt rollten sie es den Berg hinab und schlugen mit den Peitschen danach.

Ein Bauer aus dem nahen Steingrunde pflügte sein Feld und beobachtete die schlimmen Burschen bei ihrem sündigen Treiben. Er lachte aber nur und ließ sie weiter toben.

Der Allmächtige erzürnte jedoch darüber. Plötzlich stiegen schwarze Gewitterwolken an dem Himmel auf und bedeckten denselben, Blitze hüllten den Berg in einen Flammenwald ein und die Donner grollten, daß die Erde erbebte. Die Heerde zerstob und jagte dem Dorfe zu. Die Hirten konnten jedoch nicht von der Stelle und ebenso erging es dem Bauer mit seinem Gespann.

Gott hatte Gericht über die Missethäter gehalten und dieselben in die Steine verwandelt, welche noch heut auf dem Hügel stehen und die Hirtensteine genannt werden.

15. Schloß Plomnitz.

Zwischen Habelschwerdt und Kieslingswalde liegt das Dorf Plomnitz mit den Ruinen eines alten Schlosses, welches noch der bei Quatrebras (1815) gefallene Herzog von Braunschweig besessen hat.

Zur Nachtzeit ist dort früher oft ein unheimlicher Jäger gesehen worden, welcher Wanderern voranschreitet, aber auf Fragen keine Antwort giebt. Man erzählt, daß ein Jäger zur Zeit als die Tschischwitze (1478—1573) Besitzer von Plomnitz waren, seinen Herrn aus Eifersucht hinterlistig getödtet und für diese Blutthat lange Zeit im Grabe keine Ruhe gefunden habe.

(Am 14. Februar 1745 drängte General Graf von Wallis hier den General Lehwald zurück, welcher 4 Kanonen und 800 Todte verlor.)

16. Die Lichtmännchen.

Früher haben sich in Verlorenwasser gar oft die Lichtmännchen gezeigt. Dieselben hausten in der Ueberschaar und erwiesen den Bewohnern von Verlorenwasser viele nützliche Dienste. Ging ein Ortsbewohner aus und kehrte sich erst in finsterer Nacht seinem Heim zu, da sprang sogleich ein Lichtmännchen von der Ueberschaar herbei und leuchtete mit seiner Mütze, die einer brennenden Lampe glich, sicher nach Hause. Wenn der späte Waller dem Lichtmännchen für den geleisteten Dienst dankte, da zog es stillvergnügt ab und sein Wams färbte sich rosafarben, vergaß aber jemand, sich zu bedanken, da setzte sich das Männlein auf das Fensterbrett des Häusleins, in dem der Undankbare verschwunden war, und langsam verlosch sein Lichtlein, welches oft schon den Menschen so gute Dienste geleistet hatte.

17. Die Buschrülpe auf dem Heidelberge.

Am Heidelberge bei Habelschwerdt haben sich schon vielen Leuten die Buschrülpen gezeigt, welche dort seit alter Zeit sich aufhalten.

Einst ging ein armer Holzhacker aus Hohndorf mit seinem Knaben in strengem Winter hinaus auf den Heidelberg, um Scheitholz zusammenzuschleppen. Die grimmige Kälte wirkte aber auf ihn und seinen Knaben so arg ein, daß die Arbeit zur Unmöglichkeit wurde. Der arme Vater hatte auch kein Stärkungs- oder Erwärmungsmittel in seiner Vorrathstasche und meinte, sammt seinem Sohne erfrieren zu müssen.

Da kam plötzlich ein Weib aus dem Schwarzbusche und bot dem Manne ihre Hülfe an. Sie nahm einen Trank aus ihrem Holzkober und hieß die Leutchen trinken. Als dies geschehen war, reichte sie denselben ein weißes Brot, welches einen sonderbaren Wohlgeschmack hatte und im Augenblicke eine Riesenkraft verlieh. Als Vater und Sohn ihre Mahlzeit beendet hatten, knieten sie in den Schnee, um der Buschrülpe zu danken; sobald aber ein Knie nur leise den Schnee berührte, war das Buschweib verschwunden und durch die Luft summte ein eigenartiges Lachen. Der Holzarbeiter konnte aber sein Tagewerk rasch vollbringen und kehrte des Abends wohlgemuth mit seinem Knaben heim.

Ein anderes Märchen weiß, daß die Buschrülpen (oder Buschweiber) vor vielen Jahren einen halb erfrorenen Jäger retteten,

der hilflos und von Wildschützen verwundet in einem Busche lag. Die Buschweiber kamen und reichten ihm einen Trank, der ihn sofort auf die Füße brachte und seine Wunde heilte. Der Jäger hat die Buschweiber noch oft gesehen und sie haben seinen Gruß immer mit freundlichem Kopfnicken erwidert.

18. Die lange Brücke.

Das Dorf Langenbrück an der Erlitz hat ehedem die lange Brücke geheißen, weil der lange Dorfweg früher so sumpfig gewesen ist, daß derselbe vollständig überbrückt werden mußte. Als die armen Bewohner diese Arbeit angefangen hatten, aber aus Geldmangel nicht weiter führen konnten, sollen die Heinzelmännchen sich verdienstlich gemacht und das angefangene Werk in einer Nacht vollendet haben. Heut ist von dieser Brücke allerdings nichts mehr zu sehen.

19. Die Kirchenschnure.

Die „Kirchenschnure" bei Langenbrück soll ein altheidnischer Begräbnißplatz (nach Anderen der Friedhof des im Jahre 1596 entstandenen Ortes) sein. In seiner Nähe hat einst zur Mitternachtzeit ein Jäger gewohnt, der seine Seele dem Teufel verschrieben, weil er ihm dafür tausend Freikugeln gab, die, verkehrt geladen, nie ihr Ziel verfehlten. Der Teufel hatte mit ihm ausgemacht, daß er ihn hole, wenn er eine Kugel regelrecht in den Lauf stecke (also mit der Spitze nach dem Ziele). Der Jäger fehlte aber bei keiner Kugel gegen diese Vorschrift und starb deshalb eines gewöhnlichen Todes. Da er die ganzen Kugeln noch nicht verschossen hatte, konnte der Teufel auf seine Seele keinen Anspruch machen, da er aber vor seinem Tode sich nicht reuevoll zur Kirche zurückgewendet hatte, so bleibt der Himmel seiner Seele auch verschlossen. Diese muß daher auf der Erde bleiben und neckt und erschreckt bei der Kirchenschnure die Menschen.

20. Der Hammerstollen.

Bei dem Dorfe Hammer liegt ein alter Bergbau in Fristen und der tiefe Hammerstollen (der alte Stollen) ist noch wohlerhalten. Man erzählt, daß eine Hexe den Bergbau verzaubert habe.

Dasselbe Märchen wird auch von den Stollen bei den naheliegenden Orten Stuhlseifen und Peucker erzählt und scheint von dem bei den Salzlöchern angeführten herzurühren.

IX. Reinerz und Umgegend.

1. Die Entstehung der Stadt.

Die Stadt Reinerz an der Weistritz soll aus einem Dorfe entstanden sein, welches Dusnik hieß, aber durch den dort getriebenen Bergbau rasch zu einer Stadt (1366) heranwuchs, welche man oppielum Reinhardi nannte.

2. Der Stadtname.

Man nimmt an, daß der Name der Stadt Reinerz aus Reinhards Stadt entstanden sei. Andere wollen wissen, daß er von dem Bergbau herrühre, welcher dort reines Erz, dem wenig fremde Bestandtheile (Erden, Steine) beigemischt waren, zu Tage gefördert habe.

3. Der unterirdische Gang.

Der „Gasthof zum Hummelfürsten" in Reinerz war früher die städtische Taberne und gehörte in alter Zeit den Herren der Burg Hummel. Von dem Keller dieses Gebäudes soll ein riesiger unterirdischer Gang bis in die Hummelburg gegangen sein, in dessen Nebengemachen die alten Burgherren ihre Schätze aufbewahrten, den Gang selbst aber zu Ausfällen benutzten, wenn sie den Feinden, welche die Burg umzingelten, in den Rücken fallen wollten.

4. Die Papiermühle.

Die Papiermühle zu Reinerz, welche auf dem rechten Ufer der Weistritz liegt, ist ein merkwürdiges Bauwerk und die älteste Papiermühle in der Grafschaft Glatz. Dieselbe besaß einst (1605) ein Fabrikant, Georg Kretschmer, welcher es verstanden haben soll, ein Papier herzustellen, das von Mottenfraß verschont blieb. Derselbe wurde von dem Kaiser Rudolf II. unter dem Namen von Schenkendorf in den Adelstand erhoben und so ist die Papiermühle das Stammhaus derer von Schenkendorf geworden. —

5. Das Bad.

Das Bad Reinerz, welches das höchstgelegene Bad in Deutschland ist, ist erst im vorigen Jahrhundert (1768) zum Gebrauch hergerichtet worden. Dessen kalte Quelle soll aber schon um das

Jahr 1408 benutzt worden und später der Besitz, zu welchem sie gehörte, das Sauerbrunnengut genannt worden sein.

6. Die stehende Sonne.

Den Reinerzern soll die Sonne durch einen stundenlangen Stillstand an einer Stelle die Kriegsgefahren vorauskünden. Vor dem Kriege von 1870 soll dies Wunder wieder eingetroffen sein, ein Mann sah zur Mittagszeit die Sonne zwischen 2 Pappeln des Friedhofes zwei Stunden lang stillstehen. Er war deshalb auf den darauffolgenden Krieg gefaßt.

7. Der Pelzelteich.

Bei dem Dorfe Rückers liegt ein Teich, welcher der Pelzelteich oder der Quickenteich heißt. An dessen Stelle ist früher ein fruchtbares Stück Garten-Land und mitten darauf ein schmucker Bauernhof gewesen. Dieses Gehöf gehörte zuletzt einem Trunkenbolde, der ein arger Gottesverächter war. Derselbe hatte ein fleißiges Weib und frische Kinder. Gram und Mißhandlungen bereiteten jedoch diesen ein frühes Grab. Nun trieb der Bauer, welcher Pelzel geheißen haben soll, sein schreckliches Leben immer ärger. Bald ereilte aber auch ihn die verdiente Strafe.

Als er des Nachts einst tobend und fluchend heimkehrte, sank er in der Scheuer auf ein Strohbund, um seinen Rausch auszuschlafen. Der genossene Branntwein entzündete sich jedoch in dem Manne und legte seinen Hof in Asche. Am nächsten Morgen fanden die Dorfbewohner auch nicht mehr die Brandstätte, sondern einen Teich, den sie den Pelzelteich nannten.

Derselbe Teich wird auch der Quickenteich geheißen, weil derselbe unzählige Frösche beherbergt, deren Quieken im Frühjahr in der ganzen Gegend vernommen wird.

8. Das Waschweib.

In Rückers oder Reinerz soll einst eine Frau durch den Bannfluch eines Handwerksburschen zur Wäscherin geworden sein. Sie hatte denselben abgewiesen, als er um ein Geschenk ansprach. Darüber erzürnt, hatte jener an der Hausthür einen Kreis mit Kreide gezogen und ein Sprüchlein gemurmelt.

Seit jenem Tage fand die Frau in ihrem eigenen Hause keine Ruhe mehr; es trieb sie eine unsichtbare, wunderliche Gewalt zum

Waschschaff, und sie mußte daran stehen vom frühen Morgen bis zum späten Abend.

Zwei Jahre hatte es die Frau so getrieben und konnte den Bann nicht loswerden.

Da trat wieder ein Handwerksbursche bei ihr ein und bat um einen Rock. Sie kam zitternd der Bitte nach und schenkte dem fahrenden Gesellen ein noch vorhandenes Kleidungsstück ihres verstorbenen Gatten. Als der Bursche herzlich dankte und das erschreckte Gesicht der Wittwe gewahrte, frug er mitleidsvoll, ob sie krank sei. Jene schüttelte traurig den Kopf.

„Das nicht! Aber ich bin erschrocken als Sie kamen. Mich hat nämlich vor genau zwei Jahren ein Bursche in den Bann gethan, daß ich waschen muß früh und spät."

Da lachte der Handwerker laut auf.

„Dem kann ich abhelfen, gute Frau, und Sie sollen Ruhe haben; das schwöre ich Ihnen!

Die Wäscherin war über dieses Versprechen entzückt und schenkte dem Bürschlein noch einige harte Thaler.

Dieses ging rücklings zur Thür hinaus, malte draußen einen Kreis und sprach ein Sprüchlein. Von der Stunde ab hatte die Frau Ruhe gefunden und in ihrem Hause durfte nie mehr ein Stück Leinenzeug gewaschen werden.

9. Die Kreuzspinne.

Ein Mann aus Utschendorf hat einst eine Kreuzspinne sieben Jahre lang in einem Kästchen eingesperrt gehalten und dann für dieselbe darin ein Steinchen gefunden, welches jedes Gift entkräftete, ihn aber schließlich für seine (an der Spinne begangene) Thierquälerei tödtete, als er es mit sich in Berührung brachte.

(Der Aberglaube, daß sich die Spinne in ein Steinchen verwandelt, wenn Jemand sieben Jahre seine Neugierde bezähmt, ist ziemlich verbreitet.)

10. Der Todtenkopf.

In Walddorf (oder Wilmsdorf) hat früher ein Gasthaus gestanden, aus dessen Mauerwerk zwischen den Fenstern ein Todtenkopf herausgrinste. Gar mancher Wanderer hat sich gewundert, wie derselbe dorthin gekommen ist. Alte Leute wissen dies aber recht gut.

Einſt hatten nämlich in jener Schenke zwei Ortsbewohner Streit bekommen. Einer wollte des Andern Forderung abſtreiten und rief:

„Wenn das nicht war iſt, ſoll mich der Teufel holen!“

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, da kam der Teufel durch die Mauer geflogen und holte ſich den Betrüger, den man des andern Morgens in vier Theile zerriſſen an einem Kreuzwege fand. Durch den Teufelsbeſuch war aber in der Wand ein großes Loch entſtanden, welches ſich nicht zumauern ließ; denn in der Mitternachtsſtunde ſtürzten die Steine immer wieder heraus.

Da war guter Rath theuer! Er kam aber doch.

Einſt kehrte nämlich ein Fremder ein, dem man die Geſchichte erzählte. Dieſer lachte.

„Das Loch iſt ſehr leicht fortzuſchaffen und ich will ſo lange hier bleiben bis daſſelbe zunächſt geſchloſſen iſt. Meinen Rath aber müßt Ihr befolgen und in die Wand einen Todtenkopf einmauern; denn Löcher, durch welche der Teufel geflogen iſt, müſſen mit Schädelknochen zugeſtopft werden.“

Der Verſuch wurde gemacht und bewährte ſich; noch hundert Jahre hat die Todtenkopfſchenke geſtanden.

11. Die Marienquelle.

Zwiſchen Walddorf und Zettritz liegt in der Nähe der Marienkapelle ein Brunnen, den die Leute die Marienquelle oder das Geſundbrünnlein nennen. Wer an den Marientagen mit dem Waſſer derſelben die kranken Augen wäſcht, geſundet, und geſunde Augen, welche damit beſtrichen werden, bleiben vor Krankeit bewahrt.

12. Der wilde Jäger.

In der Nähe von Glaſendorf ſteht ein Kreuz, welches zum Andenken an einen Unglücksfall geſetzt iſt. Nächtliche Wanderer die aus Neu-Biebersdorf kamen, haben unweit des Kreuzes ſtets einen falſchen Weg eingeſchlagen, wenn ſie ſich beeilten, dem wilden Jäger zu entgehen, der mit Huſſa, Büchſenknall und Hundegebell dort mitternächtlich das Revier durchzieht. (Siehe V, 5.)

13. Der Vogelhannes.

Vom „Großen Vogelberge“ bis zur Kappuziner-Platte“ im Neſſelgrunder Reviere ſind des Nachts die Wanderer ſehr oft von dem Vogelhannes geneckt und verführt worden.

Derſelbe hat einſt ein Weib, welches in Kaiſerswalde durch ihre Klatſchereien Aergerniß gegeben hatte, drei Tage lang von dem Vogelberge bis auf die Kappuzinerplatte hinüber und herüber laufen laſſen, ohne daß dieſelbe den richtigen Weg nach ihrem Heimathsorte fand, den es ſchon hundertmal gegangen war.

Anderen Klatſchweibern, die in Vogelhannes' Machtbezirk kamen, iſt es noch ſchlechter ergangen. Einer Soldatendirne aus Glatz hat er aber ganz übel mitgeſpielt.

Dieſelbe kam in den Neſſelgrunder Forſt und erwartete einen Liebhaber. Da kam ein dicker Braumeiſter des Weges und ſetzte ſich zu der Harrenden. Kaum hatte dieſe aber begonnen, den Vogelhannes einen häßlichen Wilderer zu nennen, da war auch der dicke Braumeiſter von ihrer Seite verſchwunden und ſaß auf der äußerſten Spitze einer Tanne, die unter ſeinem Gewicht bis zur Erde niederwogte und ſie zu erdrücken drohte, aber ſogleich wieder hinaufſchnellte. Als die Dirne ſich von dem erſten Entſetzen erholt hatte, eilte ſie auf Rinneberg zu, verfehlte aber den Weg und kam auf den Vogelberg. Dort wollte ſie ausruhen, kaum ſetzte ſie ſich aber, da war der Braumeiſter wieder neben ihr und ſie lief in ihrer Angſt weiter, gerieth auf den Taubenberg, in den Tannich, zum todten Mann und auf den Hüttenberg, wo ſie nach drei Tagen ohnmächtig von einem Mann aus Kaiſerswaldau gefunden wurde.

14. Vogelhannes und der Förſter.

Ein Revierförſter iſt einſt von Kaiſerswaldau nach Neſſelgrund gegangen, um ſeinem Oberförſter eine Meldung über Forſtdiebſtähle zu machen. Als er den Kreuzweg vor dem Todten Mann erreicht hatte, ſah er einen Kerl vor ſich gehen, der in allen Farben prangte. Er hatte eine gelbe Mütze, einen blauen Rock, eine grüne Hoſe und einen rothen Beutel auf dem Rücken. Der Förſter eilte dem wunderlichen Manne nach und wollte ihn anreden; das war aber unmöglich, denn der Fremde ging ebenſo ſchnell wie der Förſter. Da ſchnitt dieſer den Weg ab, indem er einen Waldpfad verfolgte, der einen Bogen des Hauptweges umging. Als er aber wieder den Weg erreicht hatte, war der bunte Mann verſchwunden und von dem Wege flog ein mächtiger Aar auf, der ein teufliſches Gelächter ausſtieß. Der Förſter ging bis zu der Aufflugſtelle hin,

ſah dort die menſchlichen Fußtapfen enden und erkannte, daß er von dem Vogelhannes geneckt worden ſei.

15. Vogelhannes und der Weber.

Ein Weber ging einſt von Grunwald über Kaiſerswalde nach Glatz und begegnete an der Ablende einem Wanderer, der rüſtig vor ihm herging, dem aber nicht nahe zu kommen war. Dieſer war natürlich der Vogelhannes, der ſich einen Spaß mit ihm machte. Als dieſe Jagd eine halbe Stunde gedauert hatte, ſprang der Wanderer plötzlich in die Luft, verſchwand und lachte den Weber hölliſch aus. Dieſer aber ſtand mitten im unpfadſamen Walde.

16. Vogelhannes und die Viehmagd.

Eine dralle Viehmagd, die ihre Gedanken nur auf den jungen Dorfburſchen hatte und ihrer Bäuerin vorkam, wie wenn ſie halb geiſtesabweſend ſei, ging einſt nach Neſſelgrund, um eine Milchgelte repariren zu laſſen die ihr beim Frühmelken mit friſchgemolkener Milch aus der Hand gefallen war. Die Bäuerin hatte über dieſe Unachtſamkeit und den entſtandenen Schaden geſcholten. Das wollte dem Mägdlein jedoch nicht paſſen und es hatte ſich erboten, den Schaden zu erſetzen. Als die Magd durch den Neſſelgrunder Forſt ging, ſah und hörte ſie nichts, denn ihre Gedanken beſchäftigten ſich mit den Burſchen, welche ſie gern hatte; ſie dachte an den Benedikt, der Nachbars Pferde fuhr, an den Peregrin, der bei Scholzens Ochſen war, an Caſper, der bei dem Schänken diente und an den blonden Clemens, der bei dem Oberförſter die Hunde führte, wenn ſie — nämlich die Jäger — Treibjagd machten. Als ſie an den Letzteren dachte, ſeufzte ſie tief, fiel aber auch plötzlich in einen Graben und lag neben einem blonden Jägerburſchen, der über ihren Unfall lachte und ſie mit ſeinen blauen Augen anſah, daß ihr Herz in Hüpfungen gerieth oder vielleicht gar Sprünge machte, wie ein junges Reh. Im Augenblick waren Benedikt, Peregrin, Caſper und Clemens vergeſſen. Der hübſche Jägerburſche war Alleinherſcher in der Maid's Buſen und in überwogender Liebe wollte ſie demſelben an den Hals ſinken. Aber zwiſchen ihren Armen war der Burſche verſchwunden und ſie hielt einen halbverweſeten Baumſtamm der arg nach Schwefel roch umfangen.

Vogelhannes, der sich diesen Spaß gemacht hatte, hüpfte am Grabenrande als nackter Mann umher und lachte die Dirne aus. Dieselbe soll von ihren Liebesgedanken gründlich geheilt gewesen sein und ihre Bäuerin hat sich vorgenommen, alle Mägde, die den ganzen Tag nur Liebesgedanken haben, zur Cur dem Vogelhannes in das Revier zu schicken, in welchem sie Vorsichts halber ein Stück Gräserei pachtete: denn verliebte Mägde sind eben keine Seltenheit.

17. Vogelhannes und der Bauer.

Aus Kaiserswaldau fuhr einst ein Bauer eine Fuhre Getreide nach Grafenort zum Brauer. Als er ein Stück in den Wald gekommen war, blieben seine Kühe plötzlich stehen und waren nicht fortzubringen; weder Liebkosungen noch Züchtigungen halfen. Der Bauer besichtigte den Wagen, fand aber denselben in bester Ordnung. Da gedachte er, daß er in dem Bezirk des Vogelhannes sei, und wußte auch, auf welche Weise dessen Schabernack zu bannen geht. Er trat vor seine Zugthiere, knallte dreimal ein Kreuz in die Luft und fuhr weiter; Vogelhannes hatte keine Macht mehr.

18. Vogelhannes und der Liebhaber.

Ein Mann aus Stubengrund war eines Abends in den Nesselgrunder Forst gerathen. Hell beleuchtete der Mond die alten Bäume und dem Mann wurde plötzlich eiskalt auf dem Rücken. Er hatte das Gruseln, denn er dachte des Vogelhannes. Er förderte seine Schritte, um so rasch als möglich aus dem verrufenen Walde zu kommen. Bald bemerkte er aber, daß dies unmöglich sei, denn er lief immer im Kreise um eine Baumgruppe herum, ohne von der Stelle zu kommen. Wendete er sich in seiner Angst um, so legte er nur den Weg in entgegengesetzter Richtung zurück, gelangte aber aus dem Kreise nicht heraus. Da fiel ihm endlich ein, daß er den Vogelhannes, der bei Lebzeiten ein großer Frauenliebhaber gewesen sein soll, mit Frauenhaar versöhnen könne. Er warf eine Locke, die ihm seine Liebste geschenkt hatte, auf die Erde, spuckte dreimal darauf und stieß dreimal mit dem Fuße an dieselbe. Sofort öffnete sich der Kreisweg zu einer langen ebenen Straße. Der Mann schlug dieselbe ein und kam glücklich heim nach Stubengrund, wo er seiner Liebsten das lange Ausbleiben damit erklärte, daß er ihre Locke verloren und viele Stunden darnach gesucht

habe. Dadurch geschmeichelt, gab das Mädchen ihm eine andere Locke, die er jetzt aufbewahrt für eventuelle Fälle, wenn er wieder in Vogelhannes Zauberkreis gerathen sollte.

19. Vogelhannes und die Greisin.

Eine arme Greisin hatte sich aus dem königlichen Forst einst ein wenig Holz geholt und war auf dem Heimwege. Da wurde ihr plötzlich das Bündlein auf dem Rücken recht schwer und sie wollte dasselbe ablegen. Dabei gewahrte sie jedoch, daß ein häßlicher Junge auf dem Leseholz saß und seine abgemagerten Arme, an denen knochige Händlein mit langen Fingernägeln waren, dicht an ihre Wangen streckte. Sie ahnte natürlich, daß der nackte Bube kein Anderer als der Vogelhannes sei und ging so hurtig, wie möglich, dem Dorfe zu. Als sie die Reviergrenze erreicht hatte, sprang der Junge von ihrem Holze herab, lief an der Grenze auf und ab und wurde immer größer, bis er als eine lange Wegefichte stehen blieb. Die arme Greisin ist in Folge der ausgestandenen Angst am selben Abende noch gestorben.

20. Vogelhannes und das Pilzweib.

Ein Weib aus Pohlsdorf war einst im Walde und suchte Pilze. An der Kappuziner Platte fand sie einen Herrnpilz, der vor ihren Augen wuchs und so groß wurde, daß er über sie hinwegragte. Sie wollte gern fortlaufen, weil ihr dieses schnelle Wachsthum übernatürlich dünkte, aber sie konnte nicht; sie war an die Stelle festgebannt. Plötzlich war der Pilz wieder verschwunden und aus dem nächsten Baume erscholl ein solches Hohngelächter, daß die Frau ohnmächtig wurde. Als sie wieder zu sich kam, stand ein weinender, hübscher Knabe in dünnem Hemdchen vor ihr. Sie wollte nach demselben greifen, er eilte aber fort und sie ihm nach. Plötzlich saß der lose Junge aber auf einer Buche und rief von den Aesten herab: „Kennst Du den Vogelhannes nicht?“

Das arme Weib hat ihren Kober mit den gesammelten Pilzen stehen lassen und ist heimgeeilt, wo sie oft ihre Erlebnisse erzählte und schwor, eher Steine klopfen zu gehen, als noch einmal im Nesselgrunder Walde Pilze zu suchen.

21. Der Vogelhannes und der Müller.

Ein Müller hatte Gras im Walde gepachtet und war mit der Heuernte daselbst beschäftigt. Als er sich mit seinem Gehilfen zum Frühstück in einen Heuhaufen gesetzt hatte, kam ein großer Vogel geflogen, der nach den Bissen haschte, welche der Müller in den Mund stecken wollte. Darüber ergrimmte dieser, holte einen Rechen herbei und wollte den Vogel verscheuchen. Als er aber den ersten Schlag nach demselben führte, packte der immer größer gewordene Vogel den Müller und zog ihn auf der Wiese im Kreise umher, bis der Müllerknecht zu Hilfe kam und den Vogel mit einer Heugabel niederschlug. Als der Müller den todten Feind in Augenschein nehmen wollte, verwandelte sich dieser aber rasch in einen nackten Jungen, der davon sprang. Der Müller hat das Heu abgefahren, jedoch nimmer wieder im Walde eine Wiese gepachtet.

22. Der Vogelhannes und die Dorfknaben.

Einst trabten eine Schaar Dorfknaben im Walde umher. Dieselben waren nach Beeren und Pilzen ausgegangen, hatten aber das Einsammeln derselben fast vergessen und belustigten sich. Dabei wurden sie übermüthig und die Schlimmsten waren drei Brüder, die Kinder einer leichtfertigen Weberin, welche als Mädchen nur Brodränftchen gegessen hatte, um später nur Knaben zu gebären. Das war auch eingetroffen; sie hatte dreizehn Buben geboren, die aber recht wilde, verlotterte Bengel waren und im Orte viele Aergernisse bereiteten. Einer derselben fing im Busch an, den kleinen Bäumchen die Kronen abzubrechen und den Vogelhannes zu rufen. Obwohl seine Kameraden dagegen wehrten, trieb der Bursche das ungebührliche Benehmen weiter, bis plötzlich der Vogelhannes unter der kleinen Schaar stand und dem ungerathenen Jungen die Ohren schüttelte, daß dieselben feuerroth wurden. Der böse Knabe änderte sich von der Stunde ab und wurde ein brauchbarer, wohlgesitteter Mensch. Seine feuerrothen Ohren sind ihm aber bis zum Tode geblieben; denn kein Mittel konnte denselben eine andere Farbe geben.

23. Der Vogelhannes und der Lehrbursche.

Ein Lehrbursche ging mit einigen Freunden in den Wald und schimpfte dort recht wacker auf den bösen Vogelhannes. Das sollte ihm aber übel bekommen. Als derselbe bei einem Felsblocke

vorüberging, stürzte ihm mit Donnergepolter der Fels vor die Füße, ein furchtbarer Schwefelgeruch erfüllte die Luft und ein höllisches Hohngelächter scholl aus dem Walde. Als der Lehrbursche sich von dem Schreck erholt hatte, wollte er zu seinen Freunden sprechen, das ging aber nicht; denn er war stumm geworden und hat bis zu seinem Lebensende die Sprache nicht wieder erhalten. In seinem Dorfe erzählen die Leute noch heut das Märchen von dem stummen Schuster.

24. Der Vogelhannes und der Leiermann.

Vogelhannes ist ein Musikfreund. Das hat er einst gezeigt, als ein Leiermann durch sein Revier fuhr; derselbe war bis an die Kreissenbrücke gekommen und blieb dort mit seinem Karren stehen. Als er ihn weiterziehen wollte, war derselbe festgewachsen. Er stand rathlos bei dem Gefährt und schimpfte. Da kam ein Mann aus dem Walde und versprach ihm seine Hilfe, wenn er ihm etwas vorspiele. Der Leiermann ging darauf ein und leierte ein Stück nach dem anderen. Als er aber aufhören wollte, da konnte seine Hand nicht von der Kurbel los; er mußte weiterleiern bis zum Sonnenuntergang, der fremde Mann tanzte aber wie rasend um die Leier herum. Den armen Leiermann erfaßte natürlich eine entsetzliche Furcht und er konnte sich nicht bewegen. Trotzdem rührte eine unsichtbare Gewalt seine Hand an der Leierkurbel. Als die Sonne hinter der hohen Menie verschwand, sank ihm plötzlich die Hand von dem Leiergriff herab und der tolle Tänzer war verschwunden. Der Geängstigte achtete gar nicht seiner Müdigkeit, sondern ergriff die Deichsel der Karre, die wieder beweglich geworden war, und eilte fort. Er hat natürlich gewußt, daß der Vogelhannes der wilde Tänzer war, und wagte sich nie mehr in den Nesselgrunder Wald.

25. Wie der Vogelhannes in den Wald kam.

Vor ein paar hundert Jahren hatte ein böser Brauer die städtische Taberne in Glatz gepachtet. Derselbe war ein arger Trunkenbold, wetterte und fluchte und schrieb immer mit doppelter Kreide. Die ganze Einwohnerschaft war dem Gotteslästerer abhold, nur einige leichtfertige Dirnen, mit denen er jubilirte und pokulirte, waren ihm freundlich gesinnt. Einst hatte er eine alte, arme

Wittwe, die ihm ein paar Heller schuldete, in seiner Trunkenheit tüchtig ausgescholten. Noch polterte er, da ereilte ihn die Strafe Gottes; es rührte ihn der Schlag und man sargte seinen Leichnam ein.

Als jedoch das Begräbniß stattfinden sollte, der Sarg in dem weiten Hausflur der Taberne stand und die Gesänge der Chorknaben verstummt waren, da erscholl von der Dachrinne herunter ein teuflisches Hohngelächter und die Hinaufschauenden gewahrten den Brauer, den man kurzweg den Hannes-Brauer nannte. Derselbe hüpfte auf dem Dache herum und verschwand. Als man den Sarg öffnete war die Leiche des bösen Hannes aus demselben verschwunden und dafür lagen einige Steine darin.

Nun ging der Spuck in der Taberne an. Allnächtlich polterte es auf dem Boden und schwirrte und summte im Keller. Die verschlossenen Thüren wurden aufgerissen und man hörte den Hannes in den Zimmern umhertapsen, ohne denselben zu sehen. Da erbot sich der Scharfrichter, den Geist des Hannes aus der Taberne zu bannen, und der städtische Rath versprach ihm hundert Gulden, wenn er das Kunststück bewirke. Der Scharfrichter lachte und erklärte, daß er solche Geister schon von vielen Orten fortgetragen habe. Er ließ sich einen ledernen Sack geben und ging in der Mitternachtsstunde in den Keller der Taberne. Es dauerte nicht lange, da hörte man oben ein so klägliches Geschrei, als ob eine Katze jammerte, und der Scharfrichter brachte den Hannes im Sacke herauf, in welchem er tüchtig strabelte. Den gefangenen Geist trug er in den Nesselgrunder Forst hinaus und setzte ihn am Vogelberge aus, nachdem er dreizehn alte Klatschweiber hatte ein weites Revier umlaufen lassen. In diesen Bezirk ist daher der Hannes verbannt, und die Menschen haben ihn, da er hauptsächlich zwischen dem Vogelberge und der Kappuzinerplatte haust, den Vogelhannes geheißen.

26. Der goldene Stollen.

Nahe am Wege, der von Grenzendorf nach Grunwald führt, liegen am Abhange der hohen Mense mehrere Höhlen, die der goldene Stollen genannt werden. Tief unten lagern dort in der Erde unermeßliche Schätze, die von einem Zauberer herrühren und nur durch Zauber zu heben sind. Ein schwarzer Hund bewacht den unterirdischen Eingang zu den Schatzgemächern. Einst

versuchte ein Zauberer, sich die Schätze zu holen, öffnete sich den Raum, stieß aber einen Freudenruf aus, als er die ungeheueren Reichthümer erblickte. Kaum war dieser Ruf jedoch verklungen, da schloß sich polternd der dreimal versperrte Eingang und der Zauberer muß jetzt in dem Schatzgemache schlafen, bis er wieder durch einen menschlichen Freudenschrei geweckt wird. Wer diesen aber ausstößt, verfällt dort unten in ewigen Schlaf.

27. Das Liebespaar.

In Yawornik (Jauernig) hatte ein Mühlenhelfer sich in seines Meisters Töchterlein verliebt. Die jungen Leutchen, welche Jakob und Hanne hießen, waren mit einander aufgewachsen; denn Jakob, dessen Eltern früh gestorben waren, war von dem Müller erzogen worden. Jacob trat vor den Pflegevater und gestand ihm das Herzensgeheimniß. Dieser ergrimmte aber darüber, hieß den Jüngling einen Undankbaren und befahl ihm, sich sofort aus der Mühle zu scheeren; Hanne aber warf sich zu des Vaters Füßen und bat. Dieser erklärte jedoch darauf, daß er sie bereits seines Nachbars Sohn versprochen habe; sie solle sich den Jakob daher ein für allemal aus dem Kopfe schlagen. Hanne weinte aber und schwor, keinen anderen als den Jakob zu heirathen. Den Sohn des Nachbars möge sie überhaupt nicht, eher wolle sie sterben; denn derselbe sei ein Thierquäler und ein roher Patron.

Da besann sich der Müller, der sein Kind über Alles liebte, und sagte:

„Gut, Ihr sollt Euch haben. Jedoch nur dann, wenn Jakob hinaus in die Fremde zieht und vor Ablauf von drei Jahren mit so viel Geld heimkehrt, daß er die halbe Mühle mir baar bezahlen kann.

Die Liebenden mußten darauf eingehen; denn der Müller wies die Bitten der holden Tochter, dem Jakob eine leichtere Aufgabe zu stellen, zurück. Jakob nahm daher den Wanderstab und zog in die Fremde.

Er bekam in Steiermark gewünschte Arbeit und verdiente sich ein hübsches Sümmchen Geld, welches fast soviel ausmachte, wie der Müller Anzahlung auf die Mühle verlangt hatte. Eines Tages wurde ihm aber von einem schlechten Kameraden sein Reichthum gestohlen. In seiner Verzweiflung kündigte er seinem Herrn und zog davon, um den Dieb zu suchen.

Da kam er eines Abends ermüdet in eine Herberge und traf daselbst drei Italiener, welche von dem goldenen Stollen sprachen, der im Glatzer Lande liegen solle. Jakob sagte, daß er schon oft bei demselben gewesen sei. Da versprachen ihm die Männer viel Geld, wenn er ihnen den Ort zeigen wollte; die hohe Mense würden sie zwar finden, aber den Stollen müßte ihnen durchaus ein reiner Junggeselle zeigen, sonst könnten sie die Schätze aus demselben nicht heben. Jakob überlegte und ging auf den Wunsch der Fremden ein. Diese breiteten ihre Zaubermäntel aus und führten den erstaunten Jakob durch die Luft auf die hohe Mense. Als er dort erwachte, war der junge Tag angebrochen und die Italiener forderten, den Stollen zu sehen. Jakob war des Weges kundig und in kurzer Zeit standen die Wanderer vor den Höhlen. Nachdem die Fremden verschiedene Zaubersprüche gesagt und eine schwarze Kerze angezündet hatten, öffneten sich die Wandungen der einen Höhle und durch drei Thüren gelangten sie in den Goldraum, wo der schlafende Greis lag. Als sie sich jeder einen Sack mit Gold gefüllt und auch dem Jakob einen solchen auf die Schulter geladen hatten, ging der schweigsame Marsch zur Erdoberfläche hinauf und hinter dem letzten Italiener schloß sich donnernd die Wand. Jakob erhielt tausend Dukaten und eilte fröhlich zur Mühle hinab, während die Fremden mit ihren goldenen Schätzen nach Italien flogen.

Aus der Mühle kam die Hanne herausgestürzt und fiel dem Jakob weinend um den Hals. Im Triumph führte sie ihn zum Vater, der dem Paare seinen Segen gab und dem Schwiegersohn erzählte, daß er seit Jahr und Tag stündlich bereut hätte, ihn in die weite Welt hinausgetrieben zu haben; denn sein Kind wäre gestorben, wenn er nicht heimgekommen wäre.

Die Dukaten der Italiener sind übrigens merkwürdiges Geld gewesen. Dieselben kamen immer wieder in die Hände des Meisters Jakob und er wurde in kurzer Zeit dadurch ein ungeheuer reicher Mann und der angesehenste Müller des Glatzer Ländchens.

28. Der vergrabene Schatz.

Westlich von Hain liegt die Kaiserlehne. Wenn den Bewohnern von Kohlau ein Regenbogen sichtbar wird, so stößt derselbe meist an der Kaiserlehne auf den Erdboden. Und das hat seinen Grund.

Dort liegt nämlich ein vergrabener Schatz und man behauptet, daß denselben nur ein ganz nackter Mann heben kann. Ob dies schon Jemand versucht hat, ist nicht bekannt geworden.

(Dasselbe Märchen erzählt man von vielen Orten in der Grafschaft).

X. Lewin und Umgegend.

1. Die Entstehung der Stadt.

In uralter Zeit ist die Hauptverkehrsstraße von Böhmen nach Polen über Nachod, Kladzko (Glatz) und Schloß Bardun, an dessen Stelle heut Wartha liegt, gegangen. Nur selten war auf dieser Straße ein Wirthshaus zu treffen, dort, wo jetzt Lewin liegt, war aber ein solches erbaut. Mit der Zeit fanden sich einzelne Häuser, welche bald einen Flecken bildeten, der im 13. Jahrhundert zur Stadt heranwuchs.

2. Der Name der Stadt.

Die Stadt Lewin hat ehemals Leffin geheißen. Die Einwohner des Städtchens beschäftigten sich in früherer Zeit mit der Holzlöffelmacherei, welche zu einem blühenden Gewerbe wurde. Ein altes Schriftstück im Rathhause zu Lewin sagt:

„Vor Alters waren fast alle Bürger Löffelmacher, welche mit ihren Erzeugnissen nach Preußen, Polen, Dänemark, Holland und England Handel trieben."

Noch im vorigen Jahrhundert beschäftigten sich zwei Bürger mit der Löffelmacherei. Von diesem Gewerbe soll die Stadt ihren Namen erhalten haben, indem die ersten Ansiedler den Ort Leffin oder Löffel (?) nannten.

3. Die Hexe von Lewin.

Eine freie Uebersetzung aus Hageck's böhmischer Chronik erzählt:

„Im Jahre 1345 hat sich in dem Städtlein Lewin folgende schreckliche Historie zugetragen.

Es war darin ein Töpfer Namens Duchacz, welcher ein Weib hatte, das Brodka hieß und voll teuflischer Zauberei war.

Als dies bekannt wurde, ermahnten dasselbe die Priester, von solchem Thun abzustehen. Nun trieb die Frau die Zauberei zwar nicht mehr öffentlich, wohl aber heimlich. Da begab es sich, als sie ihre Geister zusammengerufen hatte, daß sie plötzlich starb.

Niemand wußte zu sagen, ob sie von den bösen Geistern umgebracht worden oder eines gewöhnlichen Todes gestorben sei. Deshalb wollte man sie nicht unter frommen Christen begraben, sondern verscharrte sie an einem Scheidewege.

Bald verspürte man aber, daß sie umging. Zu den Hirten auf dem Felde kam sie in allerlei Thiergestalten, erschreckte die Menschen, verjagte das Vieh und verursachte große Bekümmerniß. Bisweilen ließ sie sich auch noch in ihrer menschlichen Gestalt sehen. Sie kam in die Häuser der Leute im Städtlein Lewin und in den umliegenden Dörfern und erschreckte die Bewohner so sehr, daß Manche um ihr Leben kamen. Da vereinigten sich die Bürger und Bauern, ließen die Leiche der Hexe durch einen tüchtigen Geisterbanner ausgraben und gewahrten mit Entsetzen, daß sie die Hälfte des Schleiers, den sie auf dem Kopfe gehabt, in sich hineingewürgt hatte. Derselbe wurde ganz blutig ihr aus dem Halse gezogen. Hierauf ließ man ihr einen eichenen Pfahl durch die Brust schlagen. Es floß das Blut aus ihrem Leibe, wie von einem geschlachteten Rinde. Alle Anwesenden wunderten sich darüber und halfen die Leiche wieder einscharren.

Nach kurzer Zeit aber ließ sich die Hexe doch wieder sehen. Sie erschreckte und tödtete die Menschen und sprang mit den Füßen auf den Leichen derselben umher.

Deshalb wurde das Grab der Hexe noch einmal geöffnet und der Geisterbanner fand, daß dieselbe sich den Pfahl aus dem Leibe gezogen hatte und in den Händen hielt. Hierauf wurde sie sammt dem Pfahle verbrannt und die Asche im Grabe verscharrt. Zwar sah man nach einigen Tagen einen schrecklichen Wirbelwind, die Hexe aber nie wieder.

An der Stelle, wo sich das Hexengrab befunden hat, steht heut eine Kapelle, die dem heiligen Johannes geweiht ist.

4. Das Hummelschloß.

Südlich von der Straße, welche Lewin mit Reinerz verbindet, liegen die Ruinen der alten festen Burg Hummel (Hommole).

Dieſelbe war auch in den Zeiten der Fehde unter dem Namen „Landfried“ bekannt und es ſoll von dort aus den Räubereien in der Gegend gewehrt worden ſein.

5. Der Gattenmord.

Auf dem Hummel lebte einſt ein ſtolzer Graf, der ein ſchönes Gemahl beſaß, welches er vergötterte. Das Herz des Weibes jedoch war treulos. Die ſchöne Burgfrau liebte einen jungen Raubritter, der auf dem nahen Hradiſch hauſte. Des Nachts traf ſie ſich mit demſelben an dem Burgberge und verabredete, den gräflichen Gemahl zu ermorden. Als dieſer eines Tages in dem Waffenſaale ſaß und eingeſchlummert war, ergriff die Gräfin einen Dolch und ſtieß denſelben ihrem Gemahl in das Herz. Der Ehebande kaum ledig, reichte ſie ihrem Buhlen die Hand zu neuem Bündniß. Dieſer hatte aber die Reichthümer der Hummelfrau lieber als dieſe und wußte manch anderes Liebchen, dem er ewige Treue und Liebe geſchworen hatte. Bald hatte er das ſchöne Weib überdrüſſig. Außerdem trieb ihn auch noch die Gier nach Geld ein neues vortheilhaftes Ehebündniß einzugehen und er ſtieß der Gattin den Mordſtahl in die Bruſt.

Als man die Leiche derſelben in der Burggruft beigeſetzt hatte, bemerkte aber gar bald die Dienerſchaft, daß ſie dort keine Ruhe gefunden hatte und mitternächtlich vor dem neben ihr ruhenden, durch ihre Hand ermordeten Gatten floh. Sie irrte alsdann in einem weißen Schleppkleide mit einem Dolche und einem Bunde Schlüſſel in der Hand in der Burgwaldung umher.

So hat ſie es vor hundert Jahren getrieben und noch in der Neuzeit iſt die weiße Frau am Hummel oft geſehen worden.

6. Die Hummelfrau.

Eines Nachts war ein armer Holzhacker in den Wald hinausgeeilt, um ſeinen hungernden Kindern Speiſe herbeizuſchaffen. Als er an den Hummel gekommen war, kam die Hummelfrau ihm entgegen. Sie trug in der aufgehobenen Rechten einen goldenen Dolch, in der herabhängenden Linken einen Schlüſſelbund und war mit einem langen, weißen Gewand bekleidet.

Zuerſt fühlte der Holzhacker Furcht, als er aber das traurige Geſicht der ſchönen Nachtwandlerin ſah, verwandelte ſich ſeine Furcht

Digitized by Google

in herzliches Mitleid. Die Burgfrau ſchritt dicht an ſeine Seite und ſagte ihm mit einer Engelsſtimme, welche einen geheimen Zauber auf ſeinen Geiſt und Körper ausübte, leiſe Worte.

„Du haſt ein gutes Herz und fühlſt Mitleid mit meiner hilfloſen, verzauberten Lage. Deshalb darf ich zu Dir ſprechen und Dich bitten, mich zu erlöſen. Ich bin die Hummelfrau, welche ihren Gatten mordete, und ſchleiche deshalb ſeit hundert Jahren ruhelos in der Mitternachtsſtunde umher. Sieben Tage ſind Morgen abgelaufen, in denen ich erlöſt werden kann, geſchieht dies bis Morgen zum erſten Hahnſchrei nicht, ſo muß ich wieder hundert Jahre ruhelos wallen, ehe mir wieder ſieben Rettungstage gewährt ſind. Willſt Du mich erlöſen?“

Der Holzhacker gelobte, dem Wunſche der Hummelfrau nachzukommen, denn ſie hatte ihn mit ihrer Schönheit und ihrer melodiſchen Stimme ſo bezaubert, daß er nicht nur ſeine Kinder, ſondern die ganze Welt vergaß.

Seine Zuſage wurde mit gnädigem Lächeln belohnt und mehrere Goldſtücke fielen dabei zur Erde nieder, welche der arme Mann eilig aufraffte.

Die Hummelfrau gab dann dem Mann ihren Dolch und gebot ihm, am folgenden Morgen auf dieſelbe Stelle zu kommen. Er verſprach dies und die Hummelfrau lächelte wieder.

„Ich werde Dir aber nicht wie heut erſcheinen, ſondern in eine wüthende Schlange verwandelt ſein, die ein Bund Schlüſſel im Rachen hat und auf Dich zuſtürzt.“

„Das macht nichts aus!“ ſagte der Holzhacker, und die Hummelfrau gebot, die Schlange zu erſchlagen und derſelben die Schlüſſel aus dem Rachen zu entreißen.

Als ſie noch dreimal wiederholt hatte, daß die Schlange keinen Menſchen verwunden könne, verſchwand ſie.

Der Holzhacker eilte vergnügt heim und kaufte für ſich und ſeine Kinder Mundvorrath von dem aus dem Schlafe geweckten Krämer, der ſich nicht wenig wunderte, ein Goldſtück in der Hand des armen Waldarbeiters zu ſehen.

Am frühen Morgen begab ſich der Mann an die beregte Stelle im Walde. Es währte nicht lange, da kam die Hummelſchlange in weiten Windungen herangewälzt und bäumte ſich hoch auf. Als der arme Holzhacker das Ungeheuer erblickte, war ſein

ganzer Muth erloschen, er warf den Dolch auf die Erde und lief davon. Die Hummelfrau mußte weitere hundert Jahre ruhelos umherwallen.

Als diese aber abgelaufen waren, wurde sie durch einen muthigeren Mann erlöst. Derselbe tödtete die riesengroße Schlange und entriß derselben das Schlüsselbund. Kaum hatte der Dolch dem Thiere den Garaus gemacht, da schlug eine Flamme aus dessen Rachen und verzehrte dessen häßlichen Körper, aus der Asche aber flog zum Himmel empor ein schneeweißes Täubchen, die Seele der erlösten Hummelfrau.

Mit den der Schlange entrissenen Schlüsseln öffnete der muthige Mann den Hummelkeller und fand in demselben eine ungeheure Menge Schätze. Er wußte nicht, was er zuerst von den blinkenden Reichthümern ergreifen sollte. Er entschloß sich schließlich für Edelsteine und goldene Tannzapfen, die in mächtigen Haufen aufgeschüttet waren. Als er aus dem Keller mit seiner Bürde hinausgetreten war, bemerkte er, daß er die Zauberschlüssel vergessen hatte, und wollte zurück, dieselben zu holen, aber nirgends fand er einen Eingang; der Schatzkeller hatte sich geschlossen und er mußte sich mit seiner Last begnügen, die ihn so reich machte, daß er sich viele Güter und Häuser kaufen konnte.

7. Der Hummelritter.

In der Nähe der Ruinen des Hummels werden in der Mitternachtsstunde oft unheimliche Laute vernommen, die wie Streit- und Hilferufe erklingen. Sieht man zufällig auf den Waldweg, so gewahrt man einen schwarzen Ritter, der auf schnaubendem Rosse zur Burg hinaufsprengt, deren Trümmer ein heller Gluthschein umsäumt. Deutlich vernimmt man die Hufschläge des Panzerrosses und sieht das blutrothe Schwert in der Hand des Ritters, den Geistergewimmer verfolgt.

Der schwarze Ritter war einst Burgherr auf dem Hummel, beschützte aber nicht die Lande im Sinne seiner edlen Ahnen, sondern wurde als arger Wegelagerer und Landbeschädiger ringsum gehaßt und gefürchtet. In seiner Wuth ermordete er einst sein frommes Gemahl und für diesen Mord muß er noch heut büßen; er findet in der Burggruft keine Ruhe und jagt mitternächtlich auf schwarzem Rosse durch das Hummelgehege.

8. Die Zerstörung der Burg.

Oben auf dem festen Hummelschlosse gebot einst ein wilder Graf, der seine Spießgesellen allnächtlich zu wüsten Zechgelagen lud und die Reichthümer seiner Familie verpraßte. Als er sein Vermögen aufgezehrt hatte, verlegte er sich auf Raub. Er überfiel die friedlichen Kaufleute und schleppte die geraubten Schätze in die Burgkeller, welche für die ungeheueren Massen bald zu eng wurden, so daß viele Tonnen Goldes im Walde vergraben werden mußten. Sein sittiges Gemahl warf der böse Graf in das Burgverließ und lebte mit niederen Buhlerinnen.

Einst lugten seine Knechte zum Thale hinab und erspähten in der Mitternachtsstunde einen Wagenzug, der langsam die Straße nach Glatz zog. Als sie dem Burgherrn davon Meldung gemacht hatten, ließ derselbe satteln und das gefürchtete Fähnlein jagte den Burgberg hinunter. Bald war der Zug der Kauffahrer gestellt und die Begleitung niedergehauen.

Sieben schwere Lastwagen führten die Raubbuben auf die Burg hinauf. Als man sich aber daran machte, die Ladung abzuheben, da sprangen aus jedem Wagen dreizehn schwarze Männer hervor und erschlugen die sämmtlichen Schloßbewohner. Der böse Graf allein blieb am Leben und vertheidigte sich wie ein Löwe. Da schlug die Thurmuhr die erste Stunde und im Augenblick waren die fremden, schwarzen Ritter verschwunden. Aus der Erde aber schlug eine Flamme, welche den an die Stelle gebannten Grafen umzüngelte und ihn sammt seiner Burg verschlang. Nur der Thurm blieb von dem stolzen Bau erhalten und schaut noch heut in das Land.

9. Der Hummeldolch.

In dem Reviere des Hummels soll ein Dolch liegen, mit dem drei Gattenmorde ausgeführt wurden. Ein Burgherr hat denselben von dem Söller herab zu Thal geschleudert. Wenn dieser Dolch gefunden wird, so verwandelt er sich in einen Schlüssel, der die Pforten der verschütteten Burgkeller öffnet und dem glücklichen Finder freien Zutritt zu den Schätzen des Hummels verschafft.

10. Die Hummelschätze.

Tief unten in den Kellern des Hummels liegen die Schätze, welche die Raubritter dort aufgestapelt haben. Dieselben sind von

bösen Geistern bewacht und kein Mensch darf es wagen, sich denselben zu nahen. Nur in der Christnacht ist es einer schuldlosen Jungfrau und einem reinen Junggesellen gestattet, dieselben zu heben. Aber auch ehrbare Wittwen sind dazu berechtigt und es ist noch keine hundert Jahre her, da hat eine junge Wittwe den Versuch gemacht, die Hummelschätze zu heben. Sie war arm und darbte mit ihrem kleinen Knäblein. Da kam ihr die Idee, reich zu werden, und sie zog in der Christnacht zur Burg hinauf, setzte ihr Knäblein bei den Schätzen im Burgkeller nieder, raffte von dem blinkenden Golde große Bürden auf und schleppte sie hinaus. Dabei hatte sie aber vergessen, daß die Pforten sich mit dem Schlage der ersten Morgenstunde schließen, und gewahrte mit Entsetzen, daß hinter ihrem Rücken sich die Kellerthür geschlossen hatte. Ihr Knäblein saß im Schatzkeller und sie stand bei den genommenen Schätzen am Hummelberge. Weinend schleppte sie ihre Reichthümer heim und hätte dieselben gern für die Rettung ihres Kindes hingegeben. Aber Niemand wußte Rath, nur ein berühmter Geisterbanner erklärte, daß der Knabe am nächsten Weihnacht gesund und munter in dem Berge sitzen werde. Und so war es auch; die Wittwe fand nach Jahresfrist ihren Knaben, den die Hummelgeister gut gepflegt hatten, wieder und ihr Glück war vollständig. Hätte sie aber den Knaben nicht wiedergefunden, so wären die gewonnenen Schätze ihr gleichgültig und werthlos gewesen.

11. Die Heimkehr.

In der Zeit des Schwedenkrieges war aus einem Dörfchen bei Lewin auch der einzige Sohn armer Häuslerleute mit hinaus in das Kriegsgetümmel gezogen und Jahr um Jahr war den alten Leuten vergangen, ohne daß der Ersehnte heimkehrte. Alt, siech und arm fühlten sie den Verlust des starken Sohnes um so bitterer, trugen aber gottergeben, was über sie verhängt war. Da klopfte einst zu später Abendstunde ein kaiserlicher Offizier an ihre Hütte und bat um ein Nachtquartier. Die Alten konnten demselben nur ein Schilflager bieten und wollten ihn nach dem Schankhause weisen. Der Offizier, der die große Armuth gewahrte, weigerte sich aber fortzugehen und wischte hervorquellende Thränen aus seinen Augen. Da sahen die alten Leute den stattlichen Offizier

genauer an und erkannten an einer Schramme den verlorenen Sohn. Ein altes Volkslied ſagt:

„Walther!“ ruft Myrtill erſchrocken,
„Walther!“ ruft das Weib „mein Sohn,
Laß mich ſeh'n das Mal der Pocken!
Ja, du biſt's, verlor'ner Sohn!“

12. Die Teufelsſchenke.

Im Tſcherbeneier Thale hat vor vielen hundert Jahren ein Wirthshaus geſtanden, in welchem ein gar ſchlimmer Wirth hauſte, der es mit dem Teufel zu thun hatte. Er öffnete ſein Haus allen Leidenſchaften der Menſchheit und die jungen Burſchen trieben in demſelben ganze Nächte hindurch ihre wüſten Spiele und Zechgelage. War ein junger Menſch zum Teufelswirth gerathen, ſo wurde er bald ein gottloſer Taugenichts. Deshalb nannte man dies Wirthshaus die Teufelsſchenke. Der Teufel hat einſt dieſelbe in die Hölle hinabgezogen und das Loch mit einem Steine verſchloſſen, der noch heut dort liegt und der Teufelsſtein genannt wird.

13. Der wilde Tänzer.

In der Teufelsſchenke, die ehemals im Tſcherbeneier Thale ſtand, wurde einſt die Faſtnacht gefeiert. Ein Muſikchor ſpielte zum Tanze auf und die jungen Burſchen drehten die Dorfmädel in raſchem Tanze. Die jungen Leute, welche ſich dort zuſammengefunden hatten, ſtanden nicht im beſten Rufe und es währte auch nicht lange, da bewies es ſich, daß die Dorfleute nicht Unrecht hatten, wenn ſie dieſelben gottloſe Trunkenbolde nannten.

Als der Zeiger an der Wanduhr die Mitternachtsſtunde zeigte, trat ein Jägerburſche in die Schenke, ſchwenkte die Mädel in wildem Tanze umher und feſſelte dieſelben ſo an ſich, daß ſie ihre Liebhaber gänzlich vergaßen, oder ſich an ihnen durch Vernachläſſigung rächen wollten, weil keiner derſelben ſo nüchtern geblieben war, daß er noch tanzfähig geweſen wäre. Eine Weile ſahen ſich die Burſchen dieſe Liebängelei mit dem Jäger und deſſen wilden Tanz an, dann brachen ſie aber einen Streit vom Zaune, zückten ihre Meſſer und drangen auf den Jäger ein. Dieſer drehte aber die Dorfſchönen durch die Reihen der wüthenden Burſchen hindurch, ohne verwundet zu werden und lachte die erbitterten Leute, deren

Messer sich an seiner Jagdjoppe krumm bogen, tüchtig aus. Da näherte sich der große Zeiger der Wanduhr der Zwölf, um die erste Morgenstunde anzuzeigen und kaum hatte er dieselbe erreicht, da erscholl ein unterirdischer Donner, die Erde öffnete sich und verschlang die Schenke mit Maus und Mann. Der wilde Tänzer hatte sich im letzten Augenblick in den leibhaftigen Teufel verwandelt. Als er die Schenke in die Hölle geworfen hatte, bezeichnete er den Ort, an welchem sie gestanden hat mit einem Felsblock, den das Volk den Teufelsstein genannt hat.

14. Der Spieler.

In der Teufelsschenke im Tscherbeneier Thale versammelten sich seit langer Zeit die jungen Burschen, von denen die Leute sagten, daß sie „hinter die Kirche gehen." Dieselben kamen nämlich aus den Nachbardörfern herbei, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Wenn aber die Eltern und Brotherren derselben sie in der Kirche wähnten, da waren dieselben in der Teufelsschenke und würfelten und zechten. Der gottlose Wirth schwieg und hatte seinen Vortheil dabei.

Als wieder einst die Schenke an einem Festtage während des Gottesdienstes bis auf den letzten Platz gefüllt war, trat ein schmucker Jäger in dieselbe ein und gesellte sich zu den Würfelbrüdern. Zuerst verlor er und die Dorfburschen frohlockten. Bald aber wandte sich das Glück zu seinen Gunsten und er gewann den Mitspielern ihr Bischen Geld ab. Als nun das Spiel enden wollte, rief er lachend aus:

„Wer würfelt mit mir um seine Seele! Zehn Gulden setze ich für jede Seele ein." Darüber freuten sich die rüden Burschen und gingen auf den sonderbaren Spaß ein. Der Erste, welcher den Würfelbecher ergriff, gewann und strich das Geld weg. Nun drängten sich die Anderen heran; denn jeder wollte sein Glück versuchen. Dasselbe blieb aber dem Jäger treu; er gewann eine Seele nach der anderen und zuletzt auch die des ersten Spielers. Darauf setzte er den Würfelbecher hin, musterte die leichtsinnigen Burschen und sah nach der Wanduhr. Dann erhob er sich langsam, vertrat den Ausweg und hob die linke Hand bis an den Mund. Im Augenblick verwandelte er sich in den Teufel und lachte höhnisch.

„Der Gottesdienſt iſt aus! Euere Seelen habe ich gewonnen und diejenige des Wirthes gehört mir ſchon lange. Macht Euch zur Höllenfahrt bereit!“

Kaum hatte der Böſe dieſe Worte geſprochen, da war das Wirthshaus verſchwunden und ein großer Stein lag an deſſen Stelle. Ein Nachbar der Teufelsſchenke hatte zum Fenſter hineingeguckt und das Teufelsſpiel geſehen. Er rief die Dorfleute zuſammen und ſchrie: „Hier liegt der Teufelsſtein!“ Der Teufelsſtein heißt der Felsblock noch heut.

XI. Wünſchelburg und Umgegend.

1. Die Entſtehung der Stadt.

Ueber die Entſtehung des Städtchens Wünſchelburg, welches an der Posna, unter der Heuſcheuer, gelegen iſt, ſind keine geſchichtlichen Aufzeichnungen vorhanden. Die Sage erzählt, daß ſchon im 9. Jahrhundert ein ſlaviſcher Herzog daſelbſt eine feſte Burg angelegt habe, unter deren Schutz ſich Handwerker und Hirten begaben. Die Anſiedelungen dieſer Leute wuchſen gar bald zu einem Städtchen, wozu es in damaliger Zeit keines großen Umfanges bedurfte. Das Stadtrecht ſoll Wünſchelburg übrigens erſt im Jahre 1418 von König Wenzel IV. von Böhmen erhalten haben. (Obwohl der Herzog Bolko von Münſterberg im Jahre 1337 bereits den Bürgern Wünſchelburgs urkundlich die Rechte und Privilegien beſtätigte, welche ſie unter König Johann von Böhmen beſeſſen hatten).

2. Der Name der Stadt.

Die Stadt Wünſchelburg hat ehemals Hradeck geheißen, welches aus dem böhmiſchen Hrad (Burg) und dem deutſchen Eck(e) zuſammengeſetzt iſt und „Burgecke“ bedeutet.

Das Wort Burg ſoll aus dieſem alten Namen auf den neuen herübergekommen ſein. Da die alte Burg aber oft unliebſame Eigener und räuberiſche Beſatzung hatte, wurde ſie die Wünſchelburg d. i. die verwünſchte Burg genannt.

Andere haben den Namen von Wünſchelruthe (virgula mercurialis) ableiten wollen.

3. Die Burg.

Ein Gebäude in der Braunauer Straße zu Wünschelburg wird die Burg genannt. Man will wissen, daß dies die alte Wünschelburg sei.

Anderer Sage zu Folge ist dieselbe das Schloß der Erbvögte gewesen, welche für die abwesenden Herren der Wünschelburg das Städtchen verwalteten und die Gerichtsbarkeit ausübten.

4. Das Jagdschloß.

Die ehemaligen Herren von Wünschelburg hatten sich auch daselbst ein Jagdschloß erbaut. Dasselbe soll später käuflich an die Stadt übergegangen und zum Rathhause eingerichtet worden sein.

5. Die Bartholomäuskirche.

Eine alte Sage lautet: „Wenn die Wünschelburger in die Kirche gingen, gingen sie zum Thore hinaus."

Andere Christenmenschen gehen bei solcher Gelegenheit bekanntlich zum Thore hinein.

Diese Sage soll aber deshalb entstanden sein, weil die zu Ende des 13. Jahrhunderts erbaute St. Bartholomäus-Kirche sich außerhalb der Stadtmauern befand. (Die Stadtmauer wurde 1418 angelegt.)

6. Die Pest.

Im Jahre 1633 herrschte zu Wünschelburg fürchterlich die Pest und die Sage berichtet, daß die ganze Stadt bis auf 60 (nach anderer Auffassung 104) Personen ausgestorben sei. Der übriggebliebene Rest wallfahrtete in Dankprozession für seine Erhaltung auf den Ring, gelobte, eine Peststatue zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit Gottes zu errichten, und setzte eine Gedächtnißfeier ein. (Aehnlich wie in Goldberg.)

7. Das Seelenbad.

Wie an anderen Orten, soll auch in Wünschelburg ein sogenanntes Seelenbad eingerichtet gewesen und im Jahre 1283 der Erbvogt Tscheterwang Besitzer desselben gewesen sein.

Den Badenden soll ein jemaliges Salzgeschenk verabreicht worden sein, welches aus einer Klosterstiftung herrührte.

8. Der Hussitenüberfall.

Im Jahre 1425 wurde Wünschelburg von Hussitenhorden, welche der berüchtigte Königgrätzer Pfarrer Ambros führte, überfallen und eingeschlossen. Die Bürger flüchteten auf die Burg, welche der Erbvogt Niclas von Ohlen (oder Ohler) befehligte. Durch Zufall (oder von den Bürgern selbst angesteckt) gerieth die Stadt in Brand und die Hussiten, welche bereits die Stadtmauer erklommen hatten, mußten von der Verfolgung abstehen.

Der Pfarrer Ambros ließ aber seine Horden lagern, bis das Feuer ausgewüthet hatte, und griff die Burg an, deren Besatzung sich auf Unterhandlungen einließ und freien Abzug mit Ausnahme der Geistlichkeit erhielt.

Die Bürgerfrauen steckten die Capläne in Weiberröcke und so entkamen dieselben. (Einer derselben soll vor dem Thore erkannt und erschlagen worden sein.) Der Stadt-Pfarrer Maegerlein und der alte Pfarrer Straube lehnten aber die Flucht in Weiberkleidern, als mit ihrer priesterlichen Würde unverträglich, ab, wurden von den Hussiten ergriffen und vor deren Anführer geschleppt.

Dieser befahl den beiden Pfarrern, sich sofort zur Horebitischen Lehre zu bekennen; nichts würde sie sonst vor schmerzlichem Tode schützen.

Die beiden Priester hielten aber fest an ihrem Glauben und erklärten dem Pfarrer Ambros, daß er nicht ihr Richter, sondern nur ihr Mörder sein könne.

Dieses Scheusal von einem Menschen befahl darob, den Pfarrer Maegerlein den Feuerlauf machen zu lassen. Es wurde demselben eine Getreidegarbe um den Körper gebunden, dieselbe angezündet und der standhafte Mann durch die Reihen der johlenden Hussiten gejagt. Der Pfarrer Straube wurde erschlagen und beide Leichname in eine Wassertonne (oder Braupfanne) geworfen. Die Gräber der beiden Märtyrer befinden sich an der Begräbnißkirche.

9. Das Kloster.

In Wünschelburg soll ehemals ein Augustiner- (?) Kloster gewesen und im Jahre 1469 von ungarischen Truppen des Königs Matthias geplündert und zerstört worden sein.

Die ganze Stadt hat übrigens dieses Schicksal getheilt; denn historisch steht fest, daß der ungarische Anführer van Hag die Stadt verwüstete.

10. Die Todtengräber.

Als im Jahre 1680 die Peſt in der Grafſchaft Glatz auftrat, hatte es in Wünſchelburg zwei Todtengräber, welche ſich dem Teufel verſchworen, um ſchnell reich zu werden. Dieſelben hießen Meier und Oſchner. Der Erſtere war der Anſtifter eines Planes, welcher über Wünſchelburg viel Unheil gebracht hat.

Als Meier bei einer Mahlzeit mit dem Oſchner ſaß, rief er den Satan. Dieſer erſchien als Mohr mit einem ſchwarzen Federhut auf dem Kopfe. Er ſtand auf einem Menſchen- und auf einem Krähenfuße, ſchaute ſich wild um und verbreitete einen häßlichen Schwefelgeruch. Meier erklärte, daß er und ſein Kamrad reich werden und beide ſich dem Teufel für ewige Zeit verpfänden wollten. Der Satan nickte und verſchwand. Da gingen die Todtengräber auf den Friedhof, riſſen die Peſtleiche eines jungen Mädchens aus dem Grabe, ſchnitten derſelben die Peſtbeulen ab und das Herz aus dem Leibe heraus. Mit dieſen Dingen begaben ſie ſich in der Mitternachtsſtunde in die Kirche und verbrannten das Herz der Jungfrau vor dem Altare zu Pulver. Mit den Peſtbeulen beſtrichen ſie die Hausthürgriffe der Einwohner und das Pulver ſtreuten ſie auf den Kirchweg. Da konnte es nicht anders kommen, wie es kam; es ſtarben die Menſchen in großer Zahl. Die Todtengräber frohlockten und legten die Leichen verkehrt mit dem Geſicht nach unten in die Erde; denn das hatte der Teufel ſich ausbedungen. Meier vergaß dies einmal und der Böſe drehte ihm ſofort den Kopf um. Das war dem Oſchner nicht unlieb; denn er gedachte jetzt der einzige Erbe der Stadt zu ſein. Der Teufel verſprach ihm auch alle Güter der Einwohner, welche die tückiſche Peſt haufenweiſe hinwegraffte. Der neue Gehilfe Oſchners merkte aber gar bald den Teufelsvertrag und zeigte dem hohen Rathe die Geſchichte an. Oſchner geſtand ſein Verbrechen ein und wurde am 15. Dezember 1681 verbrannt. Mit demſelben Tage erloſch die Peſt in der Stadt.

11. Die glühende Leiche.

Als die Todtengräber zu Wünſchelburg die Leiche des Todtengräbers Meier, dem der Teufel den Hals umgedreht hatte, begraben wollten, fanden ſie, daß dieſelbe wie ein eiſerner Ofen glühte und eine gewaltige Hitze ausſtrömte. Erſt nach einigen

Tagen wurde der Versuch gemacht, die glühende Leiche zu verscharren. Dieselbe war aber noch so heiß, daß die Männer sie dreimal wegwarfen und schließlich mit Hebebäumen der Grube zuwälzen mußten. Der Feuermann, welcher in der Umgegend häufig in der Mitternachtsstunde gesehen wurde, war natürlich der ruhelose Geist des schrecklichen Todtengräbers.

12. Das Schulereiten.

In Wünschelburg ist es ehemals Sitte gewesen, die Knaben, welche das erste Mal die Schule besuchten, nicht hinzuführen, sondern dahin reiten zu lassen. Wahrscheinlich auf dem Steckenpferde.

Ein Bürgermeister der Stadt, welcher seinen Knaben zur Schule reiten ließ, hat diesen denkwürdigen Tag aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert. Es war dies am Tage St. Georgii (23. April) 1630.

13. Das Wunder zu Albendorf.

Nahe bei Wünschelburg liegt der Gnadenort Albendorf, dessen Ruf in Schlesien, Polen, Böhmen und Mähren seit alter Zeit bekannt ist. An der Stelle, wo heut die herrliche Wallfahrtskirche steht, ragte ehemals eine Linde aus dem Boden. An derselben war ein Bild der Mutter Gottes angebracht und mancher fromme Pilger sandte dort im Vorüberwallen ein Gebetlein zum Himmel. Täglich aber betete daselbst ein Mann, der ein großes Vermögen besaß, aber völlig erblindet war.

Eines Tages hatte derselbe eine wunderbare Erscheinung. Er sah die Mutter Gottes in breitem Mantel auf sich zuschweben und ihr jungfräuliches Gesicht verklärte ein sanftes Lächeln. Andächtig schaute er die Erscheinung an und sah das Bild und die alte Linde vor seinen Augen auftauchen. Er hatte sein Augenlicht wieder erhalten und errichtete zum Andenken an das Wunder an derselben Stelle einen steinernen Altar, den er im Jahre 1218 seiner himmlischen Wohlthäterin weihte. Als in der Umgegend das Wunder bekannt wurde, zogen von nah und fern leidende Menschen herbei und fanden Trost und Heilung. Ludwig von Pannewitz erbaute im Jahre 1263 ein Wallfahrtskirchlein, an dessen Stelle von 1695 bis 1718 die jetzige Prachtkirche von Daniel Paschasius von Oster-

berg gestiftet und begründet und von dem Grafen von Götzen vollendet wurde.

14. Die Pulverkerzen.

Einst hauste auf dem Schlosse zu Albendorf ein Graf, der ein großer Gottverächter war. Derselbe besaß ein frommes Gemahl, welches eifrig die Gnadenkirche besuchte. Darüber ärgerte sich der gottlose Mann und beschloß, die Kirche in die Luft zu sprengen. Er gab sich den Anschein, als hätte er mit dem alten gottlosen Leben abgebrochen und wolle ein neues gottergebenes Dasein beginnen. Vor dem Fest der Himmelfahrt Mariens (15. August) schenkte er der Kirche zwölf ungewöhnlich starke Wachskerzen, welche bei Beginn des feierlichen Hochamtes angebrannt wurden. Zufällig stürzte aber eine der Kerzen auf den Altar herab und der Pulverinhalt bedeckte das Altartuch. Sofort sprangen die Kirchendiener herbei, löschten die anderen Kerzen aus und die Kirche war gerettet. Das Pulver wurde aus den Kerzen herausgeschüttet und fünf derselben zum ewigen Gedächtniß an die schändliche That des Grafen zur rechten Seite des Hochaltars aufgestellt, wo sie noch heut ihren Platz haben.

15. Das Gottesgericht.

Als der Burgherr zu Albendorf von der Zinne seiner Burg auf die Wallfahrtskirche schaute und die Zerstörung derselben durch die geschenkten Pulverkerzen erwartete, hörte er die Kirchenmusik und schnaubte vor Wuth, daß man gewagt, seinem Befehle zu trotzen, und die gesandten Kerzen nicht benutzt hatte.

Er wollte sich Respekt verschaffen und die Kerzen selbst anzünden lassen. Rasch jagte er in offenem Wagen zur Kirche und der Kutscher mußte die Stufen zum Wallfahrtstempel hinauffahren. Als der obere Absatz erreicht war, wurde auf wunderbare Weise der Hinterwagen von dem Vorderwagen getrennt und der Erstere sauste mit dem Grafen zurück, während Kutscher und Pferde unversehrt oben hielten. Der gottlose Graf hatte bei dieser Kirchenfahrt das Genick gebrochen.

16. Der schwarze Reiter.

An der Harte ist früher von den Bewohnern der Straßenhäuser in der Mitternachtsstunde gar oft ein schwarzer Reiter

gesehen worden, der eilig vorüberjagte. Die Leute, welche denselben näher betrachteten, sahen jedoch mit Entsetzen, daß ihm der Kopf fehlte, oder auf dem Rücken herunterhing. Der schwarze Reiter war kein Anderer, als der böse Graf von Albendorf, welcher seines gottlosen Vorhabens (Siehe 14. 15) wegen im Grabe keine Ruhe fand. Da die Erscheinung schon lange nicht mehr gesehen worden ist, scheint die Seele des bösen Grafen durch die Gebete der frommen Wallfahrer erlöst zu sein.

17. Der Rabenstein.

In der Nähe des Dörfchens Hirschzunge liegt der Friedrichsstein, der ehemals der Rabenstein genannt wurde.

An demselben, oder an dessen Platze soll einst ein Gehöft gestanden haben, welches dreimal durch den Blitz eingeäschert wurde. Da der gottlose Besitzer desselben die Donnerkeile (nach der Volkssage spitze, harte Steine) auffand und fluchend nach der Albendorfer Kirche warf, wurde er stumm und gelähmt und mußte bettelnd an der Kirche zu Albendorf sein Leben fristen. (Andere erzählen diese Mär von einem Gebäude in Wallisfurth, an dessen Stelle heut ein Kreuz steht.)

18. Die Hirnschale.

Auf einem Hügel bei Albendorf liegt ein Stein welcher die Form und die Farbe einer menschlichen Hirnschale hat. Wie dieser Stein dorthin gekommen ist, wissen die Albendorfer zu berichten.

Ein böser Knabe war als Viehjunge von einem Bauer in Albendorf gemiethet. Derselbe erhielt sein Frühstückbrot, wenn er die Kühe hinaustrieb. Zuerst schmeckte dem armen Burschen das Brot immer recht gut, bald wurde derselbe aber verwöhnt und er trieb mit seinem Frühstück allerhand Allotria. Einst nahm er dasselbe aus dem Tüchel heraus und besudelte es mit Schmutz. Kaum hatte er aber diesen Frevel begangen, da öffnete sich unter ihm die Erde und er versank in dieselbe. Nur der obere Theil seines Schädelknochens kommt aus dem Boden heraus und ist zu Stein geworden.

19. Die Heuscheuer.

Die wunderlichen Felsgebilde der Heuscheuer haben mit den verschiedensten Gegenständen unverkennbare Aehnlichkeit. Das

kommt aber daher, weil die ganze Heuscheuer eine verwunschene Burg ist. Wie groß dieses feste Schloß gewesen sein mag, kann man sich leicht denken, wenn man die Umrisse der Heuscheuer betrachtet. Die Burgherren, welche in demselben gehaust haben, sind riesige Recken gewesen; das sieht man an dem versteinerten Großvaterstuhle.

20. Die Heuscheuer-Jungfrau.

In den unterirdischen Kellern der Heuscheuer sitzt eine liebliche Jungfrau, welche eine eigenartige Beschäftigung hat. Dieselbe näht seit dem Verfall der Heuscheuerburg an einem Hemd.

Die Näherei geht aber langsam von Statten; denn die holde Näherin schläft das ganze Jahr hindurch und macht nur in jedem Jahre und zwar in der Christnacht einen Stich. Die Menschen sehnen den Augenblick, in welchem das Hemd fertig wird, auch garnicht herbei. Sobald dies nämlich der Fall ist, geht die Welt unter.

Ein Jüngling aus dem Leierdörfel war einst neugierig und drang in der Christnacht in die unterirdischen Heuscheuer-Säle ein. Er sah die verzauberte Jungfrau und in den Händen derselben das geheimnißvolle Hemd. Er erkannte gar bald, daß dasselbe bis auf den letzten Aermel fertig ist und auch an diesem schon Stiche gethan sind. Der Weltuntergang ist daher schon recht nahe gerückt.

21. Der Heuscheuerwirth.

Auf dem Heuscheuerkamme ist ein kleiner Fleck abgesperrt, dessen Einfriedigung aussieht, als ob dieselbe von Menschenhänden hergestellt sei. Und dies ist auch der Fall; denn die Stelle ist von einem Geisterbanner so bezeichnet worden, der dorthin den bösen Heuscheuer-Wirth verbannte. Die Geschichte trug sich sonderbar zu. Als in einem nahegelegenen Dorfe, vielleicht in Karlsberg, der weit und breit als gottloser Betrüger bekannte Gastwirth gestorben war, fand derselbe im Grabe keine Ruhe, sondern kam zurück auf die Erdoberfläche. In der Mittagsstunde setzte er sich in allerlei Gestalten, bald als Kobold, bald als elender Krüppel auf den Dachfirsten seines früheren Gasthauses. Er beunruhigte aber auch in der Nacht die Bewohner dieses Gebäudes und neckte die Vorübergehenden.

Kein Mittel konnte den Gastwirthsgeist bannen und er trieb seine Neckereien immer toller.

Da kehrte einst ein Mönch in dem verrufenen Gasthause ein, der ein weltbekannter Geisterbanner war. Derselbe hörte von dem Spuck und lachte.

„Wenn's weiter nichts ist, so will ich dem Hause Ruhe verschaffen. Ihr müßt mir aber, Wirth und Dorfbewohner, hundert Gulden für mein Kloster spenden."

Darauf gingen die Leute vergnügt ein; sie hätten noch mehr gegeben, wenn es gefordert worden wäre.

Der Mönch setzte sich auf den ältesten Stuhl, der im Hause war, murmelte einige Worte und der Heuscheuerwirth erschien im Gastzimmer. Er redete denselben an und befahl ihm, die im Leben begangenen Schandthaten zu erzählen. Der Geist kam dem Befehle nach und erklärte, daß er die Reisenden, welche bei ihm übernachteten ermordet, beraubt und auf der Dungstätte verscharrt habe.

Der Mönch ließ darauf die Skelette ausgraben und in geweihter Erde begraben. Den Heuscheuerwirth zitirte er aber wiederum in das Gastzimmer. Als dieser bemerkte, daß über die Menge seiner Verbrechen der Geisterbanner sehr unwillig war, bekam er Angst und verwandelte sich in eine Maus, um Zuflucht in einer Mauerspalte zu suchen.

Das nutzte ihm aber nichts; der Mönch rief ihn zurück und zitirte ihn in einen Geldbeutel, den er kreuzweise verschnürte und hinaustrug auf den Heuscheuerkamm, wo er noch heut in den ihm gesteckten Grenzen seine Bosheiten ausübt.

22. Der Heuscheuerwirth und der Handwerksbursche.

Einst gerieth ein Handwerksbursche von Karlsberg aus auf den Heuscheuerkamm und verirrte sich so, daß er nicht wußte, wohin er seine Schritte lenken sollte. Da winkte ihm von Weitem ein eingezäuntes Gärtlein, in dem ein Männlein in blauem Rock und rothem Wamse stand. Er umging die Einfriedigung, fand aber keinen Zugang zu dem Gärtchen und sprang schließlich über den Zaun hinein. Kaum war aber dies geschehen, so fühlte er sich zu Boden gerissen und derbe Schläge fielen auf seinen Körper nieder. Bald darauf aber flog er über den Zaun wieder hinaus und ein teuflisches Gelächter begleitete seinen Fall. Als er sich einiger-

maßen erholt hatte, eilte er weiter und kam glücklich in ein Dorf, wo er erfuhr, daß ihm der Heuscheuerwirth so übel mitgespielt hatte.

23. Der Heuscheuerwirth und der Wilddieb.

Ein bekannter Wilddieb war einst auf den Heuscheuerkamm gerathen und dem Bannorte des Heuscheuerwirths nahe gekommen. Als er über die Einfriedigung hineinsah, bemerkte er zu seiner großen Freude einen frisch aufgebrochenen Rehbock. Da sagte er:

„Wie schlau doch die Jäger sind! Hat Einer den Rehbock geschossen und nicht heimtragen mögen, dabei aber gedacht, daß hier der beste Versteck für denselben ist, weil sich die Leute vor dem Heuscheuerwirth fürchten. Na, ich glaube an solche Faxen nicht!“

Sofort kletterte er über die Einfriedigung hinweg und stand bei der Beute, die er habgierig erhaschen wollte. Doch kaum berührte dieselbe seine Hand, da verwandelte sich der todte Rehbock in einen mächtigen Adler, der ihn ergriff und sich hundertmal mit ihm in der Luft überschlug. Der Wilderer wurde dabei bewußtlos und als er zu sich kam, lag er neben einem großen Felsen weit ab vom Kamme. Seitdem glaubte er an Heuscheuerwirths Neckereien.

24. Der Heuscheuerwirth und das Beerweib.

Eine Frau aus einem benachbarten Dorfe war einst auf die Heuscheuer gekommen, um Beeren zu suchen. Sie kam auch an die eingezäunte Stelle auf dem Kamme und bemerkte darin eine Unmenge Beeren von seltener Größe. Da besann sie sich nicht lange, sondern stieg über das Gehege hinweg und begann zu ernten. Kaum berührte aber ihre Hand ein schönes Beerlein, da verwandelte sich dasselbe in einen Kobold der sie im Kreise herumdrehte und aus seinem Bereich hinausschleuderte. Als das Weib ihr Heim wieder glücklich erreicht hatte, gelobte es, sich nie wieder an dem Geringsten zu vergreifen, was auf eingezäuntem Lande wächst.

25. Der Heuscheuerwirth und der Wanderer.

Ein Wanderer, der, um sich die Heuscheuer anzusehen, weither gekommen war, verirrte sich auf dem Steingebirge und gerieth an den Platz des Heuscheuerwirths. Dort sah er hinter dem Gehege ein Männlein stehen und schritt auf dasselbe zu.

„Kannst Du mich den Weg nach Karlsberg hinunterführen, so will ich Dich gut bezahlen, denn ich habe mich hier verirrt.“

Das bunt gekleidete Männlein gab auf die Frage aber keine Antwort, sondern lachte höhnisch und zeigte dem Fremden die Zunge und die untere Rückseite seiner Figur. Darüber wurde der fremde Wanderer sehr böse und sagte:

„Diese Ungezogenheit werde ich Dir anstreichen, infamer Bengel!“

Er sprang über die Hecke hinweg und griff nach dem kleinen Wichte. Doch kaum berührte seine Hand denselben, da bekam er von ihm einen Ruck, daß er hoch in die Luft flog und an einem steilen Abhange zu Boden fiel. Als er glücklich eine menschliche Wohnung erreicht hatte, erklärten ihm die Leute, daß er von dem Heuscheuerwirth geneckt worden sei.

26. Der Heuscheuerwirth und der Pfarrer.

Ein frommer Pfarrer war einst auf die Heuscheuer gegangen, um sich an den großartigen Schöpfungen zu erfreuen, welche dort der himmlische Meister aufgebaut hat. Er kam auf seinem Marsche zu einem kleinen Gärtlein, welches eine starke Hecke umgab. Hinter derselben stand ein riesiger Mann in buntem Kleide, der mit seinen Augen den frommen Herrn zu verschlingen drohte. Dieser aber trat furchtlos näher und bemerkte dabei, daß der bunte Riese immer kleiner wurde, und zuletzt in einem Mauseloche verschwand.

Guten Menschen darf der böse Geist überhaupt nicht übel mitspielen und kann seine Neckereien und Schlechtigkeiten nur solche Leute fühlen lassen, die in gewinnsüchtiger Absicht fremden Grund und Boden betreten. Das eingehegte Fleckchen ist aber das anerkannte Eigenthum des Heuscheuerwirths und kein Mensch hat das Recht, dort sich aufzuhalten oder gar davon etwas wegzutragen.

27. Der Heuscheuerwirth und der Lehrbursche.

Ein Lehrbursche hatte sich einst auf der Heuscheuer verlaufen. Er sollte einen neu gefertigten Leibrock an den Besteller, einen reichen Bauer, abliefern. Als er einige Stunden umhergeirrt war, sah er prächtige Beeren hinter einer Hecke stehen, kroch über das Hinderniß hinweg, legte seine Bürde ab und begann sich an den Beeren zu laben. Er hörte aber gar wunderliche Töne und eilte

erschreckt fort. Als er den richtigen Weg wiedergefunden hatte und bei dem Bauer eingetreten war, bemerkte er zu seiner großen Verwunderung, daß der blaue Leibrock sich in einen gelben Rock umgewandelt hatte. Den blauen Rock trägt seit jener Zeit der Heuscheuerwirth, dem er besser gefallen hat als sein altes, gelbes Kleid! —

28. Der Kronenraub.

Es ist allgemein bekannt, daß die Otternkönige goldene Kronen haben. Ein junges Mädchen aus Passendorf hatte stets gezweifelt, ob dies wirklich der Fall sei. Eines Tages überzeugte es sich aber auf merkwürdige Weise davon und raubte einem Otternkönige das Krönlein.

Die hübsche Maid war mit ihrer Schwester in ein Felsenthal gegangen, um das Gestrüpp auszugrasen. Da der Weg dahin ziemlich weit war, hatten sich die Mädchen Milch und Brot mitgenommen und das ältere ging, als der Mittag nahte, breitete ein Tuch auf und stellte Milch und Brot darauf. Plötzlich bemerkte es, daß eine große Otter sich auf dem Tuche ringelte und den Trank aus dem Milchtopfe schlürfte. Neben derselben gewahrte es aber ein kleines goldenes Krönlein. Mit einem raschen Griff raubte die Maid das Kleinod und eilte davon. Der Otternkönig stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, auf welchen seine Unterthanen aus allen Erd- und Felsenspalten herbeieilten, um die Räuberin zu verfolgen. Diese erlangte aber glücklich eine menschliche Wohnung. Die Ottern konnten ihr deshalb den Raub nicht wieder abnehmen, wandten sich zu den Felsen zurück und tödteten ihren entkrönten König. Das Otternkrönlein wuchs aber in den Händen der holden Maid zu einer gewaltigen Krone und machte dieselbe zur reichsten Braut im ganzen Glatzer Lande.

29. Die schwarze Henne.

In der Nähe der Feldmühle wurde früher oft zur Nachtzeit und sogar bei Tage, wenn die Sonne am höchsten stand, eine schwarze Henne gesehen, welche unruhig umherlief, scharrte und verschwand. Die Leute wußten sehr gut, daß dies ein Teufelsspuck war, und wichen demselben aus.

Ein schlimmer Wilderer machte sich aber dem Teufel dienstbar.

Er ging des Nachts von Siebenhufen an den unheimlichen Ort und gelobte daselbst dem Teufel einen Mord und seine Seele. Darauf sah er die schwarze Henne ein Loch scharren, er ging näher und fand darin eine große Summe Geldes.

Auch an anderen Orten hat der Teufel häufig die Gestalt einer schwarzen Henne angenommen und schlechten Menschen Geld gebracht.

30. Der Kirchenbau.

Als im Jahre 1263 die erste Kirche zu Albendorf erbaut wurde, hat sich dabei ein großes Wunder ereignet.

Nachdem die Umfassungsmauern aufgeführt waren, sollte der Dachstuhl daraufgesetzt werden. Diese Arbeit wurde aber unterbrochen, weil der Sonntag herangekommen war. Als sich die Arbeitsleute auf den Heimweg begaben, begegnete denselben ein schöner Jüngling in gar seltsamer Kleidung und erzählte, daß er gesandt sei, den Dachstuhl auf die Kirche aufsetzen zu helfen.

Ungläubig zogen die Leute von dannen, der Jüngling aber schritt dem Kirchenbau zu.

Wie groß war jedoch das Erstaunen der Arbeiter, als dieselben des Montags auf den Bauplatz traten und ihre Arbeit bereits gethan fanden; das Holz war in bester Ordnung auf dem Gemäuer zusammengefügt.

Die Zimmerleute gingen wieder heim, erzählten allerorts das göttliche Wunder und alle Menschen, die dasselbe erfuhren, wallten nach Albendorf zu dem Gnadenbilde der Gottesmutter, welcher die Kirche erbaut worden war.

31. Der Osterbach.

In der Gegend von Albendorf (auch anderwärts) ist das Wasser des Dorfbachs am Ostersonntage heilkräftig. Es ist deshalb eine alte Sitte, daß die Leute während der hl. Messe zum Osterbach wallen, Wasser schöpfen und sich mit demselben waschen. Viele Menschen wurden dadurch schon vor gefährlichen Krankheiten beschützt. Jedoch dürfen dieselben auf dem Heimwege von dem Bache nicht sprechen, sonst verliert das Wasser seine Heilkraft.

32. Das Gloria-Wasser.

Das Wasser, welches am Ostersonnabend die Leute früher aus der Dorfbach schöpften, war ebenfalls heilbringend und verhütete

bei denen, welche sich mit demselben wuschen, böse Krankheiten. Da dasselbe während des Gloriae bei der Frühmesse geschöpft werden mußte, erhielt es den Namen Gloriawasser.

Auch bei dieser Waschung sicherte nur tiefes Schweigen den beabsichtigten Erfolg.

XI. Schlegel und Umgegend.

1. Der Teufelslauf.

Vor vielen Jahren lebte ein Mann in Schlegel, dem es sehr schlecht ging. Derselbe hieß Zenker. Das Mißglück, das ihn verfolgte, brachte ihm aber nicht das Mitleid der übrigen Dorfbewohner ein; dieselben glaubten vielmehr, daß es dem gottlosen Manne noch viel zu gut ergehe. Dieser hatte aber das dürftige Leben arg satt; er eilte hinaus auf den Wolfsberg und rief den Teufel.

Der Böse erschien und frug, weshalb er gerufen sei?

Zenker zauderte nicht, sein Begehr auszusprechen.

„Mir geht es schlecht und Gott und die Menschen helfen mir nicht, deshalb komme ich zu Dir. Willst Du mir tausend Dukaten verschaffen und mir fünf Jahre ein freudvolles Dasein gewähren, so sollst Du meine Seele haben, wenn ich mich bis dahin nicht zu Gott zurückwende."

„Gut! Ich will Deine Wünsche erfüllen, Deine Seele soll aber mir gehören, wenn Du nach Ablauf der fünfjährigen Frist nicht binnen einer Stunde den Weg von Schlegel bis zur Albendorfer Kirche zurücklegst."

Der Teufel lachte grimmig.

Er ritzte den linken Arm des Zenker, tauchte eine Feder in das Blut desselben und ließ sich damit einen Vertrag unterschreiben.

Zenker fand das verlangte Geld und lebte darauf in wilder Lust; denn es glückte ihm Alles, was er ergriff.

Endlich nahte aber die Stunde, in welcher er den Teufelslauf machen sollte, und er fühlte Angst und Bangigkeit.

Pünktlich stand der Teufel bei ihm und der Lauf begann.

Zenker fühlte seine Knie schlottern und seine ganze Verwegenheit verließ ihn. Da erinnerte er sich der gnadenbringenden Mutter-

gottes zu Albendorf, von welcher er Vieles gehört, bisher aber Nichts geglaubt hatte. Er gelobte derselben, fromm zu werden und von dem Ueberfluß, welchen der Teufel ihm gebracht hatte, die Kirche von Albendorf ausschmücken zu lassen, wenn er glücklich sein Ziel erreiche. Da war es ihm, als schwebe das Gnadenbild vor ihm, welches sich in der Albendorfer Kirche in einem Glaskasten auf dem Hochaltare befindet. Seine ganze Besonnenheit kehrte zurück und er eilte in wildem Laufe dahin. Als die verhängnißvolle Stunde verronnen war, schritt er eben die Stufen zur Kirche hinan und die Macht des Teufels erreichte ihn nicht mehr. Dieser warf ihm aber wüthend den zerrissenen Contrakt vor die Füße.

Zenker dankte in der Wallfahrtskirche Gott für seine Rettung und wurde von der Stunde an ein frommer Mann, der bis an sein spätes Ende ein Wohlthäter der Kirche und der armen Menschen blieb.

2. Das Wetterläuten.

Ehemals ist es Sitte gewesen, bei Gewittern die Glocken zu läuten. Dieses Wetterläuten wurde aber vor hundert Jahren (1784) verboten. Als darauf über Schlegel ein Gewitter heraufzog und das erste Mal das Geläut unterblieb, verwüstete ein arges Hagelwetter die schöne Ernte der Schlegeler Feldmark. Die Einwohner wußten recht wohl, weshalb das Unheil über sie hereingebrochen war, und entrissen dem Pfarrer und dem Kirchenvater die Schlüssel zum Glockenthurm, als mehrere Tage nachher ein anderes Gewitter aufzog. Sie läuteten die Glocken und das Wetter zog grollend vorüber, ohne Schaden anzurichten. In Schlegel glaubte daher jeder Bewohner, daß das Wetterläuten die Blitze breche und die Wetter vertreibe.

3. Das alte Schloß.

Am tiefsten Ende von Rothwaltersdorf stand ein herrschaftliches Wohngebäude, welches einst eine kaiserliche Pfalz gewesen sein soll und mit Wallgraben und Zugbrücke versehen war.

Dasselbe brannte im Jahre 1646, als der Oberst Toback darin Quartier genommen hatte, aus, und die sämmtlichen Eheweiber der Dorfmänner (bis auf 6), die sich in das Schloß geflüchtet hatten, fanden in den Flammen ihren Tod. Der Oberst Toback rettete sich durch ein Fenster.

4. Die alte Burg.

In Eckersdorf sind von einer alten Burg noch einige Merkmale vorhanden, namentlich die Wallvertiefung um einen kleinen Hügel. Dort soll in uralter Zeit eine kaiserliche Pfalz gestanden haben. Das Gut selbst war bis 1624 ein kaiserliches Lehen. (Die sogenannte Ruine auf der Walterkuppe ist im Jahre 1801 angelegt worden).

5. Das Christusbild.

Am Wege von Niedersteine nach Dürrkunzendorf hängt ein Christusbild an einem Baume. Früher war dort dicker Wald, den einst am Spätabend ein Müller aus Steine mit seinem Helfer passirte. Dieselben fuhren Mahlgut nach Kunzendorf Als sie aber jene Stelle erreicht hatten, blieben die Gäule stehen und zitterten ängstlich. Der Müller bemerkte bald den Teufel am Wege, der ein höllisches Hohngelächter ausstieß. Der wackere Mann fürchtete sich aber nicht; denn er wußte, daß gute Menschen in Gottes Schutze stehen und der Teufel ihnen nicht an den Leib kann. Trotzdem wac die Lage recht fatal, denn der Böse gab den Weg nicht frei.

Endlich wußte der Müller Rath; er sandte den Helfer in die Mühle zurück und ließ ein Christusbild herbeiholen. Dieses nagelte er an den Baum, wo es noch heute zu sehen ist, und der Teufel floh in den Wald. Der Müller kam glücklich mit seinem Gefährt an das Ziel und hat in seinem Leben nie mehr den Teufel gesehen oder gehört.

6. Die Sebastiankapelle.

Auf einem Hügel in der Nähe der Pfarrkirche zu Niedersteine liegt eine hübsche Kapelle, welche dem heiligen Sebastian geweiht ist.

Als im Jahre 1680 die Pest in der Grafschaft hauste, gelobte die Besitzerin von Steine, Freiin Maria von Hemm, geb. Freiin von Stillfried, zur Ehre Gottes eine Kapelle zu bauen, wenn Steine von der tückischen Krankheit verschont bliebe. Das geschah. Die Freifrau erfüllte ihr Gelübde und hinterlegte ein Kapital zur ewigen Unterhaltung der Kapelle.

7. Die Wettersäule.

In der Nähe des Schlosses zu Mittelsteine steht eine sogenannte Wettersäule. Das Thal daselbst wurde vielfach von

Wolkenbrüchen und Ueberschwemmungen heimgesucht und der Volkssage nach wurden dieselben dadurch verhütet, daß die Bewohner der geschädigten Gegenden Wettersäulen setzten, welche sie der Muttergottes oder dem Schutzpatron des Landes weihten.

(Diese Säulen sind walzenförmig und mit einem Schraubengewinde versehen. Oben sind dieselben mit einem Heiligenbilde geschmückt!)

XII. Neurode und Umgegend.

1. Der Stadtname.

An dem Platze, wo heut die Stadt Neurode liegt, soll ehemals ein großer Wald gewesen sein. Als man denselben theilweise niederschlug und die Wurzelstöcke ausgerodet hatte, wurde das neugerodete Land „neu rode“ genannt. Dieser Name ist auch der darauf entstandenen Stadt geblieben.

2. Die Pestkapelle.

Auf dem Wege von der Stadt nach dem Annaberge steht eine Kapelle, welche zur Erinnerung an eine verheerende Pest in der Grafschaft Glatz errichtet ist. Die Bürger von Neurode hatten nämlich gelobt, eine Kapelle zu bauen und mehrere Stiftungen zu machen, wenn die Stadt von der tückischen Krankheit verschont bliebe. Als dies eintraf, hielten die braven Neuroder ihr Versprechen. In der Kapelle ist noch heut folgendes Verslein zu lesen:

Da die grimmigen Menschenfresser
Morsch und Marsch herum vagieret
Und die Pest durch Stadt und Schlösser
Unbegreiflich hat grassieret,
Bleibt durch Gottes Gnade und Güte
Die Stadt Neurode unverletzt,
Drum von Grund, Herz und Gemüthe
Gott zu Ehren dies von der Stadt wurde gesetzt
Im Jahre 1680.

3. Die Tuntschendorfer Predigten.

Ehemals predigte der Pfarrer aus Mittelsteine alljährlich vier Mal auf den Ruinen der abgebrannten Kirche zu Tuntschendorf und brachte in der Oktoberpredigt den Kirchkindern das Schicksal jenes Gotteshauses in Erinnerung.

Als nämlich im Jahre 1621, während des Böhmischen Aufstandes die kaiserlichen Truppen die Bauern jener Gegend überfallen hatten, zogen sich diese in die Kirche zurück. Die Feinde zündeten aber das Gotteshaus an und 200 Bauern fanden darin ihren Tod. Bis 1663 blieben die Trümmer liegen, dann entstand auf denselben erst die neue Kirche.

4. Der große Thurm.

Auf der Grundmark von Tuntschendorf soll ehemals ein festes Schloß gestanden haben, über welches ein gewaltiger Thurm hinwegragte, der im Jahre 1717 abgetragen wurde und so viel Bausteine ergab, daß dieselben zu der Erbauung der Ortskirche ausgereicht haben sollen.

5. Die Krainsdorfer Glocke.

In der Kirche zu Krainsdorf hängt eine Glocke, welche in alter Kriegszeit die Bewohner des Ortes vergruben, um dieselbe vor eindringenden Feinden zu retten.

Als der Krieg beendet war, wußte im Dorfe aber kein Mensch, wo man die Glocke verscharrt hatte, und es vergingen hundert Jahre ehe dieselbe wieder aufgefunden wurde.

Ein Bauer ackerte einst sein Feld und stieß mit dem Pflugschaar an hartes Metall. Er gewahrte bald, daß es der obere Theil einer Glocke war, und eilte, seinen Fund dem Pfarrer anzuzeigen. Die Glocke wurde ausgegraben und in feierlicher Prozession nach der Kirche getragen, in deren Dienste sie noch heut ist.

6. Die Teufelsnägel.

In Königswalde lebte einst ein Mann, welcher sich den Teufel dienstbar machen und auch denselben vertreiben konnte. Einst wollte er einen bösen Förster dem Satan in die Arme führen. Er ging in den Wald und schlug in einen Baumstumpf, auf welchen der Jäger sich bei Ueberwachung der Culturarbeiten seit

einigen Tagen stützte, dreizehn lange Nägel, so daß dieselben einen Kreis bildeten. Hätte der Förster seine Hand in den Kreis gestützt, so wäre er unwiderruflich dem Teufel verfallen gewesen. Er merkte aber die Falle, rief einen Arbeiter herbei, ließ denselben die Nägel herausziehen und schenkte sie ihm. Dieser Mann fühlte sich aber sofort unwohl und wurde todtkrank. Da rief die Frau desselben den Schwarzkünstler herbei, nachdem die Aerzte nicht helfen konnten. Dieser lachte und frug, ob der Mann aus dem Walde etwas heimgebracht habe?

„Dreizehn lange Nägel," antwortete die Frau.

Der Schwarzkünstler nahm dieselben, warf sie in das Feuer und sagte ein Sprüchlein.

Von der Stunde ab wurde der Kranke ruhig und noch vor Mitternacht gesund.

7. Der Teufelsbann.

In Ludwigsdorf hatte sich zu einem Bäuerlein einst ein fremder Mann gesellt, welchem das Fluchen und Gotteslästern desselben gar wohl gefiel. Der Bauer unterhielt sich mit dem Fremden und bekam von ihm, als dieser einen andern Weg einschlug, ein schwarzes Buch zum Andenken, in welchem er fleißig lesen sollte, wenn er in Noth sei und Hilfe brauche.

Der Bauer ging heim und es währte auch nicht lange, so brauchte er Geld zur Saat. Da er jedoch arg verschuldet war, wollte ihm Niemand borgen. Schließlich fiel ihm ein, daß er sich aus dem Buche Hilfe holen könne. Er schlug dasselbe in der Mitternachtsstunde auf und öffnete ein Fenster. Kaum hatte er einen Spruch gelesen, so rauschte ein großer schwarzer Vogel in das Gemach. Der Bauer ahnte zwar, daß das Buch von dem Teufel sei, und fürchtete sich, Geld mußte er aber auf alle Fälle haben und deshalb entschloß er sich, dasselbe zu verlangen. Seine Bitte wurde erfüllt und Geldgier veranlaßte ihn noch oft, den Teufel zu rufen, bis er ein steinreicher Mann geworden war.

Nach langer Zeit fühlte er jedoch arge Gewissensbisse und eilte in die Kirche. Kaum hatte er diese aber betreten, so trieb ihn die Angst heim und schon von Weitem gewahrte er eine Menge

schwarzer Vögel auf sein Haus und in die Wohnstube fliegen. Er eilte in rasendem Lauf dahin und entriß seinen Kindern, das schwarze Buch, las die Sprüche verkehrt und jagte dadurch einen Vogel nach dem anderen wieder aus dem Zimmer hinaus. Darauf legte er das schwarze Buch in den Keller, beschwerte es mit Steinen und band es an Ketten. Als er aber in die Stube trat, lag dasselbe wieder auf dem Tische. Nun zerriß er es und warf es in den Ofen. Als er sich aber zum Tische wandte, lag es wieder dort. Er wußte natürlich, daß er in dem Teufelsbann und das Buch der Teufelszwang sei, welcher ihn festhielt. In seiner Noth lief er nach Albendorf und gab das Buch dem Pfarrer daselbst. Dieser sprach ihn von dem Teufelsbanne los und warf das Buch in den Ofen.

Zitternd ging der Bauer heim und sah furchtsam auf den Tisch, ob das Buch etwa wieder dort sei. Diesmal war es aber nicht wiedergekommen und es blieb fort.

Der Bauer athmete erleichtert auf und wurde ein frommer Mann, der bis an sein Lebensende ein Wohlthäter der Kirche und der Armen blieb.

8. Der Truppenempfang.

Im Jahre 1807 soll der Dorfschulmeister Ignatz Richter in Hausdorf bei Annäherung der Bayerischen und Württembergischen Truppen, als die Dorfbewohner in große Angst und Verwirrung gerathen waren, allein den Muth bewahrt haben.

Er nahm seine Zöglinge auf den Weg vor das Dorf hinaus, stellte dieselben in Reihen auf, bewillkommnete das erste heranmarschirende Regiment und bat um Schonung der Gemeinde, die durch starke Kriegslieferungen bereits verarmt sei.

Der Oberst gewährte des Schulmeisters Bitte und befahl, daß kein Soldat beim Durchmarsch aus dem Gliede trete. Der gleiche Empfang wurde auch anderen Regimentern zu Theil. Offiziere und Mannschaften freuten sich darüber und beschenkten die Kinder. Den Dorfbewohnern wurde kein Haar gekrümmt und kein Hälmchen geraubt. Der General von Schröter ließ dem beherzten Schulmeister sogar Musik von der Regimentskapelle machen und befahl, Eilboten ihm nachzusenden, wenn durchmarschirende Truppen wagen

sollten, im Dorfe Excesse zu verüben. Hausdorf wäre ohne seinen braven Schulmeister sicher hart bedrückt worden.

9. Der Otternstein.

Auf dem Abhange des Eulengebirges liegt in der Nähe von Hausdorf der Otternstein. An dessen Stelle hat ehemals eine alte Burg gestanden, die schon seit einem halben Jahrtausend verschwunden ist, ehemals aber zu den Schlössern gehört haben soll, welche den Landfrieden schützten.

10. Die Schätze im Otternstein.

Im Otternstein liegen verborgene Schätze, welche von Schlangen bewacht werden. Wer dieselben heben will, muß eine Otter tödten und dadurch eine verwunschene Prinzessin erlösen, welche sich in hundert Jahren einmal am Otternstein zeigt.

11. Die Burgfrau.

Wie in den anderen verfallenen Burgen der Grafschaft Glatz, so giebt es auch im Otternstein eine Edeldame, welche im Grabe keine Ruhe finden kann. Dieselbe hat um das Jahr 1100 gelebt und war des tapferen Ritters vom Otternstein schönes Gemahl. Sie hatte demselben ein Knäblein geboren, als er mit dem Heere der Kreuzfahrer in das gelobte Land gezogen war. Eines Tages setzte sie ihr Kind neben sich zur Erde und dachte an den entfernten Gatten. Als sie aber später nach dem Knäblein schaute, war dies von einer mächtigen Otter erwürgt worden. Ueber diesen Verlust grämte sie sich todt. Im Grabe konnte sie aber keine Ruhe finden, weil durch ihre Unaufmerksamkeit ihr Knäblein durch die Otter den Tod gefunden hatte, und muß jetzt noch in Gestalt einer Schlange den Berg bewachen. Wer dieselbe tödtet, findet einen goldenen Schlüssel, welcher die Thore zu den Schatzkellern öffnet.

Vor vielen Jahren soll ein Holzhacker versucht haben, die Burgfrau zu erlösen. Dieselbe hatte ihm ihr Schicksal geklagt und gebeten, am folgenden Tage eine Schlange zu tödten, die an den-

ſelben Ort kommen würde. Der Holzarbeiter verſprach dies, verlor aber bei dem Anblick der gräßlichen Schlange den Muth, lief fort und ſtürzte hin. Dicht hinter ſich hörte er das Ungeheuer ziſchen und der Schreck lähmte ſeine Glieder. Er mußte auf den Händen heimkriechen und konnte ſein ganzes Leben hindurch nicht wieder ſeine Beine benutzen; er blieb gelähmt.

An der Stelle, wo er niederſtürzte, ſteht eine Fichte, wenn dieſelbe wird gefällt werden, wird aus deren Brettern eine Wiege angefertigt und der Säugling, welcher in derſelben ſchlummert, wird die verzauberte Burgfrau erlöſen.

12. Der General.

Ein ſchwediſcher General, welcher im dreißigjährigen Kriege gefallen iſt, hat auf der hohen Eule ſein Grab, in demſelben aber keine Ruhe gefunden, weil er auf ſeinen Kriegszügen ſchreckliche Schandthaten verübt hatte. Zweihundert Jahre hat er auf dem Eulengebirge ruhelos umherwandeln müſſen, ehe er durch die Fürbitten der frommen Wallfahrer in Albendorf erlöſt wurde.

13. Der General und der Eierhändler.

Einſt ging ein Eierhändler von Falkenberg nach Dorfbach und begegnete einem Offiziere, welcher gläſerne Stiefeln an den Füßen hatte. Das ſah natürlich lächerlich aus und der Eierhändler bekam Luſt, dem ernſten General einen Spaß mitzuſpielen. Er beugte ſich nieder, ergriff einen Stein und warf denſelben auf einen Glasſtiefel in der Abſicht, dieſen zu zertrümmern. Er hatte ſich aber verrechnet; der alte General ſchleuderte mit dem gläſernen Stiefel den Stein mit einer ungeheuren Gewalt zurück, ſo daß derſelbe in den Eierkorb fiel und Mann und Korb zu Boden riß. Als ſich der boshafte Eierhändler wieder erhoben hatte, gewahrte er, daß ſämmtliche Eier zerſchlagen waren, der General aber mit ſeinen gläſernen Stiefeln auf der hohen Eule ſtand.

Er ging heim nach Dorfbach, und nimmer iſt ihn die Luſt angewandelt, den Schwedengeneral zu necken.

14. Des Generals Vertheidigung.

Vor einem halben Jahrhundert waren einige Bergknappen auf die Eule gegangen, um das Grab des Schwedengenerals zu öffnen und sich die Schätze aus demselben anzueignen. Es wußte nämlich von Wüste-Waltersdorf bis Glatz-Hausdorf jedes Kind, daß der Waffenrock des Generals mit schweren Goldborten geziert und der Degen desselben mit köstlichen Diamanten geschmückt war.

Die Grabstelle war schnell gefunden und die Knappen machten sich daran, das Grab zu öffnen.

Da ertönte aber ein fürchterlicher Donner in dem Innern der Eule und der General trat mit gezücktem Degen aus dem aufgesprungenen Grabe, um die Ruhestörer zu strafen. Diese aber nahmen Reißaus und kamen glücklich in ihr Dorf heim. Seitdem hat Niemand wieder gewagt, des alten Schweden Grab aufzuwühlen.

15. Die todte Familie.

An der hohen Eule soll vor vielen hundert Jahren eine Burg gestanden haben, deren Besitzer ein zwölfjähriges Mädchen heirathete. Die kindliche Frau schenkte nach Jahresfrist einem Knäblein .das Leben, starb aber bei der Entbindung sammt dem Neugeborenen. Der Ritter und dessen Schwiegermutter waren zu den Leichen getreten und wurden bei denselben todt aufgefunden.

Ein altes Volkslied sagt darüber:

„Ist das kein Kummer, keine Noth?
Vier, die sich liebten, sind jetzt todt."

Als die todte Familie aufgefunden worden war, blieb die Burg unbewohnt und ging ihrem jähen Verfalle entgegen. Heut ist nichts mehr von ihr zu sehen.

16. Köpprich.

Aus dem Dorfe Köpprich, welches richtiger Köppernik heißen sollte, soll die Familie des berühmten Astronomen Kopernikus stammen. Der Vater des großen Astronomen soll mit Kupfer nach Danzig gehandelt haben.

Bekanntlich streiten sich nicht nur Ortschaften, sondern sogar Völkerreiche um die Ehre, die Heimath des berühmten Gelehrten zu sein.

17. Die Kningenburg.

In der Nähe des Dorfes Volpersdorf, auf dem Kningenberge, ſoll ehemals eine feſte Burg geſtanden haben, in welcher wilde Raubritter hauſten. Dieſelben haben viele Schätze zuſammengeſchleppt und in den Kellern der Burg vergraben.

Eine reine Jungfrau, die in der Chriſtnacht nach denſelben ſpäht und eine angezündete, geweihte Kerze in der Hand trägt, kann die Pforte zu dem verfallenen Burgkeller öffnen und nach Herzensluſt Gold und Edelſteine zuſammenraffen.

Buchdruckerei C. Maretzke, Trebnitz i. Schl.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google